This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

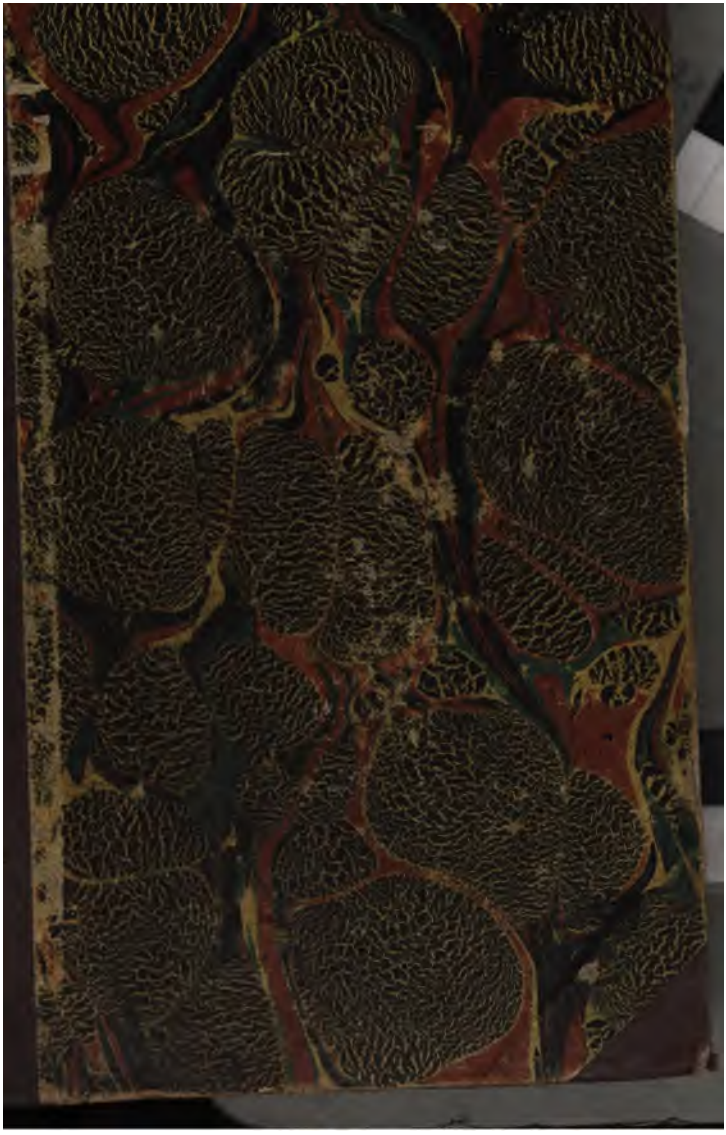
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

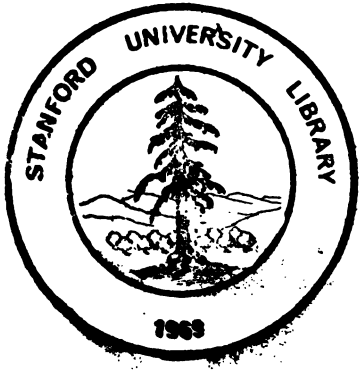
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

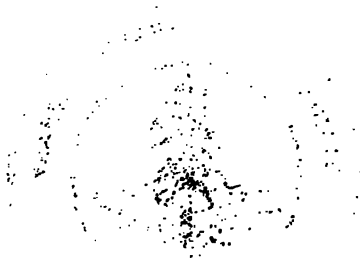
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

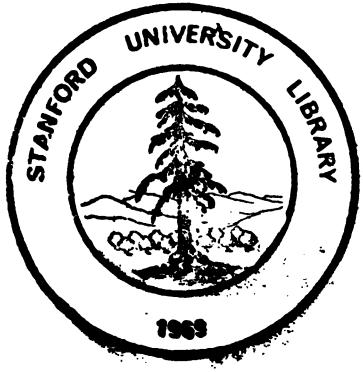


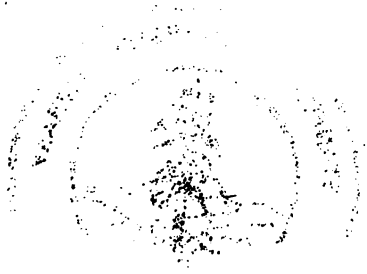
E 2934





E 293





A. F. E. Langbein's

sämmtliche Schriften.

Zweite verbesserte Auflage.

Zwölfter Band

enthält:

Zeitschwingen.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1841.

NLE 7

PT2390
L4
1841
v.12

Beitschwingen.

Die Schule der Eleganz.

Eine Posse in drei Aufzügen.

Personen.

Herr von Puff.
Meister Puff, sein Bruder.
Madam Schwalbe.
Julie, ihre Nichte.
Frau von Schmelz.
Moritz, ihr Sohn.
Gauch, Hofmeister des Herrn von Puff.
Wiesel, ein Agent.
Hannchen, Stubenmädchen der Madam Schwalbe.
Ein Tanzmeister.
Ein Bereiter.
Ein Miethkutscher.
Bediente des Herrn von Puff.

Die Handlung geht im Hause der Madam Schwalbe vor.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Im Zimmer der Madam Schwalbe.

Hannchen (ſtrickend).

Ob ich denn eine Nadel werde ruhig abſtricken können? — Es wäre ein Wunder! — Ich bin das Leben in dieſem Taubenſchlage recht ſatt. Das iſt den ganzen Tag ein Aus- und Einfliegen ohne Ende! Und wenn's nur noch fromme Tauben wären, ſo möcht' es ſeyn; aber da kommen lauter Raben, Geier und Habichte. Pfui über das häßliche Geſchmeiß! Seitdem vollends der hochwohlgeborne Eulenſpiegel, Herr Peter von Puff, hier im Hauſe wohnt, ſind die Raub- und Stoßvögel unausſtehlich rege geworden. (Es wird ſtark an der Thüre geklopft.) Dacht' ich's doch! Das iſt gewiß wieder ſo ein Vogel Greif; man hört's gleich an der Haſt, mit der er ſich anmeldet. (Stärkere Schläge an die Thür.) Nu, nu, nur Geduld! (Sie geht und öffnet.)

Zweiter Auftritt.

Agent Wiesel. Hannchen.

Wiesel (schnell eintretend). Guten Tag, schönes Mädchen.

Hannchen. Sind Sie's denn nur? — Ich dachte, es wäre wenigstens ein Graf; so gebieterisch klopften Sie an.

Wiesel. Ja, wer so viel Geschäfte hat, wie ich, kann nicht lange vor den Thüren schildern. Ist Madam zu Hause?

Hannchen. Dieß Mal nicht.

Wiesel. Sapperment! das ist ärgerlich. Sie hat mich ausdrücklich auf diese Stunde her bestellt, und nun schachert sie in der weiten Welt herum. — Was gibt's denn? Was will sie von mir?

Hannchen. Ich weiß davon kein Wort.

Wiesel. Sie machte die Sache sehr wichtig, und ein Mann wie ich gibt sich auch mit Kleinigkeiten nicht ab. Wenn sie nur da wäre! Es ist, wahrlich! recht unartig von der werthen Madam. (Er läuft ungeduldig im Zimmer auf und ab.) Einen Müßiggänger mag sie so in den April schicken; aber mich nicht. Ich weiß gar nicht, was sie denkt. Es ist ihr doch bekannt, daß ich immer alle Hände voll zu thun habe und daß bei mir jede Viertelstunde ihren baaren Louisd'or werth ist.

Hannchen. Ei bewahre! So viel gebe ich Ihnen nicht dafür und Madam vermuthlich auch nicht. Halten Sie sich also ja keinen Augenblick länger hier auf! Sie könnten uns sonst eine fürchterliche Rechnung machen. (*Sie drängt ihn scherzhaft nach der Thür.*)

Wiesel (sträubt sich possierlich und ungelenk). Nicht doch! nicht doch! Bei einem so netten Mädchen bleib' ich umsonst oder mache mich auf andre Weise bezahlt. (Er hascht nach einem Kuß.)

Hannchen (weicht ihm verächtlich aus). Ruhig, Herr Agent! Das paßt nicht zu den grauen Haaren unter Ihrer Perücke.

Wiesel. Aha! wenn ich also einen schwarzen Krauskopf hätte, wie sie jetzt Mode sind — da — da —

Hannchen. Schwatzen Sie nicht so albern! Ich verbitte mir das ernstlich.

Wiesel. Hoho! diese stolze Tugendsprache macht mich ganz irre. (Er blickt wie befremdet im Zimmer umher.) Ich bin gewiß fehl gegangen. — Wohnt hier Madam Schwalbe?

Hannchen. Wer sonst?

Wiesel. Die gefällige, dienstfertige Madam Schwalbe?

Hannchen. Hm!

Wiesel. Die wandernde Trödelbude?

Hannchen. Ich erstaune.

Wiesel. Die Heirathsschmiedin?

Hannchen. Schweigen Sie?

Wiesel. Die geheime Liebesstafette?

Hannchen. Herr! ich rathe Ihnen —

Wiesel. Die Gelegenheitsmacherin?

Hannchen. Welche Lästerungen! (Sie wendet sich weg und hält mit beiden Händen die Ohren zu.)

Wiesel. Die ehrbare, fromme Matrone, die keine Predigt und keine Gelegenheit — zum Prellen versäumt? — Die gefühlvolle Dame, die so oft rührend und weinerlich spricht, und dabei ihre Kunden so zwackt, daß ihnen die Augen übergehen? — Die alte Kreuzspinne, die in

ihrem Netze auf junge, leichtsinnige Fliegen lauert? — Mit Einem Worte: die Fünfzig-Prozent-Christin — die Raubbiene — das immer flotte Kaperschiff —?

(Er wird durch ein lautes Klopfen an der Thür unterbrochen.)

Hannchen. Ha! da kommt Madam. Nun, mein Herr, blüht Ihr Glück. Ich will Sie sogleich als einen geschickten Portraitmaler empfehlen. (Sie will nach der Thür gehen.)

Wiesel (hält sie zurück). Ums Himmels willen nicht!

Hannchen. Lassen Sie mich los!

Wiesel. Habe Mitleiden, verrathe mich nicht!

Hannchen. Kein Pardon! Madam soll alles erfahren.

(Wiederholtes Klopfen.)

Wiesel (mit steigender Angst). Hannchen, goldenes Hannchen, erbarme dich! Madam Schwalbe ist meine einzige Stütze — ich bin Zeitlebens ein ruinirter Mann. (Er wirft sich ihr zu Füßen.) Mache mich nicht unglücklich! Ich habe eine Frau und sieben lebendige Kinder.

Hannchen. Jämmerlicher Mensch! (Sie ringt sich los und öffnet die Thür.)

Dritter Auftritt.

Madam Schwalbe. Ein Miethkutscher. Die Vorigen.

Mad. Schwalbe (in der Thür). Na, Jungfer! Sie läßt mich gewaltig lange klopfen. (Sie tritt krächzend herein. Ihre schwarze Enveloppe ist, wie die Plane eines *Frachtwagens*, über große Bündel ausgebreitet, die sie unter

beiden Armen trägt. Ihr folgt ein Miethkutscher mit ähnlichem Gepäck.)

Wiesel (geht ihr mit tiefen Bücklingen entgegen). Unterthäniger Diener, werthgeschätze Madam. Erlauben Sie. (Er nimmt ihr die Bündel geschäftig ab.)

Mad. Schwalbe. Bon jour, Herr Wiesel! Was hatten Sie denn da für einen zärtlichen Auftritt mit meiner Hanne? Ich sah durch's Schlüsselloch, daß Sie vor ihr auf den Knieen lagen.

Wiesel (ängstlich stammelnd). Ich? — ich kann mich nicht erinnern. — Doch ja — (Er zwingt sich zum Lächeln.) ich will's nur gestehen — ich bin Mitglied eines Privattheaters geworden, hab' eine Liebhaberrolle übernommen und probierte sie eben jetzt ein Bißchen.

Mad. Schwalbe (schlägt die Hände zusammen). Was das für Streiche sind, sich in Ihren hohen Jahren mit dem sündlichen Komödienspiel abzugeben! Fürchten Sie denn nicht die Strafe des Himmels? — (Zu Hannchen.) Nu, was stehst du da und hast Maulaffen feil? Kannst du nicht dem Kutscher die Waaren abnehmen und mir einen Stuhl reichen? Du siehst doch, daß ich mich kaum mehr auf den Beinen erhalten kann.

Hannchen (eilt zum Kutscher).

Wiesel (bringt einen Stuhl). Madam verzeihen, daß ich meine Schuldigkeit nicht eher beobachtet habe.

Mad. Schwalbe (setzt sich ächzend). Uf! was habe ich heute für einen Marsch gemacht! Matt wie eine Fliege, mußte ich mich endlich fahren lassen; sonst wär' ich mitten auf der Gasse liegen geblieben. Nee, unsre liebe Stadt ist eine gar zu große Babel. Man muß alle Tage seinen Bissen Brod viele Meilen weit suchen.

Wiesel. Arme Madam! Sie greifen sich allzu stark an.

Mad. Schwalbe. Ja, das ist wahr; ich placke mich ehrlich und habe wenig oder nichts davon. Es ist gar kein Geld mehr unter den Leuten. (Zum Kutscher.) Was bin ich Ihm schuldig?

Kutscher. Madam, ein harter Thaler ist nicht zu viel.

Mad. Schwalbe. Er ist nicht klug! für den Katzensprung von der Brücke bis hierher einen Thaler?

Wiesel. Schäm' Er sich, mein Freund. Er muß die brave Madam nicht so unchristlich übertheuern.

Kutscher. Ja, die brave Madam und ihre Packete sind auch brav schwer. Es war so gut, als ob ich eine ganze Gevatterschaft geladen hätte.

Mad. Schwalbe. Ein spaßhafter Mann. Da hat Er einen Gulden und geh' Er mit Gott. (Sie gibt ihm Geld.)

Kutscher. Madam sind sehr genau. Doch ich will zufrieden seyn, um ein ander Mal wieder die Ehre zu haben. Aber noch ein Trinkgeldchen!

Mad. Schwalbe. Man kann euch Leuten nicht genug geben. — Trinkgeld! — Er riecht ja schon von weitem wie eine Branntweinsblase. — Hier sind noch ein paar Groschen. (Sie gibt ihm.) Leg Er sie gut an!

Kutscher. Zu einem Schnäppschen auf Dero Gesundheit.

Mad. Schwalbe. Er thäte besser, wenn Er Seine ausgehungerten Schimmel mit einer Metze Hafer traktirte.

Kutscher. Wie? Für das Trinkgeld, das Sie mir gegeben haben, sollte ich Hafer kaufen? — Nein, Madam! *Das läßt mein* Gewissen nicht zu.

Wiesel. Sein Gewissen?

Mad. Schwalbe. Was kann denn das dagegen haben?

Kutscher. Lassen Sie sich dienen. Es ist meine Schuldigkeit, den Herrschaften gehorsam zu seyn. Wenn nun eine so stattliche Madam, wie Sie, zu mir sagt: Da, Kutscher, hat Er ein Trinkgeld —

Mad. Schwalbe. Nun?

Kutscher. So wär's ja Widerspenstigkeit und Ungehorsam, wenn ich das erhaltene Geschenk zu sonst etwas anlegte. Es wäre ja nicht anders, als ob ich mich an anvertrautem Gute vergriffe.

Mad. Schwalbe. Drolliger Kauz! Er muß in Seinem Leben viel Advokaten gefahren haben, weil Er eine schlimme Sache so gut zu vertheidigen weiß. Nun, thu Er nach seinem Belieben.

Kutscher. Also bleibt's bei dem Gläschen auf Dero werthe Gesundheit. Adieu, Madam.

(Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, ohne den Kutscher.

Wiesel. Ein durchtriebener Schalk!

Mad. Schwalbe (zu Hannchen). Hat jemand nach mir gefragt?

Hannchen. O, erstaunend viel Leute! Es war nicht möglich, sie alle im Kopf zu behalten. Hier habe ich sie aufgeschrieben. (Sie überreicht einen großen Bogen Papier.)

Mad. Schwalbe. Lies mir vor.

Hannchen (liest langsam und laut). Verzeichniß der Personen, die heute, den —

Mad. Schwalbe. Ohne Senf, zur Sache!

Hannchen (liest). Nummer Eins: Herr Kandidat Bläh, wegen der Pfarre in Lammsdorf.

Mad. Schwalbe. Will er die ihm angetragene Kammerjungfer aus hoher Hand heirathen?

Hannchen. Mit großem Vergnügen.

Mad. Schwalbe. Gut. So bekommt er die Pfarre und wird mich wahrscheinlich aus Dankbarkeit bald zu Gevatter bitten..

Wiesel (reibt sich lustig die Hände). Hä! hä! ein scharmanter Einfall!

Mad. Schwalbe. Weiter!

Hannchen (liest). Nummer Zwei: Herr von Boreas. Er sucht ein Kapital von sechstausend Thalern.

Mad. Schwalbe. Das mag er suchen bis an den jüngsten Tag. Weiter!

Hannchen (liest). Nummer Drei: Der Pfandleiher Baruch, der mit der Obrigkeit in Unfrieden gerathen ist, und sich deshalb einen guten Rath ausbitten wollte.

Mad. Schwalbe. Er wird geprellt und gewuchert haben. Was geht das mich an? Ich bin eine christliche Frau und nehme nicht mehr als landüblich ist. Man muß leben und leben lassen. — Fahr fort!

Hannchen (liest). Nummer Vier: Ein blutjunger, unbärtiger Mensch, der sich einen Schriftsteller nannte und eine große Last Papier unter dem Arme trug, die Madam an einen Buchhändler verhandeln sollten.

Wiesel. Ein neuer Geschäftszweig!

Mad. Schwalbe. Der aber wohl schlechte Früchte tragen möchte.

Hannchen. Er meinte, der junge Mensch: er wollte den Namen irgend eines schon bekannten Schriftstellers auf den Titel seines Buchs setzen; dann würden die Buchhändler wohl zugreifen und die Leser auch.

Mad. Schwalbe. Je, der Spitzbube! Er will Namen stehlen und ich soll sie verkaufen! — Du kommst mir recht! — Wir wollen uns bei dem Schuft nicht aufhalten.

Hannchen (liest). Nummer Fünf bis Neune: Ein Secretär, eine Amme, ein Informator, ein Reitknecht und ein Mohr — alles dienstlose Leute, die um Empfehlung und Versorgung bitten.

Mad. Schwalbe. Haben sie Attestate von ihren vorigen Herrschaften?

Hannchen. Zum Theil. Dort liegen sie.

Mad. Schwalbe. Schon gut. Fort!

Hannchen (liest). Nummer Zehn: Ein junges, bildschönes Frauenzimmer, das sein Anliegen nicht entdecken wollte.

Wiesel (bei Seite). Ich errath' es.

Mad. Schwalbe. Wird doch wiederkommen?

Hannchen. Gegen Abend. (Sie liest weiter.) Nummer Eilf bis Vierzehn: Ein Taschenspieler, ein Maultrommelschläger, eine Harfenistin und ein Seiltänzer.

Mad. Schwalbe. Mein Himmel! was wollte das Volk?

Hannchen. Dem Herrn von Puff Unterricht geben.

Wiesel (neugierig). Wer ist der Herr von Puff?

Mad. Schwalbe (schnell einfallend). War das Harfenmädchen jung und hübsch?

Hannchen. O nein! Alt und grau, und häßlich wie eine Zigeunerin.

Mad. Schwalbe (unwillig). Der Balg soll mir nicht

wieder über die Schwelle kommen. (Zu Wiesel.) Sie fragten nach dem Herrn von Puff?

Wiesel. Ja, ich war so frei, weil mir sein Name ganz fremd ist.

Mad. Schwalbe. Er wär's Ihnen nicht, wenn Sie seit acht Tagen einen Gang zu mir gethan hätten.

Wiesel. Pardonniren Sie.

Mad. Schwalbe. Der Herr von Puff, will ich Ihnen sagen, wohnt hier im Hause — Doch wir wollen alsdann von ihm sprechen. Jetzt mag Hannchen ihr buntes Register vollends ablesen. Allons! wer war noch da?

Hannchen (liest). Nummer Fünfzehn: Ein gekrönter Po —

Mad. Schwalbe (mit der größten Hastigkeit aufspringend und einfallend). Po — Potentat? Gekröntes Haupt?

Hannchen. Ich meines Theils habe keine Krone auf seinem struppigen Kopfe gesehn. Es war ein Brausewind in einem abgetragenen Fähnchen.

Mad. Schwalbe (polternd). Und der gab sich für einen Potentaten, für ein gekröntes Haupt aus?

Hannchen. Nicht doch, Madam! Sie ließen mich vorhin nicht ausreden. Er sagte, er wär' ein gekrönter Poet.

Mad. Schwalbe (matt und kleinlaut die Hände faltend). Ach, du lieber Gott! — ein Poet! — (Zu Wiesel.) Wie kommen denn solche Menschen dazu, sich einer Krone zu rühmen?

Wiesel. Es ist nur ein armseliges Kränzchen von Lorbeerzweigen.

Mad. Schwalbe. Da geht mir ein Licht auf. Es muß jetzt eine schmähliche Menge Poeten geben; denn die Lorbeerblätter sind seit einiger Zeit ganz ungewöhnlich im Preise gestiegen.

Wiesel (schmeichelnd). Wie witzig?

Mad. Schwalbe. Was wollte denn der Lorbeerprinz?

Hannchen. Sie sollten ihn dem Herrn von Puff zum Lehrer der Versmacherkunst empfehlen.

Mad. Schwalbe. Das fehlte noch!

Hannchen. Er hat ein kleines Probestück seiner Kunst hier zurückgelassen: ein Lobgedicht auf Madam. (Sie holt ein Blatt von ihrem Arbeitstische.)

Mad. Schwalbe. Ein Lobgedicht auf mich? — Diese Ehre ist mir in meinem Leben noch nicht widerfahren. Laß doch hören!

Hannchen (liest):

Die halbe Stadt, o theure Madam Schwalbe,
Verehret dich —

Mad. Schwalbe (befremdet). Dich! — dich! — Sehr cordial! sehr familiär! Als ob wir mit einander Gänse gehütet hätten.

Wiesel. Das machen die Poeten nicht anders. Sie duzen Könige und Kaiser.

Mad. Schwalbe. So muß ich mir's wohl auch gefallen lassen. Da Capo!

Hannchen (liest langsam mit pathetischer Stimme und legt besonders einen nachdrücklichen Ton auf die Reime):

Die halbe Stadt, o theure Madam Schwalbe,
Verehret dich als eine edle Dame!
Nein, durch die ganze Stadt, nicht blos die halbe,
Erschallt von dir die Ruhmtrompet' der Fame.

Wer Raths bedarf, pflügt gern mit deinem Kalbe,
Und hat davon nicht die geringste Blame:
Für Blind' am Geiste kochst du Augensalbe,
Und Krücken schnitzest du für Seelenlahme.

O, wenn doch auch die Götter mir vergönnten,
Mich einzumiſchen in den Ameishaufen
Der zahllos um dich wimmelnden Klienten! —

Mad. Schwalbe (die während der Vorleſung ihr Erſtaunen und Mißfallen mit ſtummen Gebärden bezeigt hat, kann jetzt nicht länger an ſich halten und ſtampft mit den Füßen.) Das wird zu toll! Kein Wort weiter von dieſer vermaledeiten Salbaderei!

Hannchen. Es ſind nur noch drei Zeilen übrig.

Mad. Schwalbe. Ich mag ſie nicht hören, wenn du mir auch auf jede einen Dukaten legteſt.

Wieſel. Viel geſagt!

Mad. Schwalbe. Anfangs gefiel mir das Ding — wenn ich das vertrauliche Du ausnehme — nicht ſo ganz übel; aber mit Einem Male ſchlug der Brei um und ward ungenießbar. — Und dieſer poetiſche Sudelkoch will recommandirt ſeyn? — Ja, ins Irrenhaus will ich ihn recommandiren.

Wieſel (mitleidig). Er wäre wohl verſorgt.

Mad. Schwalbe (zu Hannchen). Biſt du mit deiner Liſte bald zu Ende?

Hannchen. Nein, lange noch nicht.

Mad. Schwalbe. Der Tauſend! ſo iſt ja ein ganzes Regiment hier einmarſchirt.

Hannchen. Das zweite Bataillon — eben ſo ſtark wie das erſte — iſt noch zurück.

Mad. Schwalbe. Das wollen wir ein andres Mal muſtern.

Wieſel. Der Poet hat Ihnen alle Luſt verdorben.

Mad. Schwalbe. Wahrhaftig! (Zu Hannchen.) War das zweite Bataillon vielleicht ein beſſerer Schlag von *Leuten?*

Hannchen. Ich kann's eben nicht rühmen.

Mad. Schwalbe. Nun baſta! Trag' die Sachen, die ich mitgebracht habe, hinauf in die Pfänderkammer.

Hannchen. Sehr wohl. (Sie geht mit einigen Bündeln ab.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Hannchen.

Wieſel. Ich bewundere Sie, Madam. Was Sie für einen Schwall von Geſchäften haben und mit welcher Pünktlichkeit und muſterhaften Ordnung Sie alle verrichten!

Mad. Schwalbe. Bagatellen, Herr Wieſel, wobei man kaum das Salz in die Suppe verdient. Aber, hören Sie — (ſie zieht ihn vertraulich weiter vor und ſieht ſich beſorgt um) jetzt habe ich ein Plänchen, das aus andern Augen ſieht — ein ſehr wichtiges Plänchen. Gelingt's, wie ich nicht anders hoffe, ſo habe ich mein Schäfchen ins Trockne gebracht.

Wieſel. Es ſollte mich aufrichtig freuen, wenn Ihre Verdienſte endlich einmal auf eine würdige Weiſe belohnt würden. Kann ich Ihnen vielleicht bei Ihrem Vorhaben an die Hand gehen?

Mad. Schwalbe. Allerdings. Deswegen beſtellte ich Sie her. — Nun horchen Sie! Der Herr von Puff, von dem vorhin die Rede war, iſt der beſte Fiſch, den ich gefangen habe, ſeit ich möblirte Zimmer vermiethe, und das ſind nun volle dreißig Jahre. Hören Sie, er hat drei oder vier große, große Koffer voll Geld. Die ſtärkſten Lastträger, die man finden konnte, trugen und hoben ſich

daran beinahe zu Krüppeln, als er hier einzog. Das Glück ist der Dummen Vormund; dabei bleibt's. Hören Sie, noch vor einem halben Jahre hat er in einem kleinen Städtchen, zwölf oder fünfzehn Meilen von hier — ich weiß nicht gleich, wie das Nest heißt, ein miserables Würzkrämchen gehabt und ist ein sehr armer Schlucker gewesen. Da hat sich's nun gefügt, verstehen Sie mich, daß — (Klopfen an der Thür.)

Potz Henker! was gibt's denn schon wieder? Bin ich nicht ein geplagtes Weib! Nicht einen Mund voll Worte kann ich mit einem Freunde ruhig sprechen. Ich muß nur sehen, wer da ist. Bemühen Sie sich indessen in die Küche. Ich rufe Sie, sobald ich wieder frei bin. Gehen Sie mir aber ja nicht fort!

Wiesel. Nein, nein, wertheße Madam. (Er trippelt auf den Zehen durch eine Seitenthür ab.)

Sechster Auftritt.

Frau von Schmelz. Madam Schwalbe.

Mad. Schwalbe (öffnet die Mittelthür und tritt mit der affektirten Geberde einer freudigen Ueberraschung einen Schritt zurück). O, meine gnädige Frau, ich freue mich unendlich, Sie unter meinem Dache zu sehn.

Fr. v. Schmelz (bewegt sich in Trauerkleidern hustend und schwerfällig herein). Votre servante, Madame. (Sie ruft hinter sich.) Johann, der Kutscher soll am Hause halten. — Ach, ma chère amie, ich bin sehr echauffirt — *ganz außer Athem* — die Treppen, die Treppen! — Er-

lauben Sie, daß ich mich ſogleich placire. (Sie pflanzt ſich auf den nächſten Stuhl.)

Mad. Schwalbe. Behüte der Himmel! Sie werden ſich doch nicht hier an der Thürſchwelle niederlaſſen. Ihnen gebührt der beſte Ehrenplatz in meinem Hauſe. Kommen Sie, kommen Sie! (Sie hülft ihr vom Stuhle auf.)

Fr. v. Schmelz (vorwärts ſchwankend). Allzu höflich, allzu gütig! Mir iſt jeder Ort gleich, wenn ich nur das Vergnügen habe, mit Ihnen freundſchaftlich zu converſiren. — Nun, weiter wollen wir nicht vorrücken. Ich bin ſehr marrode. (Sie ſinkt ächzend auf einen Stuhl.) Geprieſen ſey der Ehrenmann, der das Sitzen erfand! — Wie geht's Ihnen denn, meine Beſte?

Mad. Schwalbe. Danke für gnädige Nachfrage. Ich ſchleiche nun ſo immer ſchlecht und gerecht, aber mit zufriedenem Herzen, auf der Mittelſtraße fort. Mit der glücklichen Frau von Schmelz kann ich mich freilich nicht meſſen. Bei Ihnen heißt's: Mit Vielem hält man Haus; und bei mir: Mit Wenigem kommt man auch aus.

Fr. v. Schmelz. Ihre Philoſophie ſcharmirt mich. Zufriedenheit iſt ein edles Kleinod. Aber der Himmel macht es Ihnen auch, wie mich dünkt, eben nicht ſehr ſauer, dieſe Juwele in Ihrem Herzen zu conſerviren. Sie haben eine ſchöne, lebendige Nahrung —

Mad. Schwalbe (ſtutzend). Eine lebendige?

Fr. v. Schmelz. C'est à dire, eine gute, lebhafte Nahrung. Sie ſind die beliebte und belobte Geſchäftsträgerin des größten Theils der hieſigen Nobleſſe, und Aemtchen bringen Käppchen; das iſt bekannt.

Mad. Schwalbe. Ach! meine beſte gnädige Frau, es iſt nicht alles Gold, was glänzt, und das Geld, das verzweifelte Geld, iſt jetzt gar zu klemm. Es hängt auch

in vielen großen Häusern wie an Ketten. Ja, freche Betrüger, windige Gauner, Spürhunde der Wollust, Handlanger und Werkzeuge der Ueppigkeit und so weiter — die mästen sich und werden reich. Solches Gesindel findet allenthalben offene Kasse. (Frömmelnd.) Wenn aber die bescheidene Ehrlichkeit ein paar Thälerchen blutsauer verdient hat und nun mit stummer Geduld an der Thüre steht und ihren billigen Lohn erwartet: da gibt's überall finstre, ungnädige Gesichter, und alle Kasten sind leer. — Ich sage und bleibe dabei: Je ärger der Schalk, je besser sein Glück.

Fr. v. Schmelz. So ist, leider! der Weltlauf. Aber goldenes Frauchen, alle Ihre Kunden bezahlen doch wohl nicht mit so abominablem Undank, wie Sie eben zu referiren beliebten. Ich, par exemple, werde dieses schwarze Register gewiß nicht vermehren. — Doch, Sie haben wohl unter dem großen Trubel Ihrer anderen Affairen mich und mein Herzgeschäftchen ganz vergessen.

Mad. Schwalbe. Ich Sie vergessen? — Sie thun mir bittres Unrecht durch diesen Verdacht. Ich habe für Sie gesorgt, als ob es mich selbst beträfe.

Fr. v. Schmelz. Sérieusement? — Ich brenne vor Neugier und Verlangen.

Mad. Schwalbe. Wollen Sie sich nach Frankreich, England, Italien oder gar nach Amerika vermählen?

Fr. v. Schmelz. Ei, ei! warum sollte ich so weit emigriren? — Die Waare, die ich suche, ist ja im lieben Vaterlande überflüssig vorhanden.

Mad. Schwalbe. O ja! Ich kann Ihnen mit einer großen Ladung deutscher Ehestandskandidaten von allen Sorten aufwarten. Befehlen Sie einen Blonden oder

einen Braunen? Einen Husarenmajor oder einen Kirchenprobst? Einen Riesen oder einen Zwerg?

Fr. v. Schmelz. Geh'n Sie mir, Sie spaßhafte Frau, mit Ihren drolligen Hyperbeln! Da hätten Sie ja ein vollständiges Männer-Magazin! — Sogar Riesen und Zwerglein! — Hä! hä! hä! die letzte Sorte muß ich mir aus beweglichen Ursachen in jedem Falle gehorsamst verbitten. Denn dieser schwache Calibre — hi! hi! hi! —

Mad. Schwalbe. Taugt nichts — ist nicht der Copulationskosten werth. Sie haben Recht. — Die gnädige Frau sind eine Kennerin; das merkt man.

Fr. v. Schmelz (mit dem Finger drohend). Frauchen, Frauchen! Sie detourniren mir auf eine schalkhafte Weise die Wörtchen im Munde und scheinen auf einen gewissen Artikel zu zielen, für den ich niemals passionirt gewesen bin. — Ich arme verlassene Wittwe suche einen Ehegenossen, der dem Hauswesen mit Kraft und Energie vorstehen kann. Bei dieser Intention läßt sich aber von einem verbutteten Figürchen, an dem die Natur gleichsam nur halbe Arbeit gethan hat, kein ersprießlicher Gebrauch machen. — Ein solcher kleiner Zachäus — hä! hä! hä! (Sie fällt plötzlich in einen weinerlichen Ton.) Doch, ach! wie kann ich so badiniren? — Es ist für mich traurig genug, daß ich von mancherlei Umständen pressirt werde, in der trüglichen Ehelotterie ein neues Loos zu nehmen. Einen solchen Treffer, wie mein seliger Gemahl war, zieh' ich gewiß nicht wieder. (Sie fängt an zu schluchzen.)

Mad. Schwalbe. Fassen Sie sich. Setzen Sie Ihrer Betrübniß endlich Maaß und Ziel. Man muß in der Welt nur immer vorwärts sehen, nicht hinter sich. Was vorbei ist, das ist vorbei.

Fr. v. Schmelz. Das führe ich mir freilich auch

täglich und ſtündlich zu Gemüthe, um meine Seufzer und Thränen zu moderiren. Aber nicht alle Menſchen denken ſo philoſophiſch, wie Sie, meine gute Madam. Ich befürchte beſonders von den pedantiſchen Verwandten meines ſeligen Mannes das Gegentheil. Sie würden mich gewiß für ein frivoles Sujet halten und ausſchreien, wenn ſie erfahren ſollten, daß ich bereits wieder proviſoriſche Anſtalten zu einer neuen Mariage treffe.

Mad. Schwalbe. Je, das iſt ja ſo gut, als ob Sie dem wohlſeligen Herrn eine Ehrenſäule ſetzten. Sie legen dadurch an den Tag, daß er Ihnen den Eheſtand ſehr angenehm gemacht hat, und daß Sie nun außer demſelben ſo wenig leben können, wie ein Fiſch auf trockenem Lande.

Fr. v. Schmelz. So iſt's auch in der That.

Mad. Schwalbe. Und überdieß kann man Ihnen wirklich nicht vorwerfen, daß Sie zu ſehr eilten. Der Selige ruht doch ſchon ein feines Weilchen im Grabe. Wie lange iſt's wohl her? Ich denke drei Wochen —

Fr. v. Schmelz. Und drei Tage.

Mad. Schwalbe. Nun, bedenken Sie die Zeit!

Fr. v. Schmelz (weinend). Aber ich kann ihn doch immer noch nicht vergeſſen. Sogar in meinen Träumen ſchwebt er — nein, daß ich nicht lüge — ſitzt er vor mir. Sitzen war ſeine Freude, ſein Leben. Er ſaß — der gute, ſanfte Mann! — ſaß den ganzen Tag auf ſeinem großen Lehnſtuhle — Sie werden ihn geſehen haben, er iſt mit ſtarkem grünem Damaſt überzogen und ſo hoch wie ein Thron — nun, darin ſaß er und ruhte vom Morgen bis in die Nacht. Er pflegte dabei immer die Hände über dem Unterleibe fromm und chriſtlich zu falten, und begnügte ſich, ſtatt der tumultuariſchen Vergnügungen an-

derer Weltmenſchen, mit dem ſtillen Divertiſſement, ſeine beiden Daumen unaufhörlich um einander herumzuwirbeln. Sagen Sie ſelbſt, liebe Madam, war das nicht ein unſchuldiges Spielchen?

Mad. Schwalbe. Ach! ſo unſchuldig, daß man's in der Kirche treiben kann.

Fr. v. Schmelz. Er hatte ſich darin durch lange Uebung eine admirable Fertigkeit erworben. Sehen Sie, ſo ſaß er — gerade ſo — und ſo macht' er's. (Sie legt ſich phlegmatiſch im Stuhle zurück und ſpielt mit den Daumen.)

Mad. Schwalbe. Sie haben's ihm gut abgelernt.

Fr. v. Schmelz. O, Sie flattiren! Seine Zierlichkeit und Adreſſe kann ich bei weitem nicht erreichen. — Nun bedenken Sie, was ich verloren habe!

Mad. Schwalbe. Freilich viel. Doch ſcheint mir Ihr Verluſt noch erſetzlich.

Fr. v. Schmelz. Sagen Sie das nicht! Es war ein Mann wie ein Heimchen; man ward ihn gar nicht gewahr: den einzigen Fall ausgenommen, wenn das Eſſen nicht zu rechter Zeit fertig war. Das mußte präciſe Schlag zwölf Uhr vor ſeinem Lehnſtuhle aufgetragen werden; ſonſt brummte er, sans comparaison, wie ein hungriger Bär, und war wohl gar baſtant, mit den Füßen zu ſtampfen. Hatte aber die Köchin zur beſtimmten Minute angerichtet und er fand alles nach ſeinem Gout appretirt, ſo war er auch ſo mild und freundlich, wie ein Mailuftchen. — Ach! ich könnte mein Leben lang von ihm ſprechen, und würde doch nicht fertig, ſeine Meriten zu rühmen.

Mad. Schwalbe. Das iſt alles recht gut und ſchön. Wenn aber die gnädige Frau noch bis dieſe Stunde in den Wohlſeligen ſo zärtlich verliebt ſind, ſo wollte ich

Ihnen kaum rathen, ihm ſchon jetzt einen Nachfolger zu geben.

Fr. v. Schmelz. Liebe Madam! muß ich denn nicht? — Eine ſchutzloſe Wittwe gleicht einem ſchwachen Nelkenſtöckchen, dem man Stab und Stütze geraubt hat. Es liegt zu Boden und jedermann tritt darauf.

Mad. Schwalbe. Das wäre ſchlimm! Ich bin ſelbſt ſeit zwanzig Jahren Wittwe; aber Trotz ſey dem geboten, der mir den Fuß auf den Nacken ſetzen wollte.

Fr. v. Schmelz. Ei, Sie! — Sie ſind eine determinirte Frau, eine muthige Amazone. Ich hingegen bin ein zartes, furchtſames Täubchen ohne Galle und Kralle — jeder Geier rupft mich. Die Domeſtiken rebelliren gegen meine Befehle, die Verwalter auf meinen Gütern ſtehlen wie die Raben, mein Sohn, der Wildfang, macht auf der Univerſität lockere Streiche, und wäre lieber heute als morgen hier, um das väterliche Erbtheil in Empfang zu nehmen und zu diſſipiren — kurz, ich bin eine Kreuzträgerin, und es muß anders werden.

Mad. Schwalbe. Sie ſprechen von Zentnern Kummer und Noth, und man ſollte glauben, Sie wüßten von keinem Quentchen. Sie haben alles in Hülle und Fülle —

Fr. v. Schmelz. Ja, liebe Freundin, das muß ich geſtehen: eine Frau von Habenichts bin ich nicht. Meine zwei conſiderablen Landgütchen ſind bis auf den letzten Heller bezahlt, und überdieß habe ich ganz artige Kapitälchen. Aber dieſer Gottesſegen verwickelt mich denn auch in einen Wirrwarr von Geſchäften, die mich bei meiner körperlichen Conſtitution ſehr incommodiren. Da gibt's ewige Conferenzen mit Advokaten, Mäklern, Agenten et caetera, und alle machen mir ein X für ein U. Enfin, ich kann ſo nicht

bestehen; ich muß einen männlichen Beistand, einen Beschützer haben.

Mad. Schwalbe. Also einen braven, verständigen Mann, der Ihr Hauswesen regiert?

Fr. v. Schmelz. Richtig.

Mad. Schwalbe. Nun, wenn Sie sich denn — wie es auch sehr wohlgethan ist — blos in dieser Absicht wieder vermählen wollen, so sehn Sie natürlicher Weise nicht auf's Alter. Das heißt: Sie suchen keinen Springinsfeld, keinen Gelbschnabel —

Fr. v. Schmelz. Ei, bewahre! Kein junges Fäntchen. — Ich kenne freilich manche alte Dame, die füglich die Großmutter ihres Gemahls seyn könnte; aber das ist Ueppigkeit und Thorheit. Ich bin darüber hinaus.

Mad. Schwalbe. Recht gut. Aber ein Greis paßt doch auch nicht für Sie. Ich dächte, ein angehender Sechziger —

Fr. v. Schmelz (mit Erstaunen). Ein Sechziger? — Soll ich mich mit einem Graukopf alliiren, um seine Wärterin zu seyn?

Mad. Schwalbe. So wählen Sie einen Fünfundfünfziger.

Fr. v. Schmelz (überhebt sich der Antwort durch Husten).

Mad. Schwalbe. Oder einen Fünfziger.

Fr. v. Schmelz. Ein gefährliches Alter! Männer von diesen Jahren sind schlaue Füchse und mit allen Hunden gehetzt.

Mad. Schwalbe. Oder einen Fünfundvierziger.

Fr. v. Schmelz (hustet).

Mad. Schwalbe. Oder einen Vierziger.

Fr. v. Schmelz. Liebe Madam! soll ich mich über diesen *Punkt ganz* aufrichtig expectoriren?

Mad. Schwalbe. Das wird wohl das Beſte ſeyn.

Fr. v. Schmelz. Sehn Sie, mein Sohn, der Student, iſt ein toller Geiſt. Ich muß alſo, wenn ich ihn in guter Zucht halten will, einen vigouröſen Mann haben, der mir nicht ſo geſchwind, wie man eine Hand umkehrt, alt und malade wird.

Mad. Schwalbe. Das widerſpricht aber Ihren vorigen Aeußerungen. Sie beliebten zu ſagen, Sie wollten keinen jungen Gemahl.

Fr. v. Schmelz. Ja, das ſagt' ich, und dabei bleibt's auch. Nicht jünger, als ungefähr ſechs- oder ſiebenundzwanzig Jahre. — Das iſt doch wahrhaftig nicht allzu jung.

Mad. Schwalbe. Nein, nein! da haben Sie Recht. Das iſt ein treffliches, kernhaftes Alter. So ein Mann iſt muthig und raſch —

Fr. v. Schmelz. Das ſag' ich eben.

Mad. Schwalbe. Iſt in allen Fächern zu brauchen.

Fr. v. Schmelz. Jawohl!

Mad. Schwalbe. Bleiben Sie bei dieſem Entſchluß. Ich hoffe, Sie nach Wunſch zu bedienen.

Fr. v. Schmelz. Sie werden mich ungemein obligiren.

Mad. Schwalbe. Rechnen Sie auf mich. Ich habe ſchon halb und halb ein ſolches Subject auf dem Rohre.

Fr. v. Schmelz. Kann ich's wohl dieſen Nachmittag hier in Augenſchein nehmen?

Mad. Schwalbe. Schon heute? — Das wird kaum möglich ſeyn. Die gnädige Frau haben viel Eile.

Fr. v. Schmelz. Blos meines Sohnes wegen.

Mad. Schwalbe. Ich glaub' es wohl. Sie wer-

den ſich aber dennoch einige Tage gedulden müſſen. Heute kann ich wirklich nichts verſprechen.

Fr. v. Schmelz. O, wenn's doch möglich wäre! Ich habe nach Tiſch in dieſer Gegend Geſchäfte, und könnte ſo zwei Würſchen mit Einem Steinchen thun. Sehen Sie zu. Ich frage mit Ihrer Permiſſion gegen drei Uhr wieder nach. Vielleicht —

Mad. Schwalbe. Ich zweifle ſehr. Ihr Beſuch iſt aber zu jeder Zeit eine Ehre für mich und mein Haus.

Fr. v. Schmelz. Point de complimens! Thun Sie, was in Ihren Kräften ſteht. Ich will Sie jetzt nicht länger incommodiren und abhalten, für mich Anſtalten zu treffen. (Sie erhebt ſich ächzend vom Stuhle.) Ach! aller dieſer ſauern Gänge wäre ich überhoben, wenn der Himmel nicht meinen theuern Gemahl von dieſer Welt abgefordert hätte. (Schluchzend.) Sehn Sie, ſobald ich an ihn denke, thun ſich meine Thränenquellen auf. — (Sie ſchweigt einige Sekunden, trocknet ſich die Augen und fährt dann raſch und vergnügt fort.) Alſo, wie ich Ihnen geſagt habe, trautes Madamchen, ſechs- oder ſiebenundzwanzig Jahre — nicht älter! — Uebrigens wohl conditionirt, und Notabene! von Adel. — Au plaisir de vous revoir, Madame. (Sie wackelt fort.)

Mad. Schwalbe. Ich empfehle mich zu Gnaden. (Sie begleitet die Abgehende bis an die Hauptthür, kommt dann zurück und ruft zur Nebenthür hinaus.) Hannchen! Herr Wieſel ſoll kommen. — Ueber das komiſche alte Mamachen! — Völlig manntoll! — Ich weiß noch Keinen für ſie. Doch verlaſſe ich mich auf ihre Landgütchen und Kapitälchen; denn an ſolchen Angelchen beißen die Männchen gar zu gern an.

Siebenter Auftritt.

Wieſel. Madam Schwalbe.

Wieſel. Frau von Schmelz war hier?

Mad. Schwalbe. Lange genug. Sie hat immer Pech am Kleide. — Setzen Sie ſich. Wir haben nicht viel Zeit. (Sie ſetzen ſich.) Der Herr von Puff war alſo, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, ein Dütchenkrämer. Nun hören Sie, wie ſonderbar ihn das Glück reich gemacht hat. Vor ungefähr drei Vierteljahren, verſtehen Sie mich, kommt im Gaſthofe ſeines Städtchens ein fremder Reiſender an, wird krank und liegt ſechs Wochen auf einer Stelle. Als er wieder geſund iſt und abreiſen will, kann er den Wirth nicht bezahlen. Dieſer läßt ihn nicht fort. Der arme Fremdling verſilbert alles, was er von ſeinen wenigen Habſeligkeiten entbehren kann; es reicht aber nicht. Er bietet nun ein Loos der holländiſchen Lotterie um ein Spottgeld in der Stadt aus. Niemand mag's; doch endlich wird er mit dem gegenwärtigen Herrn von Puff um ein paar Thaler Handels eins, und vier Wochen darauf — bedenken Sie das tolle Glück! — hat das Loos Einhundert und zwanzig Tauſend holländiſche Gulden gewonnen.

Wieſel. Alle Wetter! Ueber den Glückspilz! Das macht nach unſerm Gelde — den Gulden holländiſch Courant zu dreizehn Groſchen gerechnet —

Mad. Schwalbe. Netto fünfundſechszigtauſend Thaler.

Wieſel. Ein ungeheures Glück für einen Pfennigkrämer!

Mad. Schwalbe. Drum fuhr auch der Hochmuthsteufel ihm ſtracks in den Kopf. Er ſchloß ſein Lädchen, *kaufte ein Rittergut*, ließ ſich adeln und kam hierher, um

Fechten, Reiten und Tanzen zu lernen und ſich überhaupt zu einem Hofmann zu bilden.

Wieſel. Ha! ha! ha! was ſich ſo ein Menſch für unnöthige Plage macht! Wenn ich das ſchöne Geld hätte, ich wollte ruhig auf meinem Stuhle ſitzen und das Geld müßte arbeiten.

Mad. Schwalbe. Das thäte ich auch.

Wieſel. Er ſchickt ſich wohl nicht einmal zu den galanten Künſten, die er treiben will?

Mad. Schwalbe. Gerade ſo, wie der Eſel zum Lautenſchlagen. Das können Sie ſich vorſtellen. Was Hänschen nicht gelernt hat, das lernt ein Hans zwiſchen Fünfzig und Sechszig nimmermehr.

Wieſel. Schon ſo alt? Der Menſch iſt toll!

Mad. Schwalbe. Ich bin deſto klüger und befinde mich bei ſeiner Tollheit recht wohl. Alle ſeine Lehrer, die ich ihm empfohlen habe, ſind meine Kreaturen. Der windige Abenteurer Gauch —

Wieſel. Ich kenne den Zeiſig.

Mad. Schwalbe. Iſt ſein Hofmeiſter und Profeſſor der Galanterie. Außerdem gibt ihm auch der Fechtmeiſter Sarraß Lectionen.

Wieſel. Nicht auch der zierliche Tanzmeiſter Strohfiedel und der gewaltige Pferdebändiger Rammskopf?

Mad. Schwalbe. Die fangen heute an.

Wieſel. Nun, da ſind die rechten Burſche beiſammen.

Mad. Schwalbe. Sehn Sie, ſo habe ich ihn ganz in meiner Gewalt und er ſollte dem Himmel auf den Knieen dafür danken. Hätte er nicht bei ſeiner Einfalt in ſchlimme Hände gerathen können? Sie wiſſen, was es für Gaunerbanden hier gibt. — Ich will ihn nicht plün-

dern — ei bewahre! — ich will blos den holländiſchen Geldſtrom, der ihm in den Kopf geſtiegen iſt, auf eine feine und anſtändige Art in meine Familie leiten.

Wieſel. Aber durch welchen Kanal?

Mad. Schwalbe. Durch meine Nichte, die ich dem leichtgläubigen Schächer, unter dem Namen einer Baronneſſe von Adlersburg, zur Gemahlin empfohlen habe.

Wieſel. Nicht möglich!

Mad. Schwalbe. Sie glauben nicht, wie ſtolz er auf die Ehre iſt, in eine ſo hohe Familie zu heirathen.

Wieſel. Ha! ha! ha! Wie entwickelte ſich denn bei Ihnen dieſer große Gedanke?

Mad. Schwalbe. Durch den Herrn von Puff ſelbſt. Er war kaum in meinem Hauſe warm geworden, ſo vertraute er mir ſeinen Entſchluß, ſich zu vermählen. Ha! dachte ich, das iſt für Julien eine vortreffliche Gelegenheit, unter die Haube zu kommen; und ich war ſchon im Begriff, mit ihrem Namen herauszuplatzen, als er ſich erklärte: daß ſeine künftige Gemahlin ein Fräulein ſeyn müſſe. Ich will durchaus, ſprach er, was Gnädiges haben.

Wieſel. So zierlich drückte er ſich aus?

Mad. Schwalbe. Mit denſelben Worten. — Wie war ich froh, daß ich Julien noch nicht genannt hatte! Ich adelte ſie nun auf der Stelle und gab ihr einen mächtig reichen Vater, der außerhalb Landes, dreißig Meilen von hier, eine große Herrſchaft beſitzt.

Wieſel. Welche kühne, meiſterhafte Wendung!

Mad. Schwalbe. Der Baron, ſagte ich, hat zwar viel Familienſtolz, iſt aber mein alter, intimer Freund, und ich vermag alles über ihn. Er vertraut mir, ſagte *ich, ſeine einzige,* geliebte Tochter — ich habe die Sorge

übernommen, ihre Erziehung und Ausbildung zu vollenden — sie ist schon auf der Reise — kommt in einigen Tagen an — wird in meinem Hause wohnen, und so weiter.

Wiesel. Ihr erfinderischer Kopf ist unbezahlbar.

Mad. Schwalbe. Dieß Mährchen ersann und erzählte ich in Einem Athem. Der Pinsel war entzückt und bestürmte mich mit Bitten, seine Freiwerberin zu seyn. Ich versprach, an den Baron zu schreiben und schrieb auch wirklich durch einen reitenden Boten — an meine Nichte. — Sie wissen, Herr Wiesel, ich brachte sie vor anderthalb Jahren in die berühmte Erziehungsanstalt nach —

Wiesel. Ich weiß, ich weiß.

Mad. Schwalbe. Nun gut. Ich befahl ihr in meinem Briefe, sich sogleich reisefertig zu machen und an einem bestimmten Tage — nämlich gestern — hier einzutreffen. Um ihr nun gleich bei ihrem Einzuge ein vornehmes Ansehen zu geben, schickte ich ihr auf die letzte Station eine vierspännige Karrosse entgegen, und darin kam sie denn gestern in der Abenddämmerung angerasselt, und der Postillion klatschte, befohlener Maßen, daß die Fensterscheiben klirrten. Mein Herr von Puff war sogleich bei der Hand, um sie zu bekomplimentiren; ich ließ es aber nicht zu. Bewahre der Himmel! rief ich, was würde der alte Baron sagen! Das Fräulein darf ohne seine Erlaubniß mit keiner Mannsperson sprechen. Gedulden Sie sich, sagte ich, bis seine Antwort auf meinen Brief ankommt. Ich erwarte morgen einen Courier.

Wiesel. Madam, ich bewundere Sie immer mehr. Sie sind eine Tausendkünstlerin.

Mad. Schwalbe. Nicht wahr, ich habe die Sache klug eingefädelt? Und thue ich nicht dabei ein recht gutes

Werk? Julie hat keine Eltern mehr, ich vertrete Mutterſtelle bei ihr, und es iſt alſo Chriſtenpflicht, für die arme Waiſe zu ſorgen.

Wieſel. Sehr löblich!

Mad. Schwalbe. Apropos! wie geht's Ihnen jetzt?

Wieſel (die Achſeln zuckend). Miſerabel. Ich bin ganz auf die Heſen gekommen.

Mad. Schwalbe. Haben nichts zu thun?

Wieſel. So wenig als um Weihnachten die Bratenwender im Karlsbade.

Mad. Schwalbe. Nun, ſo fehlt es Ihnen wohl nicht an Zeit und Luſt, den freiherrlichen Courier vorzuſtellen? Dieſe Rolle, die ein gutes Gratial abwerfen wird, habe ich Ihnen zugetheilt.

Wieſel. Sehr dankbar verbunden. Ich kann aber nicht reiten.

Mad. Schwalbe. Seltſamer Menſch! Sie ſollen nur thun, als ob Sie geritten wären.

Wieſel. Ich ſehe gar nicht aus wie ein Courier. Meine Perücke —

Mad. Schwalbe. Was thut die? Vor alten Zeiten ritten die Kavallerieofficiere mit großen Allongenperücken.

Wieſel. Das iſt wohl wahr —

Mad. Schwalbe. Alſo keine Umſtände weiter! Entlehnen Sie ſobald als möglich bei einem Kleiderhändler — oder allenfalls auf meinen Namen in der Theatergarderobe — ein Reitcollet mit Gold oder Silber, ein paar ungeheure Stiefeln, einen Treſſenhut — kurz, kleiden Sie ſich ganz couriermäßig und überbringen Sie mir längſtens in einer Stunde dieſes hochfeierliche Handſchreiben. (Sie gibt ihm einen Brief mit einem großen Siegel.)

Wieſel. Verlaſſen Sie ſich darauf. Ich will gewiß

nichts verſehen. Wird aber nicht vielleicht Ihr Vorhaben durch andere Umſtände ſcheitern?

Mad. Schwalbe. Seyen Sie darüber außer Sorgen. Juliens beſtimmter Bräutigam ſieht nicht weiter, als ſeine Naſe reicht, und iſt von lauter Menſchen umringt, die mir treu und ergeben ſind. Sein Bruder, ein hieſiger Bäckermeiſter, könnte mir allenfalls gefährlich werden; der erfährt aber nichts eher von der Heirath, bis ſie vorbei iſt. Ich habe, verſtehen Sie mich, dem Herrn von Puff ausdrücklich verboten, mit ſeinem Bruder darüber zu ſprechen. Dergleichen Spießbürger, ſagte ich, haben entweder keinen Sinn für Verbindungen mit vornehmen Häuſern, oder ſie prahlen zu laut damit. Der letztere Fall, ſagte ich, wäre für uns der ſchlimmſte; denn ſo käme gewiß, ſagte ich, dem alten Baron zu Ohren, daß ihr Bruder ein Semmelbäcker iſt, und dann ginge, ſagte ich, die hohe Vermählung ohne Barmherzigkeit in die Pilze.

Wieſel. Ha! ha! ha! wie Sie das alles ſo ausklügeln! Es iſt zum Erſtaunen! Ja, was Sie angreifen —

Mad. Schwalbe. Marſch, Herr Courier! Wir haben nicht länger Zeit zum Plaudern.

Wieſel (gehend). Ich empfehle mich zu Dero Wohlwollen.

Mad. Schwalbe. Machen Sie Ihre Sachen gut und kommen Sie bald.

Wieſel. Längſtens in einer Stunde zittert Ihre Treppe unter meinen Rieſenſtiefeln. (Er geht mit vielen Bücklingen ab.)

Achter Auftritt.

Madam Schwalbe (allein).

So weit ging alles erwünscht. Nur das einfältige Mädchen sträubt sich noch und will nicht nach meiner Pfeife tanzen. — Ja, ja, es heißt wohl: Ehrlich währt am längsten; aber du gutes, altes Sprichwort, bist wahrscheinlich in bessern Zeiten, als wir sie jetzt haben, Mode geworden. Die heutige Welt dreht und wendet dich ganz besonders. Sie behandelt die Ehrlichkeit wie ein Kleid, das freilich am längsten dauert, wenn man es wenig oder gar nicht braucht. — Schlimm genug, daß die Menschen so im Grund und Boden verdorben sind! — Aber was will man machen? Man kann nicht gegen den Strom schwimmen. — (Sie horcht.) Wer schleicht denn draußen? (Laut gegen die Thür.) Julie! bist du's?

Neunter Auftritt.

Julie. Madam Schwalbe.

Julie (mit leichten Schritten und frohem Gesicht). Riefen Sie mich, Tantchen?

Mad. Schwalbe. Ich hörte dich schleichen.

Julie (sich im Zimmer umsehend). Sind Sie denn allein? Sie sprachen doch.

Mad. Schwalbe. Ich spreche gern allein. Es widerspricht einem da niemand; man ärgert sich nicht.

Julie (scherzend). Aha! ich weiß, auf wen das geht. Sie verstellten sich aber auch so natürlich —

Mad. Schwalbe. Verstellt? — Ich? — Wenn? wo?

Julie. Je, vorhin. Es war recht kindisch von mir, daß ich nicht Scherz verstand.

Mad. Schwalbe. Was denn für Scherz?

Julie. Mit dem alten Herrn hier im Hause. — Sie haben wohl den Spaß schon wieder vergessen? Und ich Grillenfängerin setzte mich hin und weinte darüber.

Mad. Schwalbe. Das war in jedem Falle sehr abgeschmackt.

Julie. Sie haben Recht. Ich begriff endlich, daß Sie mich bloß geneckt haben müßten, und so ward ich wieder lustig.

Mad. Schwalbe. Du irrst dich ganz. Mein Vorschlag war eben so ernstlich, als wohlgemeint. Ich dächte, du sollst mich kennen, daß ein Larifari aus langer Weile meine Sache nicht ist.

Julie. Sagen Sie, was Sie wollen, Sie verleiten mich nicht zum zweiten Male, Ihnen zu widersprechen.

Mad. Schwalbe (freudig). Also willigst du ein? — Das ist brav, Julchen! Das ist vernünftig!

Julie (bestürzt). Tante! — ist's möglich? — Wollen Sie mir wirklich zumuthen, die Rolle einer Betrügerin zu spielen?

Mad. Schwalbe. Wie plump du dich ausdrückst! — Wer sich glücklich machen kann, muß nicht grübeln.

Julie. Ach! dieser Weg würde nicht zum Glück, sondern ins Spinnhaus führen.

Mad. Schwalbe. Ha! ha! ha! ist dir davor bange?

Julie. Nein; denn ich werde mich in Acht nehmen, es zu verdienen.

Mad. Schwalbe. Närrin!

Julie. Schelten Sie mich, schlagen Sie mich; nur ein ehrliches Mädchen lassen Sie mich bleiben.

Mad. Schwalbe. Nun, das bleib denn, bis du verhungerst! Du bist nicht werth, daß man treu und mütterlich für dich sorgt. Ich ziehe meine Hand von dir ab und bereue jeden Heller, den ich auf dich gewandt habe.

Julie. Tante! — liebe Tante!

Mad. Schwalbe. Ich habe meine Wohlthaten auf einen steinigen Acker gesäet; das merke ich nun wohl. — Wärst du ein gutes Kind und hättest ein dankbares Gemüth, so würdest du den dir angebotenen Reichthum schon deßhalb mit Freuden ergreifen, damit du gegen mich erkenntlich seyn könntest.

Julie. O, ich bin sehr unglücklich!

Mad. Schwalbe. Wer ist daran Schuld, als du selbst? — Es hängt nur von dir ab, wie eine Prinzessin zu leben.

Julie (ringt seufzend die Hände).

Mad. Schwalbe. Julie, ich bitte dich, gebrauche deine Vernunft! Es ist noch nichts versäumt. Ich habe jetzt nothwendige Geschäfte außer dem Hause und gebe dir eine Stunde Bedenkzeit. — Bist du aber dann nicht gehorsamer und klüger, so hast du den letzten Bissen Brod aus meiner Hand gegessen — darauf verlaß dich! (Sie geht hastig ab.)

Zehnter Auftritt.

Julie (allein).

Ich bin in Verzweifelung. — Was fang' ich an? *Wer steht mir bei?* — Nirgends Rath, nirgends Trost!

— O, wüßte ich doch nur Eine redliche Seele, der ich vertrauen könnte!

Eilfter Auftritt.

Hannchen. Julie.

Hannchen (die bei Juliens letzten Worten schon in der Thür stand). Vertrauen Sie mir, Mademoiselle! Ich bin ein armes Dienstmädchen, aber in der Redlichkeit seh' ichs mit den größten Herrschaften an.

Julie. Gutes Hannchen, ich kenne dein Herz.

Hannchen. Sagen Sie, kann ich Ihnen nützlich seyn?

Julie. Ach! meine schreckliche Lage —

Hannchen. Sie ist mir bekannt.

Julie. Du kennst sie nur halb.

Hannchen. Ich weiß freilich nichts, als daß Sie den Herrn von Puff heirathen sollen.

Julie. Das geschieht in Ewigkeit nicht.

Hannchen. So einen häßlichen alten Gecken!

Julie. Und wär' er der schönste Jüngling im Lande, ich würde ihn nicht lieben; denn —

Hannchen. Sie stocken und seufzen? — Darf ich aussprechen, was Sie unterdrücken?

Julie. Wie könntest du wissen —?

Hannchen. Wetten wir? — Sie wollten sagen: denn — ich liebe schon.

Julie. Mädchen! was redest du? — Nein, du hast Unrecht. — Wer hat dir das entdeckt?

Hannchen. Hm! ich schlug bloß auf den Strauch.

Julie. Und — was soll ich dir's läugnen? — du trafst mein Herzensgeheimniß.

Hannchen. Sehen Sie!

Julie. Es ist mir lieb, daß es heraus ist. Du mußt es doch wissen, wenn du —

Hannchen. Sagen Sie nur, was ich für Sie thun soll.

Julie. Einen Gang.

Hannchen. Zehn für Einen.

Julie (rasch und dringend). Nun, so geh geschwind zu meinem Moritz — sag' ihm, in welcher Angst ich bin — er soll kommen — ich will — ich muß mit ihm sprechen.

Hannchen (stehen bleibend). Gut, gut.

Julie. So lauf doch! Worauf wartest du noch?

Hannchen (lächelnd). Auf die Adresse des jungen Herrn; denn unter dem Namen Moritz —

Julie. Ach! du hast Recht — ich war in Gedanken — ich spreche diesen Namen so gern aus —

Hannchen. Ein anderes Mal so oft Sie wollen; nur jetzt muß ich mehr wissen.

Julie. Geh in den nächsten Gasthof auf dieser Straße und frage nach dem Herrn von Schmelz — nein, ums Himmels willen nicht! — frage nach dem Herrn von Rosendorn — so nennt er sich dort.

Hannchen. Herr von Schmelz? — Doch nicht der Sohn der hiesigen Frau von Schmelz, die mit Madam Schwalbe viel Verkehr hat und nur vor einer halben Stunde bei ihr war?

Julie. Eben der. Sie weiß aber nicht und soll nicht wissen, daß er hier ist. Der plötzliche Befehl meiner *Tante, hierher zu kommen*, machte ihn unruhig, und er

reiſ'te mir nach, weil es ihm ahnte, daß ich zu einer Heirath gezwungen werden ſollte.

Hannchen. Es mag ein braver junger Mann ſeyn; ich wünſchte ihm nur eine beſſere Mutter.

Julie. Davon zu andrer Zeit. Jetzt eile zu ihm! Ich zähle die Secunden, bis du zurück kommſt.

(Sie gehen ab.)

Zweiter Aufzug.

Der Schauplatz ein Saal.

Erster Auftritt.

Herr von Puff. Meister Puff.

(Sie treten miteinander herein.)

Herr v. Puff (in einem sehr kurzen schwarzen Frack, mit Kamaschen von Nankin — überhaupt modisch, aber caricaturmäßig gekleidet). Sieh, Bruder Paul, dieser Saal ist, so zu sagen, mein Exercierplatz, wo ich ritterliche Uebungen, als Fechten, Tanzen und so weiter, vornehmen thue.

Mstr. Puff. So, so! — Wie alt bist du denn eigentlich, Bruder Peter?

Hr. v. Puff. Ich bin lange noch nicht fünfundfünfzig Jahre.

Mstr. Puff. Lange noch nicht? — Wie viel fehlt denn noch?

Hr. v. Puff. Ein ganzes Vierteljahr.

Mstr. Puff. Eine rechte Zeit!

Hr. v. Puff. Das bleibt aber unter uns, lieber Paul! — Bei andern Leuten gebe ich mich für einen angehenden Vierziger aus, und da ich mich so jung trage —

Mstr. Puff. Lüge, wie du willst, putze dich, wie du willst: der Tod weiß doch wie alt du bist, und er wird dich, trotz deiner Fechtkunst, beim Kragen nehmen, ehe du walzen lernst.

Hr. v. Puff. Herr Bruder, diese Sprache —

Mstr. Puff. Klingt freilich nicht so lieblich, wie du sie seit einigen Monaten zu hören gewohnt bist. Es wäre aber dein Glück, wenn deine Ohren nicht so gekitzelt würden; denn glaube mir — alle die Bursche, die dir schmeicheln, sind Gauner, die dich prellen oder prellen wollen.

Hr. v. Puff. Pah! wer sagt das?

Mstr. Puff. Ein ehrlicher Mann, der überdieß dein leiblicher Bruder ist, und also doppelte Pflicht hat, dir reinen Wein einzuschenken.

Hr. v. Puff. Er scheint mir sehr sauer, dein Wein.

Mstr. Puff. Gib mir Anlaß, dich mit süßerm zu bedienen; ich will nicht karg damit seyn. Aber jetzt muß ich dir ins Angesicht sagen, daß du Thorheiten über Thorheiten begehst.

Hr. v. Puff. Du fällst heute grausam gegen mich aus.

Mstr. Puff. Denke nur ein Bischen über dich selbst nach. Du hattest von Jugend auf immerdar einen langsamen, bleiernen Kopf. In deinem zwölften Jahre lerntest du erst lesen. Als deine Haare schon grau wurden, hattest du endlich so viel begriffen, daß du ein Würzkrämchen anfangen konntest. Du wußtest deinen Pfeffer und Ingwer zu finden, wenn ein Kunde kam, und wark

in deiner Art glücklich. Jetzt war dein Ziel erreicht. In diesem engen Kreise solltest du bleiben.

Hr. v. Puff. Ei, gehorsamer Diener!

Mstr. Puff. Aber dich ergriff der Schwindel, ein zierlicher Hof- und Weltmann zu werden, und du hast doch so wenig Geschick dazu, als der schwerfällige Strauß zum Fliegen. — Ach, Peter, ich bitte dich, geh in dein Städtchen zurück! — Dort warst du ein angesehener Mann. Wenn du in deinem Kaftan von buntgestreiftem Calamank wie ein leuchtender Regenbogen an deiner Ladenthüre standst, zog jedermann ehrerbietig vor dir den Hut, und du rücktest vornehm dein Sammtmützchen. — Aber hier achtet dich niemand, und du wirst es mit allen deinen Stadtkünsten, die über deinen Horizont erhaben sind, am Ende so weit bringen, daß die Straßenbuben dich auszischen.

Hr. v. Puff. Das wollen wir erwarten. Ich komme jetzt erst dahinter, daß ich klüger bin, als ich zeitlebens geglaubt habe. Drum will ich noch in meinen alten Tagen. — (Er hält mit sichtbarer Bestürzung plötzlich inne und sieht sich ängstlich um.)

Mstr. Puff. Was stört dich?

Hr. v. Puff. Es war mir bange, behorcht zu werden, weil mir ein Wort von meinem Alter entfuhr.

Mstr. Puff. Welche Eitelkeit! — Sprich doch ruhig fort! Was willst du noch in deinen alten Tagen?

Hr. v. Puff. St! nicht so laut! — Willst du mich mit Gewalt verrathen und beschimpfen? — Ich wollte vorhin sagen, daß ich noch jetzt — in meinem reifen, männlichen Alter — anfangen will, die Welt auf eine feine und elegante Art zu genießen. — Ja, Paul, das ist beschlossen, und deine Strafpredigten sollen mich davon

nicht abſchrecken thun. Es iſt überhaupt kurios, daß dir's beliebt, mir den Kopf zu waſchen. Du haſt doch ſelbſt mir oft geſagt und eingeſchärft: der Menſch müſſe ſich immer rühren und immer lernen.

Mſtr. Puff. Nur nicht tanzen, wenn er kaum die Beine mehr heben kann.

Hr. v. Puff. Was? — Ich könnte die Beine nicht mehr heben? — Welche Verläumdung! Sieh doch her! (Er macht Capriolen.)

Mſtr. Puff. Gerade ſo ſah ich geſtern ein graues Müllerthier auf der Weide ſpringen.

Hr. v. Puff. Meiſter Paul! back' Er Seine Semmeln und Milchbrödchen ja nicht von ſo grobem Mehl, wie Seine Reden ſind, ſonſt kauft Ihm kein Menſch mehr ab!

Mſtr. Puff. Nun, es iſt Wahrheit und bleibt Wahrheit: du biſt zu einem Tanzſchüler zu alt.

Hr. v. Puff. Schrei doch nicht ſo! — Warum denn zu alt? — Der Tanzmeiſter Strohfiedel, der mir heute die erſte Lection geben wird, hat ein Paar Scholaren, die zehn Jahre älter ſind, als ich, und er freute ſich recht —

Mſtr. Puff. Auf dein Geld.

Hr. v. Puff. Nicht doch! Er freute ſich über meine geſchickte Geſtalt, meine Gewandtheit, Leichtigkeit und natürliche Anmuth. (Er wendet und dreht ſich mit eitlem Selbſtgefallen.)

Mſtr. Puff. Mosjeh Strohfiedel iſt ein Heuchler.

Hr. v. Puff. Er ſagt, er wolle mich in vier Wochen ſo weit bringen, daß ich allenfalls ein Solo auf dem Theater tanzen könnte.

Mſtr. Puff. Das möcht' ich ſehn!

Hr. v. Puff. Auch mein Hofmeiſter ſagt —

Mſtr. Puff. Wer? — Dein Hofmeiſter? —

Hr. v. Puff. Nu ja, mein Hofmeiſter! Was machſt du darüber Augen wie Scheunthore? — Du haſt wohl hinter deinem Backofen nie erfahren, was ein Hofmeiſter für ein Ding iſt?

Mſtr. Puff. Das weiß ich doch; aber einen Schulknaben von fünfundfünfzig Jahren ſeh' ich heute zum erſten Mal. — Was lernſt du denn von deinem Hofmeiſter?

Hr. v. Puff. Galanteriewesen, modiſche Gebräuche und Redensarten — kurz, den ganzen zierlichen und manierlichen Eleganzkram der vornehmen Leute.

Mſtr. Puff. Gibt dir dein Schulmeiſter auch mitunter die Ruthe?

Hr. v. Puff. Pah! ein ſolcher Grobian iſt Herr Gauch nicht.

Mſtr. Puff. Herr Gauch? — Ein trefflicher Hofmeiſter! — Bruder, ich warne dich vor dieſem Menſchen. Es iſt ein nichtswürdiger, ſchmarotzender Tagedieb. Er weint und lacht, und predigt und flucht für ein Trinkgeld.

Hr. v. Puff. Was das für unreſpektirliche Reden über einen Mann ſind, der in vielen großen Häuſern —

Mſtr. Puff. Den Harlekin ſpielt.

Hr. v. Puff. Ha! ha! ha! Er ſpeis't faſt täglich bei dem Grafen Milani.

Mſtr. Puff. Wohl bekomm's ihm! Da ſpeis't er wirklich oft, und ich wundere mich darüber nicht. Der Graf findet bekannter Maßen an Poſſenreißern einen großen Gefallen, und füttert manchen Hanswurſt. Daher ſitzt auch dein ehrwürdiger Präceptor fleißig tief unten *an der* gräflichen Tafel und kräht wie ein Hahn, bellt wie

ein Hund, miaut wie eine Katze, spricht wie ein gemeiner Jude, und so weiter. Die Gäste des Grafen thun sich Zwang an und lächeln darüber; aber die Bedienten schämen sich, dem Pickelhering aufzuwarten, und schieben ihm seinen Teller verächtlich hin.

Hr. v. Puff. Paperlapapp! Das sagt ihm der Neid nach. Und laß es auch wahr seyn; was hat's zu bedeuten? — Ich finde die Späßchen recht hübsch, und bin gesonnen, den Herrn Gauch zu meinem lustigen Rath zu machen, wenn ich bei ihm ausgelernt habe.

Mstr. Puff. Ach! Bruder, du wirst wohl eher arm werden, als auslernen, und dann hat alle Lust ein Ende.

Hr. v. Puff. Paul, es ist dein Glück, daß du mein Bruder und kein Kavalier bist: ich müßte dich sonst vor die Klinge fordern, bei meiner Ehre! das müßt' ich. (Er ergreift ein Rappier.) Sieh, mit dem Dinge da hab' ich schon halb und halb gelernt, wie ich jemanden, der mir ein schiefes Gesicht macht, das Lebenslicht ausblasen kann. Das müssen wir Vornehmen verstehen thun.

Mstr. Puff. Lernt doch lieber, Menschen glücklich machen, als umbringen!

Hr. v. Puff. Glücklich machen! — Du redest wie ein wahrer Spießbürger! — Glücklich machen ist ja gar nichts Apartes. Das darf auch der Pöbel, wenn er sonst Lust und Belieben dazu hat. Aber Duelliren darf er nicht; das ist ein Vorzug des Adels. Mancher bürgerliche Großprahler würde Geld, viel Geld darum geben, wenn wir ihm die Ehre erzeigten und ihm in einem Zweikampf den Degen in den Leib stießen; aber nein; das geschieht nicht — er mag sich auf den Kopf stellen, mag auf den Knieen darum bitten, mag machen, was er will — es geschieht durchaus nicht.

Mstr. Puff. Ach, Peter! wenn dich mancher verständige Edelmann so sinnlos reden hörte! Er würde sich deiner schämen.

Hr. v. Puff. Beleidige mich, immer beleidige mich; ich thue dir doch nicht die Ehre an, dich zu erstechen. Aber zeigen will ich dir, daß ich's könnte, daß ich fechten gelernt habe.

Mstr. Puff. Gib dir keine Mühe.

Hr. v. Puff. Laß mich doch! Es ist mir ein Plaisir, dich in solchen vornehmen Dingen ein Bischen gescheidt zu machen. Die Fechtkunst ist nicht so schwer und halsbrechend, wie du denkst. Das ganze Geheimniß besteht in zwei Stücken: erstens, muß man Stöße austheilen, und zweitens, keine bekommen.

Mstr. Puff. Ja, ja, wer's so weit gebracht hat, der kann fechten.

Hr. v. Puff. Wenn ich also nur die Degenspitze meines Gegners von mir abwehre, so sticht er und sticht er immer in die Luft und trifft mich nicht.

Mstr. Puff. Was du sagst!

Hr. v. Puff. Das ist der ganze Plunder, und dazu gehören nur ein paar leichte Wendungen der Hand — so — oder so — die heißen Paraden. Klingt das Wort nicht recht hübsch? — Nun gibt's aber auch Finten und und mehr solche Blitzdinger, die ich dir alle jetzt zeigen will. Nimm nur dort das andere Rappier.

Mstr. Puff. Ich mag nicht.

Hr. v. Puff (bei Seite lachend). Was so ein Spießbürger furchtsam ist!

Zweiter Auftritt.

Madam Schwalbe. Die Vorigen.

Mad. Schwalbe. Bon jour, Herr Hof- und Mundbäcker.

Mſtr. Puff. Diener, Madam.

Mad. Schwalbe. Gnädiger Herr! (Sie winkt dem Herrn von Puff und zieht ihn bei Seite.) Sie vergeſſen doch nicht, was ich Ihnen wegen Ihrer Vermählung geſagt habe. Verſchnappen Sie ſich ja nicht gegen Ihren Bruder!

Hr. v. Puff. Nein, nein! auf Kavaliersparole! — (Sie gehen an den vorigen Platz zurück.) Apropos, Madame Schwalbe! Sie kommen mir wie gerufen. Ich wollte da eben meinem Bruder ein Pröbchen meiner Fechtkunſt zeigen; er hat aber nicht das Herz, ein Rappier anzugreifen. Nehmen Sie einmal jenes dort und ſtoßen Sie ein Bischen nach mir.

Mad. Schwalbe. Ich danke unterthänig. Sie würden mich ſchön koranzen. Ihr Fechtmeiſter kann Ihre Geſchicklichkeit nicht genug rühmen.

Hr. v. Puff. Na, na, ſtoßen Sie nur! Es iſt ja blos für die lange Weile. Paß auf, Bruder!

Mad. Schwalbe (nimmt ein Rappier). Verfahren Sie ſäuberlich mit mir!

Hr. v. Puff. Allons! (Er fällt raſch aus.)

Mad. Schwalbe. Gemach, gnädiger Herr! (Sie vertheidiget ſich mit mäßigen Gegenſtößen.)

Hr. v. Puff (fechtend). Guck her, Bruder! das war der Terzſtoß — das die Quartparade — die Seconde oben — die Seconde unten — da kommt ſie mir mit einer

Finte — gehorſamer Diener! der begegnet man ſo — jetzt pack' ich ihre Klinge — nun bin ich Meiſter davon. (Er hört auf zu fechten.) Sieh, Bruder! ſo geht's immer wie am Schnürchen, und man iſt ſicher, daß man bei heiler Haut bleibt.

Mad. Schwalbe. Ich bin froh, daß ich's geblieben bin. (Sie will das Rappier aus der Hand legen.)

Hr. v. Puff. Behalten Sie die Fuchtel noch ein Bischen. Ich will meinem Bruder jetzt zeigen, wie's bei einem ernſthaften Pelzwaſchen hergeht. — Stell' dir einmal vor, es wäre mir hinterbracht worden, daß ſich ein gewiſſer Edelmann — wir wollen annehmen, ein Kapitän — in einer Geſellſchaft erdreiſtet hätte, mich einen Dummkopf zu nennen.

Mſtr. Puff. Je, das könnte ſich wohl ereignen.

Hr. v. Puff. Allerdings! Nun will ich dir aber weiſen, wie ſich ein Mann von Stande bei dergleichen Ehrenfällen benehmen thut. Der Kapitän hat alſo geſagt: der Herr von Puff iſt ein Dummkopf. Er begegnet mir den folgenden Tag auf einer Promenade; ich trete ihm barſch in den Weg, ziehe nachläſſig den Hut und ſage mit rauher Stimme: „Ihr Diener, Herr Kapitän! Wir haben ein Hühnchen mit einander zu pflücken.“ — (Er ſpricht dieſe Anrede im tiefen Baß eines Renommiſten, wendet ſich dann zur Madam Schwalbe und ſagt in ſeinem gewöhnlichen Tone): Nun, Madam, ſtellen Sie den Kapitän vor und antworten Sie mir.

Mad. Schwalbe (gibt ſich ein martialiſches Anſehen und ſpricht mit grober Stimme): „Was beliebt Ihnen, Herr von Puff?“ —

Hr. v. Puff (ſpielt bei den folgenden Worten und überhaupt bei allen, die mit Anführungsſtrichen bezeichnet ſind —

den Renommisten fort). „Kommen Sie doch ein wenig bei Seite, Herr Kapitän!“ — Nun kommen Sie, Madam. (Sie gehen mit einander auf und ab.) Paß auf, Bruder! Ich spreche jetzt wieder mit dem Kapitän. — „Ich habe mit Verdruß gehört, Herr Kapitän, daß Sie sich die Freiheit genommen haben, auf mich zu sticheln.“ —

Mad. Schwalbe (bleibt stehen und stemmt den rechten Arm in die Seite). „Wer? — Ich? — Wenn? wo? auf welche Weise?“ —

Hr. v. Puff. „Gestern Abends in Ihrem Klubb?“ —

Mad. Schwalbe. „Da war ich. Was weiter?“ —

Hr. v. Puff. „Sie thaten mich einen Dummkopf nennen.“ —

Mad. Schwalbe. „Ich kann mich nicht erinnern; denn ich vergesse immer sehr bald, was ich über Leute von Ihrem Schlage gesprochen habe.“ —

Hr. v. Puff. „O, läugnen Sie nicht! Das ist die gewöhnliche Ausflucht feiger Memmen.“

Mad. Schwalbe. „Blitz und Donner! mir das? — Sie dreifacher Dummkopf!“ —

Hr. v. Puff. „Alle Teufel! das heißt meine Ehre antasten! Ziehen Sie, Herr! Dieser Schimpf läßt sich nur mit Ihrem Blute abwaschen.“ — Gib Acht, Bruder! Nun folgt ein Duell auf Leben und Tod. (Sie fechten.) Das war ein Attaquirstoß — das die Terzparade — das ein Contrestoß — das ein —

Mad. Schwalbe (fängt jetzt plötzlich an, ihm scharf zu Leibe zu gehen).

Hr. v. Puff (ängstlich). Ho! ho! Halt, halt! Herr Kapitän! Madam Schwalbe! — Zum Henker, nicht so wild! — Sie stoßen ja — wie der lebendige — Satan! (Er nimmt, von raschen Stößen verfolgt und gedrängt, mit

komischen Angstgeberden seine Retirade bis in den Hintergrund der Bühne.)

Mstr. Puff (in die Hände klatschend). Bravo, Madam, das machen Sie gut!

Hr. v. Puff. Ei, das war keine Manier! Sie sticht und stößt in's Zeug hinein, wider alle Ordnung und Regeln der Kunst. Man hat keine Ehre davon, mit solchen Pfuschern und Naturalisten zu fechten. (Er wirft zornig das Rappier auf die Erde.)

Mad. Schwalbe (mit einer tiefen Verneigung). Nichts für ungut, gnädiger Herr! Der Kapitän war ein wilder Bramarbas; ich aber strecke das Gewehr und bin Dero unterthänige Dienerin. (Sie legt ihm das Rappier zu Füßen und geht mit Verneigungen ab.)

Mstr. Puff. Ein Sadrach von einem Weibe!

Hr. v. Puff. Aber bei dem allem kreuzbrav und gut.

Mstr. Puff. Dafür hälst du die ganze Welt. — Leb wohl. Ich muß nun heim.

Hr. v. Puff (nach der Uhr sehend). O, warte noch! Jetzt wird mein Hofmeister kommen und mir ein elegantes Collegium lesen. Sieh, da ist er schon.

Dritter Auftritt.

Gauch. Die Vorigen.

Gauch (faselt geckenhaft gekleidet herein). Unterthäniger Diener, Herr von Puff.

Hr. v. Puff. Serviteur, Herr Professor.

Gauch (betrachtet den Bäckermeister von oben bis unten mit höhnischen Blicken und zieht dann den Herrn von Puff *vorwärts bei Seite*). Wer ist der Philister?

Hr. v. Puff (mit einem Scharrfuß). Mein Bruder, Ihnen zu dienen.

Gauch. Ah! so? — Der Biedermann sieht ihm aus den Augen. — Wird er bald gehn?

Hr. v. Puff. Lassen Sie sich durch seine Gegenwart nicht stören. (Sie nähern sich wieder dem Bäckermeister, und Gauch macht ihm eine flüchtige Verbeugung, die mit Kopfnicken erwiedert wird.)

Gauch. Mein Herr von Puff, ich hatte beim Schluß meiner gestrigen Vorlesung die Ehre, Ihnen zu sagen, daß ein Herr nach der Mode mit einer Doppellorgnette versehen seyn müsse.

Hr. v. Puff. Ist schon angeschafft. (Er zieht eine Brille von unmäßiger Größe aus der Tasche.)

Gauch. Morbleu! eine horrible Maschine!

Hr. v. Puff. Ich denke, viel hilft viel.

Gauch. Zur Uebung mag sie passiren. Machen Sie einen Versuch damit.

Hr. v. Puff (faßt den Griff der Lorgnette mit beiden Händen und hält sie vor die Augen). Ist's so recht?

Gauch. Zu steif, zu schwerfällig, zu ängstlich! — Freilich ist diese Brille so ungeheuer, daß man sie wie eine Regimentsfahne herumtragen möchte; das gäbe aber einen lächerlichen Anblick, und überdieß braucht ein Elegant heutigen Tages seine linke Hand weiter. — Sehen Sie, in dieser Gestalt, mit diesem zierlichen Anstand zeigt er sich auf der Gasse und auf den Promenaden. (Er schiebt die linke Hand unter die Hosenklappe *), hält mit der Rechten die

* Sollte dieß Lustspiel noch auf der Bühne leben, wenn die hier bezeichnete unanständige Sitte wieder vergessen ist, so wird es nicht an einer neuen gangbaren Modethorheit fehlen, die sich statt jener darstellen läßt.

Lorgnette vor die Augen und ſchweift ſo mit kecken Schritten ein paar Sekunden lang herum.)

Mſtr. Puff (ſchüttelt den Kopf, ſtampft mit dem Stock auf den Boden und murmelt halblaut): Ein trefflicher, ſittlicher Anſtand!

Hr. v. Puff. Schweig, Bruder! Das ſind keine Brezeln; das verſtehſt du nicht. (Er ahmt ſeinem Lehrer mit komiſcher Ungelenkheit nach.)

Gauch (ihn richtend). So — ſo — in dieſer Stellung durchſtreifen Sie mit edler Frechheit die Promenaden, ſehn Sie aller Welt, beſonders den Damen, mit der Lorgnette keck in's Geſicht, und denken Sie an mich, Sie werden bald —

Mſtr. Puff (ſchnell und heftig). In's Narrenhaus kommen. (Er geht zornig ab.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, ohne den **Bäckermeiſter.**

Gauch. Der Herr Bruder ſchien ſehr üble Laune zu haben.

Hr. v. Puff. Bürgergrillen! Fahren Sie getroſt in Ihrem Unterricht fort. Wir wollen uns aber ſetzen thun, denn ich bin ſehr müde und erwarte jeden Augenblick den Tanzmeiſter. (Sie ſetzen ſich.) Nun ſagen Sie an, was habe ich noch weiter zu thun, wenn ich einen galanten Herrn vorſtellen will.

Gauch. Erſtens müſſen Sie durchaus mit eleganten Damen in zärtlicher Vertraulichkeit ſtehen oder ſich wenigſtens ſolcher angenehmen Verhältniſſe rühmen. Prahlen

Sie keck damit, schreiben Sie Liebesbriefe an sich selbst, und lassen Sie hier und da einen, wie von ungefähr, aus der Tasche fallen.

Hr. v. Puff. Scharmant! Ich bin nur, leider! ein schlechter Buchstabenmaler, und mit verliebten, herzbrechenden Ausdrücken weiß ich mich vollends gar nicht zu behelfen. Kann man nicht solche Briefchen fertig zu kaufen bekommen? Ich wollte kein Geld ansehn —

Gauch. Gut. Ich bringe Ihnen morgen einige Dutzend auf rosenfarbenem, chinesischem Papier, mit goldenen Kanten.

Hr. v. Puff. O, das ist herrlich! Nun weiter, weiter! Das war Nummer Eins.

Gauch. Zweitens muß sich ein Elegant täglich im Schauspielhause zeigen. Ich sage — merken Sie wohl auf! — der Elegant muß sich zeigen. Denn ging' er blos hin, um zu sehn, was dort auf der Bühne gezeigt wird, so wär' er kein Elegant, sondern ein Alltagsmensch. Der echte Elegant wählt seinen Platz in einer so hell als möglich beleuchteten Loge — kommt erst im zweiten oder dritten Akt — macht, um die Augen der Versammlung auf sich zu ziehn, mit der Logenthür und seinem Stuhle viel Geräusch — mustert ringsum mit dem Perspectiv alle Logen durch — wirft sich dann, mit dem Rücken gegen das Theater, auf den Stuhl — spricht laut mit seinen Nachbarn — spielt mit seiner goldnen Dose, betrachtet seine Ringe, und wenn alle andere Zuschauer lachen oder weinen — da gähnt er.

Hr. v. Puff. Kurios! Warum sieht er denn nicht hin auf die Bretter, wo Komödie gespielt wird?

Gauch. Darum nicht, weil es ein Hauptgesetz der Eleganz ist, gegen alles, was gemeine Naturen bewundern

und schätzen, eine vornehme Gleichgültigkeit zu zeigen. Man muß immer thun, als ob man solche Lappalien tausend Mal besser gesehen und gehört hätte — man muß überall, wo sich die ganze Welt belustigt, über lange Weile klagen.

Hr. v. Puff. Darf denn so ein armer eleganter Mensch niemals mitlachen?

Gauch. Bei Leib und Leben nicht! Der ganze Ruhm seiner Eleganz würde dadurch in Einem Momente vernichtet. Der deutsche Elegant — denn der muthwillige Franzmann sündigt in diesem Punkte gegen die feinen Sitten — der deutsche Elegant muß, im Kampfe mit seinen zum Lachen gereizten Muskeln, lieber auf der Stelle mitten entzweibersten, als lachen. — Allenfalls darf er, wenn er sich gar nicht weiter zu helfen weiß, mit abgewandtem Gesicht ins Taschentuch lächeln. Das ist die äußerste Gränzlinie des Anstandes. — Im Theater hält es freilich bisweilen schwer, der allgemeinen Lachlust zu widerstehen; aber der ernste deutsche Elegant besiegt sie dennoch mit Heldenmuth, und steht mitten unter tausend fröhlichen Gesichtern wie die kalte, marmorne Bildsäule eines alten Weltweisen.

Hr. v. Puff. Hu! mich friert.

Gauch. Das Lachen und Lächeln des Hohns ist ihm hingegen ohne Einschränkung erlaubt, und er macht davon — besonders im Schauspielhause — einen glänzenden Gebrauch. Da belächelt er den Witz des Dichters und die Kunst des Schauspielers mit einer stolzen Miene, als ob er diese schwachen Köpfe und Stümper verachte und ihr verunglücktes Streben nach seinem Beifall bemitleide.

Hr. v. Puff. Was hat er aber von solchen Grimassen und Alfanzereien?

Gauch. Daß man ihn für einen großen Mann hält

— für einen mächtig hohen Geiſt, den kein andres ſubalternes Genie befriedigen kann.

Hr. v. Puff. Alles böhmiſche Dörfer für mich! Ich freue mich ſo gern, habe manchmal über Puppenſpiele ſo herzlich gelacht — und nun, da ich ein vornehmer Eleganzmann geworden bin, ſoll und darf ich's nicht mehr! — Das iſt betrübt.

Gauch. Ich kann Ihnen nicht helfen. Entweder — oder —

Hr. v. Puff. Vogel, friß oder ſtirb! heißt's bei Ihnen. Sie ſind ein unbarmherziger Mann und geben mir harte Nüſſe zu knacken. Nu, fahren Sie nur fort, ziehen Sie aber wo möglich gelindere Saiten auf.

Gauch. Mein dritter Lehrpunkt iſt kinderleicht.

Hr. v. Puff. Das wolle der Himmel! Wie lautet er denn?

Gauch. Ein Elegant muß den Kunſtkenner und Kunſtrichter ſpielen, muß über Poeſie, Malerei und andere ſchöne Künſte laut, kühn und entſcheidend urtheilen und abſprechen; muß, mit Einem Worte, alles wiſſen, alles beſſer wiſſen, alles am beſten wiſſen.

Hr. v. Puff. Gott ſey mir gnädig und barmherzig! Das nennen Sie leicht? — Ich armer, geſchlagener Mann! Nun iſt alles mit mir aus. — Leb wohl, du ſchöne elegante Welt! Ich ſah dich nur, wie Moſes das Land Canaan, von fern, und muß mit Schimpf und Schande an deiner Gränze wieder umkehren.

Gauch. Warum?

Hr. v. Puff. Je nun, weil ich dort im gelobten Lande der Eleganz alles wiſſen, alles beſſer wiſſen, alles am beſten wiſſen ſoll — und ich nichts weiß, gar nichts weiß.

durchaus nichts weiß. Ich verstehe von Poeterei und Malerei kaum so viel als ein Windelkind.

Gauch. Was thut das? Glauben Sie denn, daß hundert andere Eleganten, die sich als Kunstkenner breit machen, etwas mehr von den schönen Künsten verstehen?

Hr. v. Puff. Das müssen Hexenmeister seyn!

Gauch. O ganz und gar nicht! Die schlauen Herren setzen sich blos hin, lernen ein Schock Kunstwörter, wie ein Schulknabe seine Vocabeln, auswendig, und werfen damit ins Kreuz und in die Quere um sich herum.

Hr. v. Puff. Und das mag nun klappen oder nicht? Mag weder gehauen noch gestochen seyn?

Gauch. Das ist gleichviel.

Hr. v. Puff. Ha! nun fällt mir ein Stein vom Herzen. Ja, da haben Sie Recht; das ist nicht schwer, das kann ich auch. Ich habe ein eisernes Gedächtniß. Aber halt! — wieder eine verdammte Schwierigkeit? — Wie kommt man zu solchen gelehrten Vocabeln?

Gauch. Wenn Sie fünf Louisd'or daran wenden, so verschaffe ich Ihnen morgen ein vollständiges und mit großem Fleiß von mir selbst ausgearbeitetes Wörterbuch der neumodischen Kunstsprache.

Hr. v. Puff. Ein ganzes Buch soll ich in meinen Kopf hineinpfropfen?

Gauch. Ein Buch von zwei oder drei kleinen Oktavseiten.

Hr. v. Puff. Das lasse ich gelten. Dafür gebe ich mit Vergnügen fünf Louisd'or. Nun will ich den Kunstkenner und Kunstrichter spielen, daß es eine Art haben soll.

Fünfter Auftritt.

Madam Schwalbe. Die Vorigen.

Mad. Schwalbe. Guten Tag, Herr Profeſſor! Strengen Sie den gnädigen Herrn nicht zu ſehr an, es möchte ſeiner Geſundheit ſchaden. Sie werden überhaupt Ihr Collegium jetzt abbrechen müſſen, denn der Tanzmeiſter iſt eben gekommen.

Gauch. Er mag warten.

Mad. Schwalbe. Warum denn warten? Er iſt gerade jetzt der nothwendigſte Lehrer des gnädigen Herrn. Wer ſich vermählen will, muß tanzen können, um nicht auf ſeiner eigenen Hochzeit wie eine hölzerne Figur dazuſtehen.

Hr. v. Puff. Ei wohl, Madam! Ich muß tanzen lernen.

Mad. Schwalbe. Ja, und es geſchieht nicht ohne Grund, daß ich eben jetzt von der Hochzeit ſpreche. Es haben ſich, ſeitdem ich Sie nicht geſehen habe, gnädiger Herr, ſehr gute Aſpecten für Sie gezeigt.

Hr. v. Puff. Wirklich? Sie erfreuen mich.

Mad. Schwalbe. Ja, das gnädige Freifräulein hat Sie vorhin durch eine Spalte in der Thür belauſcht, und kam — wenn ich mich, ohne Verletzung des ſchuldigen Reſpekts, ſo ausdrücken darf — wie ein Böckchen in mein Zimmer geſprungen. O, beſte Madam! rief ſie aus und fiel mir um den Hals: ich habe ihn geſehen! Was für ein herrlicher Mann! Ich bin von ſeiner Anmuth ganz bezaubert. — In dieſem Tone ſprach der kleine Engel wohl eine Viertelſtunde lang von Ihnen.

Hr. v. Puff. Was Sie sagen! In so gnädigen Ausdrücken? Das macht mich glücklich.

Mad. Schwalbe. Nicht wahr, diese Nachricht ist so angenehm, daß sie wohl ein Stück Atlas werth wäre? — Ich arme Wittwe kann mir so was Kostbares nicht erzeugen und möchte doch gern bei der hohen Vermählung in einem hochzeitlichen Kleide erscheinen.

Hr. v. Puff. Kaufen Sie nach Ihrem Belieben, so schön und so theuer Sie wollen, und bringen Sie die Lapperei mit auf meine Rechnung.

Mad. Schwalbe. O, Sie sind freigiebig wie ein Prinz! Diesen neuen Beweis Ihres edlen Charakters will ich augenblicklich dem Fräulein erzählen.

Hr. v. Puff. Thun Sie das, Frauchen, thun Sie das und schicken Sie mir den Tanzmeister her!

Mad. Schwalbe (im Abgehen). Sogleich, gnädiger Herr.

Hr. v. Puff. Eine grundehrliche Frau! Ich wohne hier wie im Himmel.

Sechster Auftritt.

Herr von Puff. Gauch. Der Tanzmeister und ein Bedienter.

(Der Letztere trägt ein Fußbret.)

Tanzmeister (mit kunstmäßigen Komplimenten). Gnädiger Herr —

Hr. v. Puff. Bonsdies, Herr Strohfiedel. — (Zum *Bedienten.*) Was Henker, Johann! bringst du da?

Bedienter (das Fußbret auf den Boden ſetzend). Fragen Sie den Herrn Tanzmeiſter, dem das Ding gehört. Es ſieht aus wie eine Foltermaſchine. (Er geht ab.)

Hr. v. Puff. Nun, Herr Strohfiedel, erklären Sie mir doch Ihr Inſtrument.

Tanzm. Es iſt, ſo zu ſagen, ein wohlthätiger Zuchtmeiſter der Füße, der ſie mit einigem Ernſt und Zwang nöthigt, ſich an die Linie der Schönheit und des Anſtandes zu gewöhnen. Die Zierlichkeit des Auswärtsgehens iſt allen Standesperſonen eigen und unterſcheidet ſie beim erſten Anblick von ungebildeten Menſchen, die gänſemäßig einherſchreiten.

Hr. v. Puff (ſeine Füße betrachtend). Hm! — ja — ich ſtehe ſelbſt wie ein Gänſerich da.

Tanzm. Ich erfreche mich nicht, Eure Gnaden zu widerſprechen. Es iſt aber auch bei Denenſelben kein Wunder, und mehr zu loben, als zu tadeln. Der gnädige Herr reſidirten bisher in einer kleinen Stadt, wo jedermann ſo geht. Wenn man unter Gänſen lebt, muß man mitwackeln, ſonſt ſtecken ſie die Köpfe zuſammen und ſchnattern, man wolle klüger und beſſer ſeyn, als ſie.

Hr. v. Puff. Was Sie für ein richtiges Einſehen haben! Das iſt wirklich die Urſache, warum ich ſo mit den Füßen fäble.

Tanzm. Dieſe kleine Unziemlichkeit wollen wir bald aus dem Wege räumen. Mit hoher Erlaubniß. (Er ſetzt ſich.) Haben Sie die Gnade, ſtellen Sie ſich gerade vor mich her — reichen Sie mir die Hände — ſetzen Sie Ihre Füße feſt an die meinigen. (Der Scholar befolgt dieſe Anordnungen, und der Tanzmeiſter dreht ihm die Füße nach und nach auswärts in eine gerade Linie.)

Hr. v. Puff (mit krummen Knieen in einer halb sitzenden Positur). Au! ich falle.

Tanzm. Nein, nein! Ich habe die Ehre, Sie zu halten. Richten Sie sich muthig empor! Drängen Sie Schenkel und Waden zusammen!

Hr. v. Puff (strengt sich an). Potz Velten! das thut nicht wohl.

Tanzm. Wiegen Sie nun Ihren Körper vorwärts und rückwärts, um den Muskeln die nöthige Gelenksamkeit zu geben. (Er zieht ihn an sich und läßt ihn allmählig zurücksenken.)

Hr. v. Puff. O weh! ich falle.

Tanzm. Nur getrost! (Er setzt das Manöver mit stärkern Bewegungen fort.)

Hr. v. Puff. Freund, ich bitte Sie, das Ding wird halsbrechend! — Herr Jemine! halten Sie fest!

Tanzm. Nur gnädiges Gleichgewicht!

Hr. v. Puff. Ja, auf dem Stuhle läßt sich's gut von Gleichgewicht reden.

Tanzm. (ängstlich). Mon Dieu! Sie geruhn auf einmal sehr schwer zu werden — potz tausend! vorwärts! vorwärts! — ich gerathe außer Stand —

Hr. v. Puff. Sapperment! halten Sie mich —

Tanzm. Ich kann nicht mehr —

Hr. v. Puff. Die Reise geht fort — ich breche den Hals — Hülfe! (Er fällt allmählig rücklings zu Boden und reißt den Tanzmeister, der fruchtlos dagegen kämpft, über sich hin.)

Gauch. Ha! ha! ha! eine komische Gruppe!

Tanzm. (schnell aufspringend). Ich bitte tausendmal um Vergebung, daß ich so unhöflich war, auf Eure Gnaden *zu fallen.* Aber Dero Schwerkraft —

Hr. v. Puff. Und Ihr Flederwiſchkörper — Komplimentiren Sie nur nicht lange, ſondern helfen Sie mir wieder auf die Beine! (Der Tanzmeiſter und Gauch ſtehn ihm bei.) Ich dacht's gleich, daß die Geſchichte ſo ein trauriges Ende nehmen würde. (Er reibt ſich den Rücken.) Nee, Herr Strohfiedel, mit dieſer gefährlichen Gaukelei bleiben Sie mir künftig vom Halſe!

Tanzm. So müſſen wir unſre Zuflucht zum Fußbrete nehmen.

Hr. v. Puff. Das Zeterding ſieht mich auch verdammt tückiſch an.

Tanzm. Hier iſt keine Gefahr. Treten Sie unbeſorgt in die Fußſchrauben.

Hr. v. Puff (hineintretend). Nun wird's zur Abwechſelung einen Purzelbaum vorwärts geben; das ſchwant mir ſchon. Aber, Herr! das ſag' ich Ihnen: dann ſind wir auf der Stelle geſchiedene Leute. Was hilft's mir, daß ich tanzen kann, wenn ich den Hals gebrochen habe?

Tanzm. Haben Sie die Gnade, ſich an dieſen Stuhl zu halten. (Er ſetzt einen vor ihn hin.)

Hr. v. Puff. Gut. Das iſt ein Troſt.

Tanzm. (ſchraubt ihm die Füße rückwärts in eine gerade Linie).

Hr. v. Puff. Blitz! das iſt der alte Schmerz.

Gauch. Muth! Geduld! — Hoffart muß Zwang leiden.

Tanzm. Nun gnädig den Kopf in die Höh'! — die Schultern zurück! — den Unterleib hinein! — die Bruſt hervor! — (Er ſtellt ſich hinter ihn und zieht ihm die Arme rückwärts.)

Hr. v. Puff. Was ſind das nun wieder für tolle Streiche! So kann ich mich doch nicht an den Stuhl halten!

Tanzm. Ich halte Sie.

Hr. v. Puff. Ja, wie vorhin. Wer sich auf Sie verläßt, der ist verlassen. (Er verzerrt das Gesicht, indem ihm der Tanzmeister die Arme stärker auf dem Rücken zusammenpreßt.) Schwere Angst! Sie brechen mir die Schulterblätter — ich halt's nicht aus — lassen Sie los — Sie bringen mich um! (Er entreißt sich den Händen des Tanzmeisters und springt vom Brete.)

Tanzm. Ihro Gnaden sind äußerst zart.

Hr. v. Puff. Ei Sackerlott! Sie greifen mich an, als ob ich einen Mord gestehen sollte. Mein Johann hat Recht: das ist eine Foltermaschine. Der Himmel soll mich davor bewahren. Hier haben Sie einen Dukaten für Ihren Weg und kommen Sie mir nicht wieder über die Schwelle! (Er gibt ihm Geld.)

Tanzm. (mit tiefen Verbeugungen abgehend). Ich empfehle mich in der höchsten Bestürzung zu Gnaden.

Hr. v. Puff. Gnade hin, Gnade her! (Er wirft zornig das Fußbret hinter dem Tanzmeister zur Thür hinaus.)

Siebenter Auftritt.

Herr von Puff. Gauch.

Gauch. An diese Lection wird Herr Strohfiedel denken.

Hr. v. Puff. Ich gewiß auch. Der tolle Kerl bat immer und ewig um Gnade und verfuhr selbst höchst ungnädig mit mir. — Aber ich war doch wohl für einen Eleganzmann zu hitzig und zu grob?

Gauch. Warum? Ein so rasches Wesen kleidet einen *Herrn* von Stande recht gut und ist stark Mode. Man

flucht den Handwerksleuten, die für uns arbeiten, die ganze Hölle auf den Hals, wirft sie sogar bisweilen die Treppe hinunter, prügelt seine Bedienten und so weiter — und dennoch ist und bleibt man ein Elegant. Es werden auch von Zeit zu Zeit neue Flüche Mode, die man durchaus bei Gelegenheit anbringen muß, wenn man mit seinem Zeitalter fortschreiten will.

Hr. v. Puff. Scharmant! Ich bitte mir davon ein kleines Verzeichniß aus.

Achter Auftritt.

Madam Schwalbe. Die Vorigen.

Mad. Schwalbe (eilig). Ach! bester, gnädiger Herr! was ist denn mit dem armen Tanzmeister vorgefallen? Er weint beinahe. Sie haben ihn zu hart behandelt.

Hr. v. Puff. Zu hart? — Sie reden, wie Sie's verstehen. Ich hätt' ihn standesmäßig die Treppe hinunterwerfen sollen. Nicht wahr, Herr Hofmeister?

Gauch. Dergleichen Treppenreisen sind allerdings in manchen vornehmen Häusern gewöhnlich.

Mad. Schwalbe (bitter). In meinem nicht, Herr Gauch! Merken Sie das! Ich nehme den Tanzmeister in Schutz. Verstehen Sie mich? In meinem Hause muß kein Brodneid herrschen; das sag' ich Ihnen.

Gauch. Was eifern Sie denn? Ich bin ganz unschuldig.

Hr. v. Puff. Das ist wahr, Madamchen. Er hat mich gegen den Tanzmeister nicht aufgehetzt. Das Männchen hudelte mich, trotz seiner unterthänigen Höflichkeit, gar zu sehr, und so kam ich in den Harnisch.

Mad. Schwalbe. Ein edler, deutscher Ritter — und so verzärtelt!

Hr. v. Puff. Ich will gar nicht tanzen lernen.

Mad. Schwalbe. Nun, da kämen Sie bei der Baronesse schön an! Die liebt das Tanzen über alles, und klatschte vor Freude mit den kleinen alabasternen Händchen, als sie hörte, daß Sie Tanzstunden nähmen. Wir wollen lieber den Bereiter wieder fortschicken.

Hr. v. Puff. Bei Leibe nicht! Ist er da?

Mad. Schwalbe. Zu Befehl.

Hr. v. Puff. Rufen Sie ihn geschwind!

Mad. Schwalbe. Wenn Sie mir versprechen —

Hr. v. Puff. Ja, ja, dem schönen Fräulein zu Lieb' und Ehren will ich auch tanzen lernen. Aber das Reiten ist noch nöthiger für einen Edelmann. Ein Ritter muß reiten können; nicht wahr, Herr Professor?

Gauch. Allerdings. Aber auch tanzen.

Mad. Schwalbe. Das war Ihr Glück, daß Sie das hinzusetzten, Herr Gauch! Der Bereiter soll gleich da seyn. (Sie geht ab.)

Hr. v. Puff. Was habt ihr denn mit einander?

Gauch. Kleine, freundschaftliche Neckereien.

Neunter Auftritt.

Herr von Puff. Gauch. Der Bereiter. Hernach **zwei Bedienten.**

Hr. v. Puff. Schön willkommen, lieber Rammskopf! Haben Sie mir ein Pferd besorgt?

Bereiter. Ihre Bedienten werden's gleich vorführen. *Hören Sie es nicht* schon traben?

(Zwei Bedienten schieben ein hölzernes, gesatteltes und gezäumtes Pferd auf Rädern herein.)

Hr. v. Puff. Tausend Element! das ist ein tüchtiger Gaul.

Bereiter. Ich schäme mich fast, Ihnen auf diesem Kinderklepper Lectionen zu geben. Da Sie aber nun einmal noch nicht den Muth haben, ein lebendiges Roß zu besteigen, so ist kein anderer Rath. Dieser bretterne Hengst bäumt und bockt freilich nicht.

Hr. v. Puff. Das ist mir eben sehr lieb.

Bereiter. Sitzen Sie auf!

Hr. v. Puff. Gleich, gleich. (Er setzt den rechten Fuß in den linken Steigbügel.)

Bereiter. Nicht doch! So bekämen Sie den Schweif, statt des Zügels, in die Hand. Nehmen Sie den linken Fuß und schwingen Sie sich in die Höhe.

Hr. v. Puff (setzt einigemal vergebens an). Das Beest ist so hoch wie ein Berg.

Bereiter. Hoho! kaum Mittelschlag.

Hr. v. Puff. Johann! — Christoph! — schiebt doch hinten!

(Die Bedienten helfen ihm.)

Bereiter. Bleiben Sie so einen Augenblick senkrecht im Bügel stehn und schwingen Sie dann das rechte Bein über die Croupe.

Hr. v. Puff. Ueber was für ein Ding?

Bereiter. Ueber des Pferdes Kreuz.

Hr. v. Puff. Aha! Deutsch verstehʼ ich. (Er martert sich umsonst, das Bein so hoch zu heben.) Helft mir doch, ihr faulen Schlaraffen! Wofür gebʼ ich euch Lohn und Brod?

(Die Bedienten heben ihm das Bein hinüber und er fällt in den Sattel.)

Bereiter. Sanft niedergelaſſen! Man muß ſich nicht wie ein Klumpen Blei auf den Sattel werfen, ſonſt erſchrickt das Pferd und geht auf der Stelle durch.

Hr. v. Puff. Wohl mir, daß ich auf einem geduldigen Thiere ſitze. (Er klopft und ſtreichelt den Hals des Pferdes.)

Bereiter. Sie werden ſich jetzt als Anfänger gefallen laſſen, ohne Bügel zu reiten. (Er hängt ſie hinauf an den Sattel.)

Hr. v. Puff. O weh! Ich armer Anfänger brauche dieſe Stützen gerade am nöthigſten.

Bereiter. Man muß ſie entbehren lernen.

Gauch. Recht, Herr Rammskopf! Das erinnert mich an eine luſtige Anekdote aus dem letztern franzöſiſchen Kriege. Da ging ein Kavallerieofficier — ich weiß nicht, von welchem reichsſtändiſchen Kontingente — der zufällig einen Steigbügel eingebüßt hatte, mitten in der Bataille zu Fuß heim, weil er, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, ohne Bügel nicht reiten konnte.

Bereiter. Der jämmerliche Schächer! Gleichgewicht iſt die Seele des Reiters. — Allons, Herr von Puff! Im Schritt vorwärts!

(Die Bedienten ſchieben oder ziehen das Pferd langſam fort.)

Hr. v. Puff (ängſtlich). Bleibt ja im Schritt! Hört ihr? — So — ſo — fein gemach und behutſam!

Bereiter. Trab!

Hr. v. Puff. O Donnerwort! —

(Die Bedienten bewegen das Pferd etwas ſchneller.)

Ihr Menſchen, ſeyd ihr toll? — Halt! — ich werde ſchwindlig — brr! (Er ſinkt vorwärts und umarmt den Hals des Pferdes.)

Bereiter (richtet ihn wieder). Halten Sie nur Balance, so iſt gar keine Gefahr dabei! — Galopp!

(Möglichſte Geſchwindigkeit des Rollpferdes.)

Hr. v. Puff. Oh! oh! ich ſtürze — der Athem bleibt mir aus — mein Ende iſt da! (Er fällt mit einem mörderiſchen Geſchrei von der Seite herunter. Die Bedienten heben ihn auf.)

Zehnter Auftritt.

Madam Schwalbe. Die Vorigen.

Mad. Schwalbe (kommt eilend). Um's Himmels willen, was geht hier vor?

Bereiter. Etwas ſehr Gewöhnliches — ein kleiner Hoppas vom Pferde. Das kann dem beſten Reiter begegnen.

Mad. Schwalbe. Armer Herr von Puff! Sie haben doch keinen Schaden genommen?

Hr. v. Puff. Das weiß ich ſelbſt noch nicht. Der verfluchte Galopp!

Gauch. Ein Elegant muß aber Galopp reiten können, um vor den Fenſtern ſchöner Damen zu paradiren.

Bereiter. Deßhalb eben nicht. Kein vernünftiger Reiter ſprengt ohne Noth auf dem Steinpflaſter. Das thut nur etwa ein junger Herr, der alle Quartale einmal ein ſteifes Miethpferd beſteigt, und dann trifft ihn jenes bekannte Sinngedicht:

Man ſieht ihn im Galopp durch alle Straßen reiten,
Nur vor dem Thor hält er mit Jagen ein:
Das iſt doch ſonderbar, ein Narr vor allen Leuten,
Und klug, wenn's niemand ſieht, zu ſeyn! *

* Aus des Herrn von Göckingk Gedichten.

Hr. v. Puff. Hübsche Reimverschen!

Mad. Schwalbe. Schreiben Sie mir sie doch auf, Herr Rammskopf. Ich kenne einige dergleichen Quartal-Couriere, die ich damit von ihrer Narrheit kuriren will.

Gauch. Sie wollen die Couriere kuriren? — Das ist ja ein köstliches Wortspiel im neuesten Geschmack!

(Man hört hinter der Scene ein Posthorn und Peitschenknall.)

Bereiter. Was Teufel! Da kommt wohl so ein Quartal-Courier.

(Alle stutzen und blicken nach der Thür.)

Eilfter Auftritt.

Hannchen. Die Vorigen.

Hannchen (schnell). Madam! ein Courier —

Mad. Schwalbe. Mit Depeschen an mich?

Hannchen. Ja.

Mad. Schwalbe. Aha! Herr von Puff! wie wird Ihnen? — (Zu Gauch und Rammskopf.) Seyd so gut, ihr Herren, und führt euch geschwind durch die Hinterthür ab! Auch das Schulpferd muß fort. (Gauch und der Bereiter eilen durch eine Seitenthür hinweg, und die Bedienten rollen das Pferd hintennach.)

Mad. Schwalbe. (Zu Hannchen.) Ruf den Courier!

(Das Mädchen geht ab.)

Hr. v. Puff. Ach, Madam! ich zittere und zage.

Mad. Schwalbe. Ganz ohne Noth. Ich habe Sie dem Baron gut empfohlen, und ich weiß, wie ich mit ihm stehe. Was ich will, das will er auch.

Zwölfter Auftritt.

Wieſel als Courier. **Herr von Puff. Madam Schwalbe.**

Wieſel (in einer kurzen verbrämten Jacke und weiten Courierſtiefeln). Habe ich die Ehre, mit Madam Schwalbe zu ſprechen?

Mad. Schwalbe. Zu dienen, mein Herr. Wer ſind Sie?

Wieſel. Der erſte Kammerdiener und Kabinets-Courier des Freiherrn von Adlersburg, der mich geſtern mitten in der Nacht abgefertigt hat, Ihnen dieſes Handſchreiben zu überreichen.

Mad. Schwalbe (den Brief empfangend). Ich bin ſehr erfreut. Wie befindet ſich Ihr gnädiger Herr?

Wieſel. Wie ein Fiſch im Waſſer. Kein Finger thut ihm weh. Wenn ſeine Geſundheit ſo fortdauert, ſtirbt er in ſeinem Leben nicht.

Mad. Schwalbe. Er verdiente, unſterblich zu ſeyn. (Sie erbricht den Brief und thut, als ob ſie leſe.)

Hr. v. Puff (beobachtet ſie mit ſtarren Blicken).

Wieſel (nähert ſich ihm). Habe ich vielleicht das Glück, Seiner Hochwohlgeboren, dem Herrn von Puff, meine unterthänigſte Devotion zu bezeigen?

Hr. v. Puff (tritt verlegen zurück). Ja, ich denke — ja, ich heiße ſo.

Wieſel. So ſind Sie wirklich der edle Kavalier, der dem hohen Hauſe Adlersburg bald näher angehören wird? — Erlauben Sie mir, Dero Rockzipfel zu küſſen.

Hr. v. Puff (ausweichend). Sie ſcheinen ſehr höflich — ich verſtehe aber von dem allen kein Wort.

Mad. Schwalbe. Herr von Puff, ich gratulire. Der Herr Baron hat sich nach Ihren Wünschen erklärt. Ich will Ihnen seinen Brief vorlesen. Der Herr Kabinets-Courier ist doch wahrscheinlich vom Inhalt seiner Depesche unterrichtet?

Wiesel. Ich darf mich rühmen, des Herrn Barons Vertrauter zu seyn.

Mad. Schwalbe. Das konnte ich denken. Nun so hören Sie, Herr von Puff. (Sie liest:) „Madame et „chère amie! Die Freiherren von Adlersburg sind die „ältesten Kavaliere in Deutschland und der Herr von Puff „ist einer der jüngsten; seine Idee, die Hand meiner Toch„ter zu ambitionniren, ist also ein Attentat einer Mésail„lance, in die ich als ein Glied des hohen Reichsadels „nimmer willigen würde, wenn mich nicht Ihre angelegent„liche Vermittelung, ma chère amie, zu mildern Senti„mens persuadire. Also blos Ihnen ist der Herr von Puff „Dank und solide Erkenntlichkeit für die Auszeichnung schul„dig, daß ich ihm hiermit permittire, in Ihrer Gegenwart „dem Fräulein aufzuwarten. Ist er so glücklich, das Herz „meiner geliebten Tochter zu touschiren, so soll ihm mein „väterlicher Consens nicht entstehen. Adieu, ma bonne „amie.“ — (Sie legt den Brief zusammen.) Nun, Herr von Puff, was sagen Sie dazu?

Hr. v. Puff. Ich bin vor Freude ganz stumm.

Mad. Schwalbe (zieht ihn bei Seite). Es wird Ihrem künftigen Herrn Schwiegervater sehr gefallen, wenn Sie dem Courier ein ansehnliches Geschenk machen. Haben Sie eine gutgespickte Börse bei sich?

Hr. v. Puff. Ich denke.

Mad. Schwalbe. Fort damit!

Hr. v. Puff (zu Wiesel). Darf ich mir wohl die Frei-

heit nehmen, Ihnen dieſe Kleinigkeit aus gutem Herzen zu offeriren und anzubieten? (Er drückt ihm einen Beutel in die Hand.)

Wieſel (küßt ihm den Rockzipfel). Gnädiger Herr, ich danke unterthänig.

Mad. Schwalbe. Sie ruhn doch wohl bis morgen hier aus, Herr Courier?

Wieſel. Wie Sie befehlen.

Mad. Schwalbe. Machen Sie ſich's bequem. Mein Hausmädchen wird Ihnen ein Zimmer anweiſen und Erfriſchungen reichen.

Wieſel. Sehr verbunden. Ich werde vorher der jungen Baronneſſe meinen Reſpekt bezeigen. (Er geht mit tiefen Verbeugungen ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen, ohne den Courier.

Mad. Schwalbe. Triumph! Ihr Glück iſt gemacht. Nicht wahr, ich gelte was bei dem alten ahnenſtolzen Herrn?

Hr. v. Puff. Er folgt Ihnen wie ein Kind. Das habe ich ſo halb und halb aus ſeinem Briefe errathen. Er ſchreibt ſehr hochtrabend und unverſtändlich und miſchmaſcht eine Menge Sprachen durcheinander, als ob er beim Thurmbau zu Babel geweſen wäre.

Mad. Schwalbe. Das iſt vornehm und Sie müſſen's auch lernen. Jetzt aber iſt das Nöthigſte, daß Sie ſich in Galla werfen, um dem Fräulein Ihre Aufwartung zu machen. Ich will indeſſen ein paar unverſchiebliche Gänge thun.

Hr. v. Puff. Und ich will, indem ich mich friſiren und ankleiden laſſe, meine Liebeserklärung vollends zu Stande bringen, worüber ich mir ſchon ſeit vierundzwanzig Stunden den Kopf zerbreche. Sie wird aber auch ein Meiſterſtück von Witz, das will ich Ihnen vorausſagen.

(Sie gehen mit einander ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Hannchen

(öffnet leiſe die Seitenthür und ſieht ſich um).

Iſt ſie denn endlich fort? — (Sie tritt in den Saal.) Hier iſt der Weg rein; ob ſie aber ausgeht, das iſt die Frage. (Sie läuft an die Mittelthür und horcht.) Jetzt ſchlarft ſie die Treppe hinunter — jetzt ſchlägt ſie die Hausthür zu. Nun ſind wir ſicher. (Sie fliegt an die Seitenthür zurück und ruft:) Herr von Schmelz! Geſchwind aus dem Kleiderſchranke heraus! Ich rufe — Sie wiſſen ſchon, wen. (Durch die Mittelthür ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Moritz (allein).

Das war eine enge Gefangenſchaft! — Wenn ich doch die ſaubre Tante zeitlebens ſo einſperren könnte! — Arme Julie! Aus dieſen Händen muß ich dich retten; es gehe, wie es wolle.

Sechszehnter Auftritt.

Moritz. Julie. Hannchen.

(Die Liebenden fallen einander um den Hals.)

Julie. Lieber Moritz!

Moritz. Theuerste Julie! — Hab' ich nicht wahr prophezeit?

Julie. Leider! Hannchen hat Ihnen gesagt —

Moritz. Alles, alles. Sie haben sich doch standhaft geweigert?

Julie. Bis jetzt. Aber wie soll's werden, wenn sie mich heftiger bestürmt? Wenn sie mich mißhandelt?

Moritz. Das mag sie nur wagen! Dann soll die Gaunerin noch heute zwischen vier Mauern sitzen.

Julie. Nein, Moritz. Das wäre zu hart.

Moritz. Wissen Sie den Drachen anders zu bändigen? — Eine Klage bei dem Kriminalgerichte wäre freilich kein romantischer Ausweg; aber wir leben nun einmal nicht in Arkadien. — Ein poetischer Schwärmer würde von Entführung und dergleichen Dingen schwatzen; ich prosaischer Mensch denke aber nicht daran. Die Intrikenmacherin wär' es wohl werth, daß wir uns ihretwegen ohne Dach und Fach in der Welt herumtrieben! — Nein, nein! Nicht wir wollen ihr weichen: sie muß uns weichen.

Julie. Wie wird das enden! — Moritz, ich bitte Sie dringend, thun Sie gegen meine Tante keinen übereilten, feindlichen Schritt.

Moritz. Nicht ohne die höchste Noth. Sie wissen,

ich bin kein Strudelkopf, ich lavire gern im Sturme, wenn's möglich ist. Könnten wir nur auf eine friedliche Art einige Monate Zeit gewinnen, das wäre mein Wunsch. Dann bin ich Herr meines väterlichen Erbtheils und kann mit Ihrer Tante offen und freimüthig über unser Verhältniß sprechen. Doch jetzt darf ich's nicht. Ich bin noch in vielen Rücksichten von meiner Mutter abhängig, und sie sucht ein besonderes Vergnügen darin, alle meine Wünsche zu vereiteln. Sie würde mir also auch hier entgegenarbeiten und um so leichteres Spiel haben, da sie eine vertraute Freundin der theuern Madam Schwalbe ist.

Julie. Das ist ein schlimmer Umstand. Wir dürfen uns jetzt nicht entdecken.

Hannchen (die bisher in einiger Entfernung stand, nähert sich). Ist es mir erlaubt, mich mit einem guten Rath in Ihr Gespräch zu mischen?

Moritz. Guter Rath ist immer willkommen.

Julie. Rede, Hannchen.

Hannchen. Wär' ich an der Stelle des Herrn von Schmelz, ich ginge doch zur Tante, gäbe mir aber — wenn sie mich nämlich nicht von Person kennte —

Moritz. Sie kennt mich nicht.

Hannchen. Nun, da gäbe ich mir einen andern Namen und sagte kurz und rund: Madam, ich bin reich und habe Lust, zu heirathen. Können Sie mir nicht ein hübsches Weibchen vorschlagen?

Moritz (lächelnd). Das wäre wohl ein wenig mit der Thür in's Haus gefallen.

Hannchen. Ei, freilich müssen Sie Ihre Worte zierlicher anbringen.

Moritz. Und dann?

Hannchen. Nun, dann stelle ich mir vor, Sie werden der Madam Schwalbe gefallen, und sie wird den klugen Einfall haben, daß Sie sich für Mamsell Julien besser schicken, als der alte Herr von Puff.

Moritz. Würde sie sich deßwegen auf der Stelle entschließen, ihn im Stiche zu lassen?

Julie. Das ist nicht wahrscheinlich.

Hannchen. Sie werden bald merken, wie sie gesinnt ist. Wenn sie Ihnen sehr höflich und freundlich begegnet, Ihnen verspricht, Sie mit einer Frau zu versorgen, und Sie einladet, bald wieder zu kommen, so ist die Sache richtig.

Moritz. Was halten Sie von Hannchens Vorschlage, liebe Julie?

Julie. Er kommt mir vor wie eine unschuldige Arzenei, die wenigstens nicht schadet, wenn sie auch nicht hilft.

Moritz. Gut. Ich gehe zur Tante.

Julie. Wenn sie mich aber dennoch zwingen will, einen Besuch vom Herrn von Puff anzunehmen?

Moritz. So lassen Sie sich von dem alten Thoren die Hand küssen, und damit gut. Es ist rathsamer, in solchen unverfänglichen Punkten nachzugeben, als sich Mißhandlungen auszusetzen. Was die erzwungene Baronnesse von Adlersburg thut, hat Julie nicht zu verantworten.

Julie. Ich will Ihnen folgen.

Hannchen. Nun wird es aber auch hohe Zeit, daß sich der Herr von Schmelz wieder entferne, sonst überrascht uns Madam.

Moritz. Davor wollen wir uns in Acht nehmen.

Adieu, liebe Julie. Ich will im Gasthof am Fenster lauschen, bis Ihre Tante zurückkommt. Dann gehe ich ihr auf dem Fuße nach, und sobald meine Audienz vorbei ist, erhalten Sie durch Hannchen Nachricht davon. (Sie gehen ab.)

und dort, und verſchenken endlich am Altar die welken Herbſtblumen ihrer Geſundheit und Kräfte.

Mad. Schwalbe. So unbillig wollen Sie gegen Ihre künftige Gemahlin nicht denken. Das iſt lobenswerth und nimmt mich ſehr für Sie ein.

Moritz (ſich verbeugend). Dürfte ich alſo hoffen —?

Mad. Schwalbe. Ich will mich mit Vergnügen für Sie verwenden.

Moritz. Rechnen Sie auf meine Dankbarkeit. Ich werde mich bald im unbeſchränkten Beſitz eines anſehnlichen Vermögens befinden.

Mad. Schwalbe. So ſind Sie um ſo mehr im Stande, eine Frau glücklich zu machen. Sie ſoll doch wohl von adeliger Herkunft ſeyn?

Moritz. Das mache ich gerade nicht zur Bedingung. Ich ſuche keine Ahnen, nur häusliches Glück.

Mad. Schwalbe. Nun, verlaſſen Sie ſich auf mich, Herr von Roſendorn. Ich weiß ſchon halb und halb eine Partie für Sie; es fehlt mir nur jetzt durchaus an Zeit, mich mit Ihnen länger zu unterhalten. Bemühen Sie ſich wieder zu mir.

Moritz (aufſtehend). Wenn iſt es Ihnen gefällig?

Mad. Schwalbe. Sobald Sie wollen, ſobald Sie können.

Moritz. Ich empfehle mich Ihrem geneigten Andenken, Madam. (Er geht nach der Thür.)

Mad. Schwalbe. Adieu, Herr von Roſendorn. — (Ihm nachrufend.) O, warten Sie doch! Es fliegt mir eben ein glücklicher Gedanke durch den Kopf. Können Sie mich in einer halben Stunde wieder beſuchen?

Moritz. Ich werde mit Vergnügen die Ehre haben. (Geht ab.)

Adieu, liebe Julie. Ich will im Gasthof am Fenster lauschen, bis Ihre Tante zurückkommt. Dann gehe ich ihr auf dem Fuße nach, und sobald meine Audienz vorbei ist, erhalten Sie durch Hannchen Nachricht davon. (Sie gehen ab.)

Dritter Aufzug.

Zimmer der Madam Schwalbe.

Erſter Auftritt.

Madam Schwalbe. Hannchen.

Madam Schwalbe (die Enveloppe ablegend). Ich komme gar nicht mehr zu Athem. Kaum trete ich ins Haus, ſo iſt mir einer auf den Ferſen, der mich ſprechen will. Hätteſt du ihn nur auf der Stelle abgewieſen.

Hannchen. Ich wußte ja nicht, ob ich recht that.

Mad. Schwalbe. Wie nennt er ſich?

Hannchen. Herr von Roſendorn.

Mad. Schwalbe. Roſendorn! — Ich habe dieſen Namen in meinem Leben nicht gehört. Was iſt's denn für eine Figur?

Hannchen. Ein wohlgekleideter und wohlgebildeter junger Mann.

Mad. Schwalbe. Laß ihn kommen. Sag' ihm aber voraus, ich hätte nur zwei Minuten Zeit.

Hannchen. Sehr wohl. (Geht ab.)

Mad. Schwalbe (allein). Was wird's ſeyn? —

Geldnoth oder eine Liebesgeschichte. Das sind immer die beiden Hauptgeschäfte der jungen Herren.

Zweiter Auftritt.

Moritz. Madam Schwalbe.

Moritz. Gehorsamer Diener, Madam.

Mad. Schwalbe (sich verbeugend). Mit wem habe ich die Ehre —?

Moritz. Mein Name ist von Rosendorn.

Mad. Schwalbe. Sehr erfreut — nehmen Sie Platz. (Sie setzen sich.) Was verschafft mir denn die Ehre Ihres Besuchs?

Moritz. Ihr ausgebreiteter Ruf. Sie haben, wie ich höre, Zutritt und Einfluß bei den vornehmsten Familien der Stadt, und machen davon zum Besten vieler Menschen Gebrauch.

Mad. Schwalbe. Ich diene meinem Nächsten gern — (lächelnd) wenn ich Zeit habe. Heute bin ich aber gerade ganz außerordentlich beschäftiget. Jede Minute hat ihre Bestimmung.

Moritz. Ich will mein Anliegen in Ein Wort zusammendrängen.

Mad. Schwalbe. Haben Sie die Güte.

Moritz. Ich suche eine Frau.

Mad. Schwalbe. Ei! schon so zeitig? — Doch — jung gefreit, hat niemand gereut, sagt das Sprichwort.

Moritz. Ich bin kein Flattergeist, kein Libertin. Andere junge Leute genießen mit zügelloser Ungebundenheit die Welt, verstreuen die Blüthen ihres Frühlings da

und dort, und verſchenken endlich am Altar die welken Herbſtblumen ihrer Geſundheit und Kräfte.

Mad. Schwalbe. So unbillig wollen Sie gegen Ihre künftige Gemahlin nicht denken. Das iſt lobenswerth und nimmt mich ſehr für Sie ein.

Moritz (ſich verbeugend). Dürfte ich alſo hoffen —?

Mad. Schwalbe. Ich will mich mit Vergnügen für Sie verwenden.

Moritz. Rechnen Sie auf meine Dankbarkeit. Ich werde mich bald im unbeſchränkten Beſitz eines anſehnlichen Vermögens befinden.

Mad. Schwalbe. So ſind Sie um ſo mehr im Stande, eine Frau glücklich zu machen. Sie ſoll doch wohl von adeliger Herkunft ſeyn?

Moritz. Das mache ich gerade nicht zur Bedingung. Ich ſuche keine Ahnen, nur häusliches Glück.

Mad. Schwalbe. Nun, verlaſſen Sie ſich auf mich, Herr von Roſendorn. Ich weiß ſchon halb und halb eine Partie für Sie; es fehlt mir nur jetzt durchaus an Zeit, mich mit Ihnen länger zu unterhalten. Bemühen Sie ſich wieder zu mir.

Moritz (aufſtehend). Wenn iſt es Ihnen gefällig?

Mad. Schwalbe. Sobald Sie wollen, ſobald Sie können.

Moritz. Ich empfehle mich Ihrem geneigten Andenken, Madam. (Er geht nach der Thür.)

Mad. Schwalbe. Adieu, Herr von Roſendorn. — (Ihm nachrufend.) O, warten Sie doch! Es fliegt mir eben ein glücklicher Gedanke durch den Kopf. Können Sie mich in einer halben Stunde wieder beſuchen?

Moritz. Ich werde mit Vergnügen die Ehre haben. (Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Madam Schwalbe (allein).

Das paßt ja vortrefflich! Frau von Schmelz sucht einen jungen Mann, und ein hübscher junger Mann sucht eine Frau — da fang' ich zwei Goldfische mit einem Zuge! — Freilich ein ungleiches Paar — Frühling und Winter! — Doch, was geht das mich an? Ich führe sie ohne lange Vorrede zusammen, und sie mögen sehen, wie sie einander gefallen. — Wenn sie nur gewiß kommt! Ich muß hin zu ihr, damit sie mir ja nicht ausbleibt. (Sie geht an die Thür und ruft hinaus.) Hannchen! Geschwind einen Miethwagen! (Zurück kommend.) Was wird der zärtlichen Wittwe der Mund wässern! Was wird sie ihn spitzen! Und was wird sie sich ärgern, wenn sie ihn vergebens gespitzt hat! — Das geschieht ohne Zweifel; aber was kann ich dafür? Ich thue das Meinige und sie muß sich abfinden.

Vierter Auftritt.

Hannchen. Die Vorige.

Hannchen. Der Wagen ist da.

Mad. Schwalbe. So schnell?

Hannchen. Es fuhr eben ein unbeschäftigter Miethkutscher vorbei.

Mad. Schwalbe. Gut. Meine Enveloppe! (Hannchen legt sie ihr um.) Hat sich Julchen so gekleidet, wie ich ihr sagen ließ?

Hannchen. Wir ſteckten eben die letzte Nadel an.

Mad. Schwalbe. Wie ſteht ihr der Anzug?

Hannchen. Allerliebſt.

Mad. Schwalbe. Sag' ihr, ſie ſoll ſich bereit halten, einen Beſuch anzunehmen, wenn ich zurückkomme. Ich bin bald wieder hier. (Sie geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Hannchen. Julie.

Hannchen (allein). Wohin mag ſie ſo eilfertig kutſchiren? Sie war bei ſehr guter Laune. Herr von Schmelz hat wahrſcheinlich Gnade vor ihren Augen gefunden. Das will ich bald hören. (Sie eilt nach der Thür.)

Julie (kommt ihr entgegen). Wo fuhr die Tante hin?

Hannchen. Das iſt mir ein Räthſel. Sie ſollen ſich zur Annehmung eines Beſuchs bereit halten, wenn ſie zurück kommt. Dieſen Befehl hinterließ ſie und ſchien übrigens außerordentlich vergnügt.

Julie. Moritz auch. Ich belauſchte ihn hinter dem Vorhang. Er tanzte beinahe auf der Gaſſe.

Hannchen. Ich fliege zu ihm.

Sechster Auftritt.

Moritz. Die Vorigen.

Moritz (ihr begegnend). Da bin ich ſchon ſelbſt.

Julie. Sie Wagehals!

Moritz. Ich ſah die ſcharmante Frau ausfahren —

Julie. Die ſcharmante Frau?

Moritz. Ja, ja, nicht anders. Wir ſind die beſten Freunde. Sie nahm mich wohl auf, verſprach mir ein Weibchen und beſtellte mich in einer halben Stunde wieder her.

Hannchen. Iſt's möglich? — Und Mamſell Julie ſoll einen Beſuch annehmen, wenn ſie zurück kommt.

Moritz. Wirklich?

Julie. Ja. Sie befahl aber, ehe ſie noch mit Ihnen ſprach, mich feſtlich zu kleiden.

Moritz. So? — Das iſt alſo kein gutes Zeichen für mich.

Hannchen. Ich denke doch. Vor einer halben Stunde war freilich noch der Herr von Puff am Brete: aber nun bekommt er den Laufzettel.

Moritz. Den ſoll er am Ende gewiß bekommen. Es geſchehe nun früh oder ſpät, auf eine ſanfte oder eine harte Manier.

Julie. Wir wollen das Beſte hoffen.

Moritz. Es bleibt in allen Fällen bei der Abrede: Nachgeben in gleichgültigen Dingen und muthiger Widerſtand in der Hauptſache! — Ich verlaſſe die Stadt nicht eher, als bis wir wiſſen, woran wir ſind, und bei dem erſten Nothſignal, das ich durch Hannchen erhalte, komme ich Ihnen zu Hülfe. — Jetzt will ich mich hier nicht ertappen laſſen. Adieu. (Er eilt hinweg.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Moritz.

Julie. Wenn doch dieſer Tag vorbei wäre! Mir iſt in meinem Leben noch nicht ſo bange geweſen.

Hannchen. Sie dauern mich. Ich bin ein armes, verlaſſenes Mädchen, aber für eine ſolche Pflegemutter — wenn ſie auch noch zehn Mal reicher wäre — dankte ich gehorſamſt. Sie iſt ja eine wahre Tyrannin!

Julie (mit einem ſanften verweiſenden Tone). Hannchen!

Hannchen. Ich mußte meinem Herzen Luft machen, ſo wenig ich ſonſt in die Klaſſe der unartigen Dienſtboten gehöre, die bei jeder Gelegenheit von ihrer Herrſchaft übel ſprechen. Das kann mir niemand nachſagen.

Julie. Bleib bei dieſer guten Sitte! Es iſt ein unnützes Ding, Schnippchen in der Taſche zu ſchlagen.

Hannchen. Aber über den Herrn von Puff darf ich mich doch ein Bischen aufhalten? Wir haben ja jetzt nichts weiter zu thun.

Julie. Den Herrn von Puff gebe ich dir Preis.

Hannchen. Er macht ſeit der Ankunft der Courier-maske ganz außerordentliche Verſchönerungsanſtalten ſeiner häßlichen Perſon. Der Friſeur künſtelt ſchon eine Stunde lang an ſeinen Silberhaaren, und Schneider und Galanteriehändler jagen einander in ſeinem Zimmer aus und ein.

Julie. Laß ihn doch ſein Weſen treiben.

Hannchen. Unten in der Remiſe pinſelt ein Maler am neuen Staatswagen. Das Wappen beſteht in einem

Glücksrade, wie bei den Lotterien gebraucht wird. Es ist ein Gemälde von ungeheuerm Umfang; denn der gnädige Herr hat ausdrücklich befohlen, daß es, um ein rechtes Aufsehen zu machen, die ganze Seite des Wagens einnehmen soll. Die großen, grimmigen Löwen, die den Schild halten, fletschen einen an, als ob man sich vor ihnen fürchten sollte. Man wird aber wohl über sie lachen, wenn sie sich öffentlich zeigen.

Julie. Immerhin! Ich werde in diesem Wagen nie fahren.

Hannchen. Reizen Sie denn die vier prächtigen Porzellan-Schecken nicht, die ihn ziehen sollen? Das werden Wunderthiere.

Julie. Sie werden's?

Hannchen. Ich kann mich nicht anders ausdrücken, denn sie sind noch in der Arbeit.

Julie. Was schwatzest du durch einander! Wir sprachen von Pferden.

Hannchen. Ja doch! — Herr von Puff wollte durchaus Porzellan-Schecken haben; es ließen sich aber keine auftreiben, die ihm bunt genug waren.

Julie. Nun?

Hannchen. Da kam ein Roßkamm und sagte: er verstehe die Kunst, Pferde zu malen, und zwar so dauerhaft zu malen, daß weder die Striegel seine Farben abkratzen, noch der Regen sie wegschwemmen könne. Das gefiel dem Herrn von Puff. Er kaufte vier schneeweiße Schimmel und läßt sie jetzt malen.

Julie. Sollte man's glauben!

Hannchen. Sie werden heute oder morgen das Probepferd hier vorbei führen sehen. Wie eins ist, so werden sie alle. Herr von Puff ist nicht mit den unre-

gelmäßigen Figuren zufrieden, wie sie die Natur hinzuwerfen pflegt — bewahre der Himmel! Er läßt seine Rosse, wie ein Porzellan-Service, mit zierlichen Blumen schmücken und ist Anfangs sogar Willens gewesen, ihnen sein Wappen auf die Brust malen zu lassen. Das hat ihm aber noch ein mitleidiger Mensch aus dem Sinne geredet.

Julie. Was für Eulenspiegelstreiche!

Hannchen. Dergleichen kann ich Ihnen mehr erzählen. Da hat er unter andern —

Julie. Still! es fuhr ein Wagen am Hause vor.

Hannchen (läuft an die Thür, horcht und kommt schnell zurück). Die Tante!

Julie. Wie wird mir's gehn!

Hannchen. Halten Sie sich nur tapfer! (Sie hüpft an die Thür und öffnet sie.)

Achter Auftritt.

Madam Schwalbe. Vorige.

Mad. Schwalbe. Nun, was wird denn hier für eine Conferenz gehalten? Was steckt ihr beisammen? Wenn die Katze nicht zu Hause ist, tanzen die Mäuse.

Hannchen. Ach! wir und tanzen —

Julie. Wir thaten nichts Böses, liebe Tante.

Mad. Schwalbe. Geklatscht werdet ihr haben, mich durch die Hechel gezogen —

Hannchen (mit naiver Gutmüthigkeit). Wir haben nicht an Sie gedacht.

Mad. Schwalbe. Da hast du dich gut verantwortet,

du Bachſtelze! Du ſollſt an mich denken, ſollſt arbeiten, ſo'ſt die Stuben fegen, ſollſt nähen und ſtricken, ſtopfen und flicken. Eine faule Dirne hat Hummeln im Gehirne und der ſchnöde Müßiggang iſt des Teufels Ruhebank.

Hannchen (lächelnd). Bei mir hat er noch kein weiches Sopha gefunden.

Mad. Schwalbe. Schweig!

Hannchen (ſpielt mit der Schürze, ohne Madam Schwalbe anzuſehen). Und am Ende iſt's immer beſſer, er ruht, als daß er Geſchäfte treibt.

Mad. Schwalbe. Naſeweis! ich rathe dir, ſchweig! — War jemand hier, der mich ſprechen wollte?

Hannchen (ſchnell). Nein.

Mad. Schwalbe. Ueber die kurze, ſchnippiſche Antwort! — Jüngferchen, wir taugen jetzt nicht zuſammen. Hebe Sie ſich hinweg und geh Sie in Ihr Kämmerlein; es möchte ſonſt noch was ſetzen. (Sie vagirt ihr mit der Hand vor dem Geſichte.)

Hannchen (bleibt entſchloſſen ſtehn). Was beliebt?

Mad. Schwalbe (muthlos und nachgebend). Du ſollſt gehen.

Hannchen. Dieſem Tone leiſte ich Gehorſam. (Sie geht mit gelaſſenen Schritten ab.)

Neunter Auftritt.

Vorige, ohne Hannchen.

Mad. Schwalbe (ſieht ein paar Secunden lang der Abgehenden ſchweigend nach). Was ſich die freche Dirne gegen mich herausnahm! Ich wollte mich nur nicht är-

gern; wir haben nöthigere Dinge zu thun. — Sieh doch, mein liebes Julchen, wie ſchön du dich geputzt haſt! (Sie betrachtet ſie von allen Seiten.) Ganz herrlich! ganz bezaubernd! Du wirſt wohl den armen Herrn von Puff um ſein Stäubchen Verſtand bringen.

Julie (erſchrickt). Wie? Ich glaubte —

Mad. Schwalbe. Was, mein Kind?

Julie. Es würde von dieſem Herrn nicht weiter die Rede ſeyn.

Mad. Schwalbe. Du Närrchen! von wem denn ſonſt?

Julie. Ach, Tante! beſte Tante! laſſen Sie mich aus dieſem gefahrvollen Spiele.

Mad. Schwalbe. Ich weiß gar nicht, was du von Gefahr träumſt. Mein Plan iſt ſo vorſichtig entworfen, daß uns niemand ein Haar krümmen kann. Dein Bräutigam ſoll längſtens eine Stunde vor der Trauung aus meinem Munde redlich erfahren, wer du eigentlich biſt, und dann kann er noch thun, was er will.

Julie. Gott! nein — mein Herz widerſteht. Ich kann den Herrn von Puff nicht lieben, nicht heirathen.

Mad. Schwalbe. Nu, nu, damit hat's noch Zeit. Ich verlange jetzt nichts von dir, als daß du einen kurzen Ceremonienbeſuch annimmſt. Du mußt dir doch deinen reichen Freier wenigſtens beſchauen; das Anſehn hat man umſonſt. — Findeſt du den ehrlichen Mann ganz unleidlich, ſo will ich ihn dir nicht aufzwingen, ſondern die Heirathsunterhandlungen mit einer guten Manier abbrechen. Ich dächte doch, das wäre ein billiger Vorſchlag.

Julie. Sie muthen mir immer noch ſehr viel zu.

Mad. Schwalbe. Das nennſt du viel? — Mir ſcheint es ſehr wenig; und dieß Wenige halte ich für

eine ganz mäßige Vergeltung der dir erwiesenen Wohlthaten.

Julie. O ich Arme! Das preßt mir Ergebung ab. — Lassen Sie ihn kommen; erlauben Sie mir aber, stumm zu seyn.

Mad. Schwalbe. Ein paar kalte Wörtchen mit einer hohen Miene — das ist genug. Setz dich in diesen Armstuhl und benimm dich recht vornehm. In fünf Minuten ist der Spaß vorbei. (Sie geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Julie (allein).

Wie glücklich ist der Mensch, dem Niemand eine genossene Wohlthat vorrücken darf! — Das ist die eherne Kette, die mich an diesen Marterstuhl fesselt. (Sie setzt sich.) Aber ich will nicht länger solche Ketten tragen. Ich will lieber als Magd dienen, bis Moritz einen Bissen Brod mit mir theilen kann.

Eilfter Auftritt.

Julie. Herr von Puff. Madam Schwalbe.

(Die beiden Letztern komplimentiren sich vor der offenen Thüre.)

Madam Schwalbe. Spazieren Sie voraus, gnädiger Herr!

Hr. v. Puff (mit komischen Höflichkeitsgrimassen). Geschieht nicht, auf Ehre! nicht.

Mad. Schwalbe. Machen Sie keine Umstände.

Hr. v. Puff. Ich weiß, was den Damen gebühren thut.

Mad. Schwalbe. So muß ich unsern Streit wohl schlichten. (Sie tritt herein.)

Hr. v. Puff (in einem Prachtkleide, mit Degen und Armhut, hüpft ihr stutzerhaft nach, macht Julien, die vom Stuhl aufsteht, eine sehr tiefe, ungeschickte Verbeugung, nähert sich ihr mit mehrern ähnlichen Reverenzen und küßt ihr die Hand. Sie setzt sich wieder. Er stellt sich dann vor sie hin und perorirt mit dem Tone und der Gestikulation eines Schulknaben). Gnädige, ehr- und tugendreiche Baronnesse! Hochdieselben geruhen, Sich in Gnaden von mir avertiren und avisiren zu lassen, wasmaßen ich mich ganz unwürdig fühle, mit Hochdero reichsfreiherrlichem Hause in Compagnie zu treten; sintemal und alldieweilen des Herrn Papa's gnädige Excellenz mit uralten Ritterahnen gleichsam en gros handeln thun, mein seliger Vater hingegen, der gewiß noch lebte, wenn er nicht bereits vor dreißig Jahren gestorben wäre, nur — (mit einem tiefen Seufzer) ein Bourgeois war. Nun habe ich zwar mit Gottes Hülfe vor einem halben Jahre angefangen, ein kleines Waarenlager von adeligen Ahnen in meiner geringen Person zu etabliren; da aber, wer etwas anfängt, so zu sagen, nur ein Anfänger ist und ich die unternommene Entreprise nicht allein fortsetzen kann, sondern mich schlechterdings mit einer Associé aus dem schönen Geschlechte associren muß; so habe ich, mit Rath und Beistand einer frommen und ehrsamen Wittib, der gegenwärtigen Madam Schwalbe, meine wenigen Augen auf Ihro hochfeierliche Schönheit geworfen und lasse das Kauffartheischiff meiner Seufzer, unter Führung und Leitung des Steuermanns Cupido, vom Stapelplatze meines Herzens auslaufen, um an der Küste Ihres Herzens —

Mad. Schwalbe (die bis jetzt in einiger Entfernung gestanden und oft mit dem Kopfe geschüttelt hat, tritt hinter den Redner und zupft ihn am Kleide).

Hr. v. Puff (wehrt sie, ohne sich umzusehen, mit der Hand ab und fährt eifrig fort). Um an der Küste Ihres Herzens den Tauschhandel der Zärtlichkeit zu treiben und Hochdieselben zu ersuchen und einzuladen —

Mad. Schwalbe (zupft ihn wieder).

Hr. v. Puff (sie abwehrend). Zu ersuchen und einzuladen — (Er fängt an zu stottern.) die Firma — mit meiner Wenigkeit — die Firma — zu ersuchen und einzuladen — einzuladen —

Mad. Schwalbe (zupft ihn stärker).

Hr. v. Puff (fährt zornig herum). Zum Teufel! was wollen Sie denn?

Mad. Schwalbe (ihm halblaut ins Ohr). Es ist genug.

Julie (aufstehend). Mir wird nicht wohl.

Mad. Schwalbe (eilt zu ihr). Mein gnädiges Fräulein! was stößt Ihnen zu?

Julie. Ich muß mich entfernen.

Hr. v. Puff. Jammerschade! Da ist nun die böse Madam Schwalbe daran Schuld, daß ich in meiner prächtigen Rede stecken blieb. Ich hatte noch so viel Schönes auf dem Herzen — ich wollte das gnädige Freifräulein mit der Sonne und mich mit einer Pechfackel vergleichen thun — ich wollte sagen —

Julie (mit schwacher, gebrochener Stimme.) Herr von Puff, Sie glauben — ich bin aber nicht — merken Sie sich diese Worte! — ich bin nicht, was ich scheine. (Sie verneigt sich und geht ab. Madam Schwalbe folgt ihr mit ehrerbietigen Ceremonien, und Herr von Puff begleitet sie mit tiefen Reverenzen bis an die Thür.)

Zwölfter Auftritt.

Herr von Puff (allein).

Eine holdſelige junge Dame! Man ſage mir, was man will: ein Fräulein bleibt doch ein Fräulein! Es iſt ein ganz anderes Weſen, als die bürgerlichen Zierpuppen, die ihr Näschen himmelhoch tragen, weil ihnen etwa einmal ein zärtlicher Ladendiener in's Ohr ſagte: Sie ſind ein Engel! — (Er wendet ſich gegen die Thür und wirft Küſſe dahin.) Dort hinaus ging ein Engel — ein veritabler adelicher Engel! Ach, ſo bildſchön und doch ſo ſanft und beſcheiden! Da ſtand ſie, die Hochgeborne, demüthig, wie ein Muttergottesbildchen und ſagte: (Er ahmt mit einer weiblichen Verneigung und feiner Stimme Julien nach.) „Herr von Puff, ich bin nicht, was ich ſcheine.“ — O, du Taube! ich verſtehe dich! — — (Nach einer kleinen gedankenvollen Pauſe.) Aber, mein gnädiger Herr von Puff, es iſt bei dem allem kurios, daß Er da her tritt und jubilirt! Hat Er denn ſchon Brief und Siegel darüber, daß Ihn die Baronneſſe heirathen will? — Davon ließ ſie ſich kein Wörtchen verlauten. — Wenn ich nur eine große Gänſeblume bei der Hand hätte, da könnte ich dieß Geheimniß aus den Blättern herauszupfen! — Ich will mich doch, da mir die prophetiſche Blume fehlt, bei meinen Weſtenknöpfen Raths erholen. Was der letzte Knopf ſagt, das iſt wahr. (Er befragt jetzt das bekannte alte Volksorakel, indem er bei jedem der folgenden kurzen Sätzen einen Knopf von oben herab berührt.) Sie liebt mich — von Herzen — mit Schmerzen — über alle Maßen — ganz heimlich — klein wenig — gar nicht. — Sie liebt mich — von Herzen — (Er thut einen Freudenſprung und klatſcht in die

Hände.) Ha! sie liebt mich von Herzen! Das ist eine trostreiche Nachricht. Dafür will ich dich, du ehrlicher Knopf, in Gold einfassen lassen.

Dreizehnter Auftritt.

Madam Schwalbe. Der Vorige.

Mad. Schwalbe (kommt hastig gelaufen). Aber sagen Sie mir, Herr von Puff —

Hr. v. Puff (hitzig). Aber sagen Sie mir, Madam Schwalbe —

Mad. Schwalbe. Wie konnten Sie der Baronnesse solchen Ladenwitz vorschwatzen?

Hr. v. Puff. Wie konnten Sie mich unterbrechen?

Mad. Schwalbe. Sie machten mich lächerlich.

Hr. v. Puff. Madam! wenn Sie das sagen —

Mad. Schwalbe. Das sag' ich.

Hr. v. Puff. So wissen Sie nicht, was Witz ist.

Mad. Schwalbe. Sie führen eine seltsame Sorte.

Hr. v. Puff. Echt, aufrichtig und extrafein. Darauf können Sie sich verlassen.

Mad. Schwalbe. Nein, Herr von Puff, Ihre Anrede war kauderwelsch. Nehmen Sie mir's nicht übel!

Hr. v. Puff. Was wollen Sie denn? Das Kauderwelsch meines Herrn Schwiegerpapa's nannten Sie vornehm. Nun ich mir aber die gröste Mühe gebe, ihm nachzuzwitschern, wie er singt —

Mad. Schwalbe. Wir wollen nicht über Worte zanken. Die Baronnesse, deren Unpäßlichkeit schon wieder vorbei ist, hat übrigens viel Wohlgefallen an Ihrer Per-

ſon gefunden und mir aufgetragen, Ihnen dieß zu erklären.

Hr. v. Puff (ſchmollend). Das hat mir mein letzter Weſtenknopf ſchon geſagt.

Mad. Schwalbe. Dieſen Scherz verſtehe ich ſo wenig, als Sie die letzten dunkeln Worte des Fräuleins mögen verſtanden haben.

Hr. v. Puff. Warum denn nicht?

Mad. Schwalbe. Nun? Was dachten Sie ſich dabei?

Hr. v. Puff. Hm! ſie wollte ſagen: ich ſcheine vielleicht ſtolz, aber ich bin's nicht.

Mad. Schwalbe. Richtig! Das war ihre Meinung.

Hr. v. Puff. Sehen Sie, daß ich nicht auf den Kopf gefallen bin.

Mad. Schwalbe. Ei! wer ſagt das?

Hr. v. Puff. Das wollte ich mir auch gehorſamſt ausbitten.

Mad. Schwalbe (horchend). Es fährt ein Wagen vor's Haus. (Sie geht an's Fenſter.) Ha! die Frau von Schmelz beſucht mich. Ich muß alſo unterthänig bitten —

Hr. v. Puff. Mich zu trollen. — O, ich verſtehe jeden Wink — ich bin nicht auf den Kopf gefallen — ha! ha! ha! (Er geht lachend durch die Seitenthür ab.)

Mad. Schwalbe (allein). Kein Affe iſt ſo poſſierlich, als ein einfältiger Tropf, der ſich klug dünkt. (Sie geht und öffnet die Mittelthür.)

Vierzehnter Auftritt.

Frau von Schmelz. Madam Schwalbe.

Fr. v. Schmelz (kommt haſtig und ſtöhnend in bunter, jugendlicher Kleidung und ſtark geſchminkt). Da bin ich — Madamchen! — Komm' ich — noch zeitig — genug?

Mad. Schwalbe. O ja, meine gnädige Frau.

Fr. v. Schmelz. Bon, bon. (Sie fällt auf einen Stuhl und fächert ſich heftig.) Uf! — uf! — ich bedarf Ruhe — und Erholung. Ich bin — mehr geflogen als gefahren, um nicht — zu manquiren.

Mad. Schwalbe. Sie ſind ganz außer Athem.

Fr. v. Schmelz. Ja, ſehen Sie, ſo haben Sie mich gehetzt. — Ich mußte doch denken, daß die Sache ſehr — preſſant ſey. Da fliegt die loſe Frau, wie ein Pfeil — an meine Toilette, fragt mich, ob ich gewiß arrivire — und kaum habe ich Ja geſagt, ſo iſt ſie ſchon wieder eſchappirt.

Mad. Schwalbe. Verzeihen Sie. Ich konnte mich nicht aufhalten und wollte bloß Ihrer Ankunft gewiß ſeyn.

Fr. v. Schmelz. Nun, Goldweibchen, da bin ich. Haben Sie ein Männchen für mich?

Mad. Schwalbe. Ja wohl, und was für eins!

Fr. v. Schmelz (ſpringt auf und umarmt ſie). Herzensfreundin! iſt's möglich?

Mad. Schwalbe. Sie erſticken mich!

Fr. v. Schmelz. Wie ſieht er aus? wie alt iſt er, der ſüße Junge? Wo haben Sie ihn verſteckt? (Sie ſucht im Zimmer herum.)

Mad. Schwalbe. Bemühen Sie ſich nicht. Er iſt noch nicht da. Ich erwarte ihn aber jeden Augenblick.

Fr. v. Schmelz (setzt sich wieder und nimmt einen gleichgültigen Ton an). So, so. Nun, die Sache hat ja keine Eile. Entwerfen Sie mir indessen sein Portrait.

Mad. Schwalbe. Keinen Zug davon! Ich will Ihnen eine angenehme Ueberraschung nicht verderben.

Fr. v. Schmelz. Wird es wirklich eine delicate Surprise seyn?

Mad. Schwalbe. Das hoffe ich.

Fr. v. Schmelz. Aber wie heißt denn der junge Herr? Und von welchem Rang und Stand ist er?

Mad. Schwalbe. Er ist ein Edelmann und sein Name klingt sehr romantisch. Mehr erfahren Sie nicht. Er mag sich Ihnen selbst entdecken, und wird es in der ersten Minute thun, denn er ist gar nicht blöde.

Fr. v. Schmelz. Sie sind heute sehr mysteriös.

Mad. Schwalbe. Auf einen einzigen Umstand, der mir Sorge macht, muß ich Sie vorbereiten. Mein Ehestandsrekrut hat einen Fehler —

Fr. v. Schmelz. Und der ist?

Mad. Schwalbe. Sein Alter.

Fr. v. Schmelz (kleinlaut). Ist er zu alt?

Mad. Schwalbe. Ganz das Gegentheil. Zu jung! zu jung! Er sieht aus, als ob er kaum seinen zwanzigsten Geburtstag gefeiert hätte.

Fr. v. Schmelz (freudig aufschreiend). Je, das Aeffchen! (Sie faßt sich wieder zu einem kältern Tone.) Nu, nu, liebe Madam, machen Sie sich über dieses Steinchen des Anstoßes keinen Scrupel. Das Herrchen könnte freilich älter seyn; aber was findet man unterm Monde vollkommen? Ist's nur übrigens ein acceptabler Mann, so müssen wir ihm über den Punkt seiner Jugend durch die

Finger ſehen. Dieß iſt ein pardonnables Fehlerchen, das er ſchon nach und nach ablegen wird.

Mad. Schwalbe. Wohl geſprochen, gnädige Frau! Sie beruhigen mich wieder.

Fr. v. Schmelz (ſich zierend). Wie finden Sie mich heute? Sagen Sie mir aufrichtig und auf Ihr Gewiſſen: paſſier' ich noch?

Mad. Schwalbe. Welche Frage! Sie blüh'n wie eine Roſe.

Fr. v. Schmelz. Ohne Flatterie!

Mad. Schwalbe. Da Sie beſonders die Farbe der Nacht abgelegt haben —

Fr. v. Schmelz (tief ſeufzend). Ach! nur für heute. Morgen trage ich ſie wieder. (Lebhaft und eitel.) Macht dieſes griechiſche Gewand einen guten Effekt?

Mad. Schwalbe. Es ſteht Ihnen trefflich. Sie ſehen gerade darin aus, wie die weltberühmte ſchöne Jungfer Lais aus Griechenland, von der ich neulich ein Bildniß in der Auction erſtanden habe.

Fr. v. Schmelz. Hi! hi! hi! Sie heben ſcherzend und ſchmeichelnd meinen geſunkenen Muth. Aber, Frauchen, wir wollen dennoch, der Sicherheit halben, ein kleines Stratagemchen appliciren. Verſtehen Sie mich? — So eine kleine Kriegsliſt. Merken Sie wohl auf! Wenn der junge Herr kommt, ſo ſprechen Sie nur vorher, ehe ſie uns einander präſentiren, allein mit ihm und ſchelten Sie wacker auf mich. Sagen Sie franchement: ſie iſt heute nicht vortheilhaft gekleidet — hat nicht ihren ſchönen Tag — nimmt ſich zu andern Zeiten viel jünger und reizender aus —

Mad. Schwalbe. Gut, gut.

Fr. v. Schmelz. Der Chagrin um ihren ſeligen

Gemahl hat sie ganz entstellt, und so weiter. (Weinerlich.) Dieser letzte Punkt ist auch in der That keine Fiction. Mein zärtlicher Gram hat mich vehement angegriffen, und die Sonne meiner Jugend und Schönheit ist in einem Meere von Thränen untergegangen. Ach! es ist ein Unglück, wenn man ein gar zu gefühlvolles und empfindsames Herz hat.

(Es wird an der Thür geklopft.)

Mad. Schwalbe (halblaut). Da wird er kommen.

Fr. v. Schmelz (eben so). O wie schlägt mein Busen! Wo soll ich hin?

Mad. Schwalbe. Hier ins Nebenzimmer.

Fr. v. Schmelz. Tout à l'heure. (Sie wackelt nach der Thür.) Aber, Herzensmadamchen, ich bitte und beschwöre Sie bei unserer alten, zärtlichen Freundschaft, sagen Sie dem jungen Manne treulich, was ich Ihnen vorhin in den Mund legte. Bieten Sie Ihre ganze Klugheit und Suade auf. Ich werde dankbar, sehr dankbar seyn.

Mad. Schwalbe. O denken Sie daran nicht! Ich diene Ihnen mit dem besten Willen, ohne alles Interesse.

(Wiederholtes Klopfen.)

Fr. v. Schmelz. Ach Himmel! das scheint mir ein hitziger Bursch! Ich verkrieche mich vor Bangigkeit ins hinterste Zimmer. (Sie geht durch die Seitenthür ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Moritz. Madam Schwalbe.

Mad. Schwalbe (öffnet die Mittelthür). Ha! sind Sie da!

Moritz. Befohlner Maßen.

Mad. Schwalbe. Sprechen Sie nicht so laut! (Sie führt ihn bis an den Rand der Bühne, und so weit als möglich von der Thür hinweg, durch welche seine Mutter abging.)

Moritz. Sie thun ja so geheimnißvoll.

Mad. Schwalbe. Die Wände haben bisweilen Ohren, und es gilt eine Ueberraschung.

Moritz. Ha! so was lieb' ich.

Mad. Schwalbe. Freuen Sie sich nur nicht zu sehr. Ich habe zwar ein Frauenzimmer für Sie im Hause —

Moritz. Im Hause? — Das ist ja allerliebst!

Mad. Schwalbe. Ich weiß aber freilich nicht, ob es ein Gegenstand nach Ihrem Herzen seyn wird.

Moritz. Zweifeln Sie nicht!

Mad. Schwalbe. Was man so gleich bei der Hand hat, ist nicht immer das Beste.

Moritz. O, Madam, ich bin damit zufrieden, zeitlebens zufrieden!

Mad. Schwalbe. Das wissen Sie so gewiß?

Moritz. Halb und halb; und es kostet Ihnen nur drei Sylben, so weiß ich's ganz.

Mad. Schwalbe. Drei Sylben? — Nun wahrlich! das haben Sie errathen. Mit drei Sylben könnte ich Ihnen das Frauenzimmer nennen; aber ich lege mir ein Schloß vor den Mund.

Moritz. Sie spannen meine Neugier auf's Höchste.

Mad. Schwalbe. Bleiben Sie auf diesem Platze. Ich gehe und hole die Dame. Die erste weibliche Gestalt, die dort aus jenem Zimmer tritt, die ist es. Ich schicke sie Ihnen und lasse Sie mit ihr allein. Sehen Sie selbst zu, wie sie Ihnen behagt. Ich will sie Ihnen nicht aufschwatzen, nicht anpreisen — bewahre der Himmel! Sie möchten sonst glauben, ich thät' es aus Eigennutz. (Sie geht durch die Seitenthür ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Moritz (allein).

Wie das Räthsel sich lösen wird! — Ich bin so neugierig — das Herz klopft mir wie ein Hammer. — Aber wie kann ich noch zweifeln? — Es ist Julie — Julie kommt — niemand anders! Madam Schwalbe drückte sich ja platt und deutlich genug aus. Sie hat das Frauenzimmer im Hause, hat's gleich bei der Hand, und der Name besteht aus drei Sylben. Was kann verständlicher seyn? — Ha! jetzt regt sich was dort! (Er blickt starr nach der Thür.) Ich höre Fußtritte — sie kommen näher — aber wie schwerfällig! — Die Dielen zittern und schüttern bis hierher. — O die Lose! Sie verstellt ihren Gang. — Ha! jetzt — (Er fliegt mit ausgebreiteten Armen nach der Thür.)

Mad. Schwalbe. Da brachte ich Sie denn hier in aller Unschuld zusammen. Ich bin honnett und ehrlich bei der Sache zu Werke gegangen; aber gewisse andere Leute nicht.

Fr. v. Schmelz. Auf wen sticheln Sie?

Mad. Schwalbe. Nicht auf Sie, gnädige Frau.

Moritz. Also auf mich?

Mad. Schwalbe. Ich kann und will's nicht läugnen.

Moritz (drohend). Madam Schwalbe!

Mad. Schwalbe. Sie wollen sich wohl noch mausig machen, junger Herr? — Ist denn das etwa ein feines Stückchen, sich einen falschen Namen zu geben und dadurch ein stilles, ehrbares Haus in Lärm und Aufruhr zu setzen?

Moritz. Schweigen Sie über den Punkt der falschen Namen, das rathe ich Ihnen!

Mad. Schwalbe (stemmt die Arme in die Seiten). Wie? was? — Sie wollen mir in meinen eigenen vier Pfählen den Mund stopfen? — Schweigen Sie doch um's Himmels willen selbst! Wer ein gläsern Dach hat, muß nicht mit Steinen werfen. Verstehen Sie mich?

Moritz. Reizen Sie mich nicht weiter, Madam! Sonst —

Mad. Schwalbe (heftig aufkreischend). Junkerchen! wenn Sie nicht aufhören zu drohen, so nehme ich Sie beim Fittich und führe Sie zur Thür hinaus.

Moritz. Drache, rühre mich an!

(Sie machen Miene, sich thätlich aneinander zu vergreifen.)

Neunzehnter Auftritt.

Julie. Die Vorigen.

Julie (fliegt auf die Bühne herein und drängt sich zwischen die Streitenden). Liebe Tante, besänftigen Sie sich!

Moritz. Es ist Ihr Glück, Madam! daß das Fräulein von Adlersburg so gnädig ist, Ihnen zu Hülfe zu kommen.

Julie (bestürzt). Moritz — mein Herr —!

Mad. Schwalbe. Was heißt das? Welche Sprache!

Fr. v. Schmelz (die bisher mit schadenfrohen Geberden am Zanke Theil nahm). Ei! das ist ja die Demoiselle Nichte. Was faselt denn der Narr von einem Fräulein? Und wie kommt das Frauenzimmerchen zur Kenntniß und zum vertraulichen Gebrauch seines Taufnamens?

Mad. Schwalbe. Ja, das möcht' ich auch wissen!

Fr. v. Schmelz. Hier scheinen seltsame Dinge unter der Hülle des Geheimnisses zu latitiren.

Moritz. Ich will sie wegziehen, diese Hülle; denn die Wahrheit muß nun doch an den Tag.

Julie (schlägt die Augen zur Erde und will abgehn).

Moritz (hält sie sanft). Bleiben Sie!

Mad. Schwalbe. Ich staune.

Fr. v. Schmelz. Welche Familiarität!

Julie (stützt sich auf die Lehne eines Stuhls und verbirgt ihr Gesicht).

Moritz. Ich liebe dieses edle Mädchen.

Mad. Schwalbe. Was hör' ich!

Fr. v. Schmelz. Eine neue Studentensottise!

Moritz. Ich erfuhr, daß die arme, hülflose Waise unter dem Titel einer Baronnesse an einen gewissen Herrn von Puff mit Gewalt verkuppelt werden sollte —

Mad. Schwalbe. Lügen und Injurien, mein Herr!

Fr. v. Schmelz. Mon Dieu! was für Avantüren und grasse Worte!

Moritz. Ich flog her, um die Verlassene zu retten, meldete mich bei Ihnen, Madam, als ein Ehestandskandi-

hat, und that dieß unter einem angenommenen Namen, weil ich voraussah, daß ich unter dem meinigen nichts ausrichten würde. — Eine Reihe von Mißverständnissen gab mir Hoffnung, dem Herrn von Puff vorgezogen zu werden. Ich breitete meine Arme nach Julien aus und umfing — meine Mutter. So ist die Geschichte.

Mad. Schwalbe. Ein Gewebe von Unwahrheiten und —

Fr. v. Schmelz. Lassen Sie mich reden. Greifen Sie meiner mütterlichen Autorität nicht ins Amt. (Zu ihrem Sohne.) Hast du nun ausdeklamirt?

Moritz. Ich habe für jetzt nichts weiter zu sagen.

Fr. v. Schmelz. Ich aber desto mehr! — Wie kannst du bartloser Schulfuchs die verwegene Idee haben, schon jetzt an eine Mariage zu denken?

Moritz. Schon jetzt ist verzeihlicher, als noch jetzt.

Fr. v. Schmelz. Ich verstehe deine enigmatischen Worte nicht. Es kommt aber auch nichts darauf an. Das Gezwitscher eines Gelbschnabels verdient keine Attention. Ich will der Paucke deiner Frechheit sogleich ein Loch machen. Du erhältst hiermit die gemessenste Ordre, dich augenblicklich auf die Universität zurückzubegeben und der Rechtsgelahrtheit mit gehörigem Fleiß obzuliegen.

Moritz. Ich weiche nicht von dieser Stelle, bis Juliens Schicksal entschieden ist.

Fr. v. Schmelz. Seht doch den rediküln Jupiter, der über Schicksale gebieten will!

Mad. Schwalbe. Sie nehmen sich zu viel Gurken heraus, junger Herr! — Julie! fort auf dein Zimmer!

Julie (will gehn).

Moritz (hält sie zurück). Bleiben Sie!

Mad. Schwalbe. Herr! was haben Sie hier für Gewalt?

Moritz. Die Gewalt eines ehrlichen Mannes über Kabalenmacher.

Mad. Schwalbe. Impertinent!

Fr. v. Schmelz. Du heillose Brut! — Courage, Madam Schwalbe! Greifen Sie an! Wir wollen diesen großsprecherischen Fanfaron mit vereinten Kräften ermittiren.

(Beide Damen gehen mit erhobenen Armen und ausgespreizten Fingern auf ihn los.)

Moritz (mit starker Stimme gegen Madam Schwalbe). Zurück! oder —

Mad. Schwalbe (weicht einige Schritte).

Moritz (sanft und rührend). Mutter! — Wenn mein Vater diesen Auftritt sähe! — Wenn er sähe, wie Sie — ehe noch ein Hälmchen Gras auf seinem Grabe sprießt — schon wieder wie eine Braut geschmückt dastehen —

Fr. v. Schmelz (mit lautem Geheul). Schweig, Unglücklicher, schweig! Beunruhige nicht die Asche des theuern Mannes! Sein Andenken ist mir heilig, und ich hoffe, bald durch den Kummer über deine Gottlosigkeit mit ihm vereinigt zu werden.

Zwanzigster Auftritt.

Herr von Puff. Die Vorigen.

Hr. v. Puff (stürzt in lächerlicher Unordnung auf die Bühne. Das halbangezogene Kleid hängt ihm auf der rechten Schulter und im Laufen knöpft er die Weste zu). Herr Jerum! was gibt's denn hier für ein Unglück! — Ich bin mit Schrecken aus einem Schläfchen erwacht. (Er verbeugt

ſich, indem er das Kleid anzieht, ſehr tief gegen Julien und dann auch gegen die Andern.)

Mad. Schwalbe (verdrießlich). Wären Sie doch ruhig auf Ihrem Sopha geblieben!

Hr. v. Puff. Da müßte ich ein Herz von Stein gehabt haben. Es war ja hier ein Jammern und Wehklagen wie bei der Zerſtörung Jeruſalems. Um ſo mehr freut es mich ganz ausnehmend, Sie allerſeits noch lebendig und geſund anzutreffen. Ich habe recht ſehr gezittert, beſonders für die gnädige Baronneſſe. (Er nähert ſich Julien mit galanten Grimaſſen.)

Julie. Verzeihen Sie, ich muß dieſen Titel für immer von mir ablehnen.

Hr. v. Puff. Sie ſind gar zu herablaſſend.

Moritz. Mein Herr, erlauben Sie mir, Ihnen unbekannter Weiſe einen Irrthum zu benehmen. Mademoiſelle Julie iſt bürgerlicher Herkunft und hat nicht länger Luſt, ſich wider Willen und Dank baroniſiren zu laſſen.

Hr. v. Puff (reibt ſich die Augen). Ich ſchlafe wohl noch. (Er wendet ſich zur Madam Schwalbe.) Sagen Sie mir, iſt das, was um mich herum vorgeht, ein Traum?

Mad. Schwalbe (bricht in ein lautes Gelächter aus).

Hr. v. Puff. Sie lachen?

Mad. Schwalbe. Ja wohl. Wie man immer bei luſtigen Poſſen zu thun pflegt.

Hr. v. Puff (ſieht ſich bedenklich um). Ich weiß nicht, ob ich hier verrathen oder verkauft bin.

Mad. Schwalbe. Gnädiger Herr, ich will Ihnen mit zwei Worten aus dem Traume helfen. Ihre Liebesgeſchichte mit der ſogenannten Baronneſſe von Adlersburg war nichts als ein höflicher, gutgemeinter Scherz.

Hr. v. Puff. Ei! da kämen Sie mir gelegen.

Mad. Schwalbe. Es ist nicht anders.

Hr. v. Puff. Aber, mein Gott! der erlauchte Papa — der älteste Kavalier in Deutschland —

Mad. Schwalbe. Lebt im Monde.

Hr. v. Puff. Und sein Kabinets-Courier —

Mad. Schwalbe. Kam aus dem Monde.

Hr. v. Puff. Und diese Baronnesse —

Mad. Schwalbe. Ist ein Mondgänschen, das Eure Gnaden den Korb gibt.

Hr. v. Puff (sieht Julien beweglich an). Diese Schmach will ich nicht hoffen.

Julie. Herr von Puff, täuschen Sie sich nicht länger. Ich bin ein bürgerliches Mädchen.

Hr. v. Puff (zu Madam Schwalbe in einem gedehnten Tone). Also wirklich bürgerlich?

Mad. Schwalbe. Meine Nichte.

Hr. v. Puff (reibt und windet verlegen die Hände). So, so; das gesteh' ich. Nun, da muß ich denn wohl — (Zu Julien.) Ich freue mich übrigens, die angenehme Bekanntschaft gemacht zu haben. — Aber bedenken Sie, Madam Schwalbe, die Nothwendigkeit einer standesmäßigen Verbindung — Sie verstehen mich allerseits — kurz, ich empfange, bewandten Umständen nach, den mir zugetheilten Korb mit Vergnügen und gehorsamsten Dank.

Moritz (laut lachend bei Seite zu Julien). Den sind wir los.

Hr. v. Puff. Man lacht mich aus?

Fr. v. Schmelz. Sehr unartig, mon fils!

Hr. v. Puff. Ich würde mir Satisfaction ausbitten, wenn man meines Standes wäre.

Moritz. Sind Sie mehr als ein Edelmann?

Hr. v. Puff. Ist das etwa nicht genug?

Moritz. Ich bin auch einer.

Hr. v. Puff (bückt ſich beſtürzt). Da — da thun Sie ſehr wohl daran. (Er wendet ſich ſchnell zur Madam Schwalbe). Apropos! Sie haben mir noch nicht erklärt, wie ich zu der Ehre gekommen bin, von Ihnen genarrt und gehänſelt zu werden.

Mad. Schwalbe. Ei bewahre, gnädiger Herr! Sie betrachten die Sache in einem ganz falſchen Lichte. Ich hatte dabei blos die gute Abſicht, mich um Sie verdient zu machen.

Hr. v. Puff. Wie denn verdient?

Mad. Schwalbe. Nicht wahr, Sie haben den rühmlichen Vorſatz, ein galanter Weltmann zu werden?

Hr. v. Puff. Den hab' ich.

Mad. Schwalbe. Alſo wollte ich denn auch ein Scherflein zu Ihrer Bildung beitragen und Ihnen eine Gelegenheit verſchaffen, ſich im Umgange mit Damen von Stande zu üben.

Hr. v. Puff. So, ſo! — Nun, ich will mich bei Ihnen abfinden und Ihren Sprüchwörterſchatz mit folgendem Beitrag vermehren: Wer ungedungen zur Arbeit geht, geht ungelohnt davon. — Hiermit kündige ich Ihnen meine Wohnung auf und werde ſogleich Anſtalt zum Ausziehen machen. (Er will abgehen.)

Mad. Schwalbe (vertritt ihm den Weg). O, gnädiger Herr, thun Sie meinem Hauſe dieſe Schande nicht an! Wie habe ich Ihren Zorn verdient?

Hr. v. Puff. Durch Ihr freiherrliches Gaukelſpiel, über welchem wir meinen ernſthaften Zweck, mich zu vermählen, aus den Augen verloren haben.

Mad. Schwalbe. Dieſe Verſäumniß läßt ſich vielleicht bald wieder einholen. Wir ſprechen noch heute ein

kluges Wörtchen darüber. — Aber potz tausend! bin ich nicht ein ungeschicktes Weib! Ich will mich zur Lehrmeisterin der feinen Lebensart aufwerfen und verstoße selbst dagegen. Da habe ich schon eine Viertelstunde lang einen höchst angenehmen Besuch von Herrschaften, die sich fremd sind, und ich denke nicht an die Schuldigkeit einer Wirthin, sie mit einander bekannt zu machen. — Meine gnädige Frau von Schmelz, ich habe hiermit die Ehre, Ihnen eine Zierde des Adels in der Person des Herrn von Puff vorzustellen.

Fr. v. Schmelz (mit Gezier). Monsieur, je m'estime infiniment heureuse —

Hr. v. Puff (macht eine Menge ungeschickter Verbeugungen und murmelt unverständliche Worte).

Mad. Schwalbe. Gnädiger Herr! — die Frau von Schmelz, eine junge Wittwe, die erst kürzlich durch den Tod eines geliebten Gemahls in tiefes Leidwesen versetzt worden ist.

Hr. v. Puff (mit Scharrfüßen und Handkuß). Ist mir viel Plaisir —

Mad. Schwalbe (zum Herrn von Puff, auf Moritz zeigend). Der hoffnungsvolle Herr Sohn dieser Dame.

(Wechselseitige stumme Komplimente.)

Moritz (höflich). Madam Schwalbe!

Mad. Schwalbe. Was beliebt?

Moritz (scherzend). Wollen Sie nicht die Güte haben, Ihre liebe Nichte der Gesellschaft als meine Braut vorzustellen?

Mad. Schwalbe. Warum nicht? Wenn es Ihre gnädige Mama erlaubt.

Fr. v. Schmelz (pathetisch). Nein. Ich protestire solemnellement dagegen.

Moritz (bittend). Liebe Mutter!

Fr. v. Schmelz. Schweig, du Vaurien! — Mademoiselle Julie ist auch gewiß zu vernünftig, als daß sie nach dem Titel einer Frau Studentin begierig seyn sollte.

Julie. Ihr Lob beschämt und demüthiget mich.

Mad. Schwalbe (in einem lachenden Tone). Das heißt so viel: sie hat Luft, eine Frau Studentin zu werden.

Moritz (ernst). Das soll sie nicht. Ich bin von diesem Augenblick an nicht mehr Student. Das Erbtheil meines Vaters setzt mich in den Stand —

Fr. v. Schmelz (wehklagend). Ach, du gottloser Wicht! Jetzt decouvrirt sich dein schwarzes Herz! Jetzt bekennst du ohne Scheu, daß du dich über den frühen Hintritt des Seligen freust! — Nun willst du seinen ganzen Nachlaß an dich reißen und mich wie eine Fremde auf die Gasse hinausstoßen.

Moritz. Mutter! — wie ungerecht macht Sie der Zorn! Kein solcher Gedanke kam in mein Herz. — Und überdieß sind Sie ja reicher, als ich.

Mad. Schwalbe. Auf ein Wort, gnädige Frau! (Sie führt die Frau von Schmelz weiter vorwärts bei Seite).

Hr. v. Puff, Moritz und Julie treten einige Schritte zurück und sprechen leise mit einander.

Mad. Schwalbe. Ich will Ihnen eine treffliche Partie vorschlagen.

Fr. v. Schmelz (mit erheitertem Gesicht). Im Ernst?

Mad. Schwalbe. Eine Partie, durch welche Sie den heutigen fatalen Vorfall auf einmal in Vergessenheit bringen, und alles ersetzen können, was Sie Ihrem Sohne ausliefern müssen.

Fr. v. Schmelz. Das wäre doppelt schön! Wer ist denn das liebe Männchen, das Sie im Sinn haben?

Mad. Schwalbe. Herr von Puff.

Fr. v. Schmelz. Der Alte dort?

Mad. Schwalbe. Sie nennen ihn alt? — Er ist kaum vierzig Jahre und kommandirt baare sechzigtausend Thaler.

Fr. v. Schmelz. Reich genug. Wenn er nur ärmer an Jahren wäre.

Mad. Schwalbe. Lassen Sie sich doch dadurch nicht abschrecken! Ihr Vermögen gewinnt durch das seinige einen beträchtlichen Zuwachs — Sie machen nun ein großes Haus — geben glänzende Assembleen — alle jungen Kavaliere strömen herbei —

Fr. v. Schmelz. Hi! hi! hi!

Mad. Schwalbe. Und der gute, alte Herr von Puff schätzt sich's zur größten Ehre, wenn er seine schöne Gemahlin von galanten Hofherren verehrt und bewundert sieht.

Fr. v. Schmelz (mit einem Fächerschlage). Schweigen Sie doch!

Mad. Schwalbe. Ist das nun nicht besser, als wenn Sie einen Laffen heirathen, der kein anderes Verdienst hat, als Jugend, und Ihr Vermögen vielleicht mit Buhlerinnen verschwendet?

Fr. v. Schmelz. O ciel! Das wäre mein Tod.

Mad. Schwalbe. Solche Streiche haben Sie von dem Herrn von Puff nicht zu befürchten.

Fr. v. Schmelz. Frau! Ihre Beredtsamkeit könnte Berge bewegen.

Mad. Schwalbe. Ich darf also die Traktaten einleiten?

Fr. v. Schmelz. Oui. Nur menagiren Sie dabei den Anstand und meine Ehre.

Mad. Schwalbe. Das verſteht ſich. (Sie eilt zum Herrn von Puff und führt ihn auf die andere Seite.)

Fr. v. Schmelz nähert ſich ihrem Sohne, der ihr ehrerbietig entgegengeht. Julie zieht ſich in den Hintergrund zurück. Mutter und Sohn ſprechen leiſe. Sie macht ihm Anfangs Vorwürfe, ſöhnt ſich aber bald mit ihm aus, und ihre Geberden zeigen, daß ſie ihm erlaubt, Julien zu heirathen. Er fliegt fröhlich zu ſeiner Geliebten und ſtellt ſie ſeiner Mutter vor. Julie küßt der Frau von Schmelz die Hand. Alle drei unterreden ſich freundlich. Während dieſer Pantomime ſpricht Madam Schwalbe mit dem Herrn von Puff.

Mad. Schwalbe. Wie gefällt Ihnen Frau von Schmelz?

Hr. v. Puff. Es iſt eine majeſtätiſche Dame.

Mad. Schwalbe. Das wäre eine Gemahlin für Sie.

Hr. v. Puff. Wie ſo?

Mad. Schwalbe. Sie beſitzt Landgüter und baares Vermögen.

Hr. v. Puff. Das iſt Nebenſache. Wie ſteht's um ihren Adel?

Mad. Schwalbe. Der iſt ächt, aufrichtig und extrafein, wie Sie immer zu ſagen pflegen.

Hr. v. Puff. Wirklich?

Mad. Schwalbe. Sie hat einen Stammbaum, der von den Dielen bis an die Decke reicht. Man muß ſich einer Leiter bedienen, wenn man ihn leſen will. Ueberdieß ſteht ſie noch in den beſten Jahren —

Hr. v. Puff. Je, wenn ihr Stammbaum nur alt iſt, ſo mache ich mir nichts daraus, daß ſie ſelbſt nicht mehr jung iſt.

Mad. Schwalbe. Das iſt groß und edelmänniſch gedacht! Kommen Sie, wir wollen dem prächtigen Stammbaum auf der Stelle Ihre Liebe erklären. (Sie faßt ihn *am Arm*, um ihn zur Frau von Schmelz zu führen.)

Hr. v. Puff (sträubt sich). Nein, nein, jetzt nicht. Ich bin korbscheu geworden.

Mad. Schwalbe (ohne ihn loszulassen). Frau von Schmelz!

Hr. v. Puff (halblaut). Sind Sie toll?

Fr. v. Schmelz. Was soll ich, Madam?

Mad. Schwalbe. Einen blöden, zärtlichen Schäfer erhören, der nach Ihnen seufzt.

Fr. v. Schmelz. Vous vous moquez!

Mad. Schwalbe. Hier bringe ich ihn. (Sie schiebt den Herrn von Puff trotz seines Widerstandes bis hin zur Frau von Schmelz, flüstert ihm hinter seinem Rücken ins Ohr, was er sagen soll, und bewegt zugleich von hinten hervor seine Arme zum Gestikuliren.)

Hr. v. Puff (stammelt ihr nach). Gnädige Frau — ich erkläre mich — zu Ihrem Sklaven — ich biete Ihnen — mein Herz und meine Hand an — und versichere unterthänig — daß ich — ein grundguter Ehemann — seyn werde.

Fr. v. Schmelz. Hi! hi! hi! eine komische Declaration d'amour! Ich acceptire sie vor der Hand nur als einen Scherz.

Hr. v. Puff (wendet sich traurig zur Madam Schwalbe). Sehen Sie, da habe ich richtig wieder einen Korb.

Mad. Schwalbe. Je, mein gnädiger Herr! wie können Sie denn verlangen, daß eine Dame sogleich Ja sagen soll? Der Anstand erfordert Bedenkzeit und —

Fr. v. Schmelz. So ist es, mein wertheſter Herr von Puff. Ich declarire für jetzt, daß ich in meinem Gemüthe keine Antipathie gegen Sie empfinde. (Sie erhebt mit Affektation ihre rechte Hand und reicht sie ihm zum Kuß.)

Hr. v. Puff (ergreift sie hastig mit beiden Händen und küßt sie).

Mad. Schwalbe. Ich ſtatte Ihnen beiderſeits meinen unterthänigen Glückwunſch ab, denn Ihre Verbindung iſt doch ſo gut als geſchloſſen.

Fr. v. Schmelz. Sie loſe, loſe Frau!

Mad. Schwalbe. Aber was machen wir nun mit jenen zärtlichen Seelen? (Sie zeigt auf Moritz und Julien, die in der Ferne ſtehen.)

Fr. v. Schmelz. Das depentirt nur noch von Ihnen, Madam. Ich habe den guten Leutchen bereits zu ihrer künftigen ehelichen Alliance meine mütterliche Ratification ertheilt.

Mad. Schwalbe. So? — Nun, da will ich denn auch nicht länger den Popanz ſpielen. — Laſſen Sie uns Friede machen, Herr von Schmelz. Ich übergebe Ihnen meine Nichte zum Pfande unſerer Verſöhnung.

Moritz (naht ſich ihr). Ich danke Ihnen herzlich. Sie beglücken mich.

Julie (küßt ihr die Hand).

Mad. Schwalbe (ſtellt ſich zwiſchen beide Paare). Ja, nun lächeln mir rechts und links alle Geſichter, und vorhin wollte mir Alt und Jung in die Haare. Ich war in einer verzweifelten Klemme; aber ich und der Herr von Puff — wir ſind nicht auf den Kopf gefallen. Wir richten unſere Sachen immer ſo ein, daß es zuletzt heißt: Ende gut, alles gut.

(Der Vorhang fällt.)

Erzählungen.

Das Blumenmädchen.

Eine Geſchichte aus Heinrich Waldings Leben.

Erſtes Kapitel.

Sittſamkeit auf der Flucht und Frechheit auf der Lauer.

Ich war ein raſcher Jüngling von zweiundzwanzig Jahren und hatte kurz zuvor einen reichen Oheim beerbt, als mir ein niedliches Mädchen begegnete, das Blumen auf der Gaſſe feil trug. Das Kind ſchien ungefähr fünfzehn Jahre alt, war ſchlank und zart gewachſen, hatte die anziehendſte Geſichtsbildung und reine Unſchuld ſprach ihm aus den Augen. Mich dauerte das arme Geſchöpf, das bei jedem Schritte ſeines dürftigen Gewerbes den Schlingen der Verführung ausgeſetzt war, und ich beſchloß auf der Stelle, mich ſeiner anzunehmen.

Mit dieſem Gedanken, an dem die Sinnlichkeit keinen Theil hatte, ging ich ins nächſte Haus und winkte der Kleinen. Sie blieb mitten auf der Gaſſe ſtehen, ſchlug erröthend die Augen nieder und war in Verlegenheit, was ſie thun ſollte. Ich fühlte, daß ich meinen guten Vorſatz durch einen böſen Schein entſtellt hatte, und trat ſchnell

wieder aus dem Hause. Jetzt kam sie mir schüchtern entgegen und reichte mir das Körbchen voll Rosen. Ich fragte, ob sie noch Eltern habe.

„Sie sind bei Gott!“ seufzte sie leise und hob die Augen gen Himmel. „Mein Vater war Lieutenant bei einem Freibataillon, ward nach dem letztern Kriege verabschiedet und starb in der äußersten Armuth. Meiner Mutter, die schon viele Jahre todt ist, kann ich mich kaum noch erinnern.“

Ich fragte weiter, wo sie sich aufhalte. „Bei einer Tante,“ antwortete sie.

Unser Gespräch fing jetzt an, die Aufmerksamkeit einiger müßigen Pflastertreter zu erregen. Sie stellten sich in einer kleinen Entfernung auf die Lauer und richteten frech ihre Lorgnetten auf uns. Dieses unhöfliche Aufpassen war mir unleidlich. Ich wählte und bezahlte geschwind eine Hand voll Blumen und entfernte mich, ohne das Mädchen aus den Augen zu verlieren. Rasch faselten nun die jungen Laffen herbei und umringten sie mit lüsternen Blicken und Scherzen. Aber sie floh wie ein schüchternes Reh in den nächsten Kaufladen, und verließ diese Freistätte nicht eher, bis die Laurer vor der Thüre des fruchtlosen Wartens müde ihres Weges gingen.

Das kluge und sittsame Benehmen der kleinen Blumenhändlerin gefiel mir und befestigte meinen Entschluß, ihr Schicksal zu verbessern. Ich redete sie jetzt wieder an, ließ mir ihre Wohnung bezeichnen und bat sie, nach Hause zu gehen, weil ich mit ihr und ihrer Tante etwas zu sprechen hätte.

Sie sah mich mit großen blauen Augen an und entschuldigte sich, daß sie nicht heimkommen dürfe, bevor sie nicht alle ihre Blumen verkauft habe. „Meine Tante ist

bisweilen unfreundlich," setzte sie hinzu: „Wenn sie nur nicht etwa auch Ihnen übel begegnet."

Ich versicherte lächelnd, daß ich ein Zaubermittel besitze, womit man solche mürrische Tanten, wie die ihrige wohl seyn möchte, besänftigen könne. Hiermit griff ich nach meinem Geldbeutel, um den ganzen Blumenkram in Bausch und Bogen zu bezahlen. Aber sie ging diesen Handel durchaus nicht ein. Sie wollte lieber Schläge wagen, sprach sie, und eilte mit leichten Schritten hinweg. Ich folgte ihr von weitem. Wir wanderten fast eine halbe Meile, ehe wir in die Vorstadt kamen, wo die furchtbare Tante wohnte.

Zweites Kapitel.

Gute Nahrungslehren einer alten, erfahrenen Tante.

Ihr Haus war nicht zu verfehlen. Eine häßliche Gestalt, die einer gelben Zigeunerin glich und ihr Gesicht wie eine Furie verzerrte, schimpfte schon von fern aus einer Dachnase herab und ballte drohend eine dürre, schwarze Faust. Ich verdoppelte meine Schritte, um mit dem armen Mädchen als Vertheidiger und Beschützer zugleich ins Haus zu treten.

Die alte Megäre hatte mich nicht bemerkt, denn sie war, ehe ich die Hausthür erreichte, vom Fenster an die Treppe gelaufen. Da stand sie und kreischte in der gemeinsten niedersächsischen Mundart: „Heh! was will Sie schon wieder? — Hat Sie Lust, sich ein paar Tachteln zu holen? — Die Blumen sind ja noch nicht verkauft!"

Ei wohl verkauft, völlig verkauft! rief ich, indem mich noch die Windung der steilen Schneckentreppe, die ich mühsam erkletterte, ihren Augen verbarg.

Der Zuruf eines Unsichtbaren machte sie irre. „Was schnattert's?“ schrie sie: „Willst du mir foppen? — Komm man ruffer! Ich will dir Mores lehren.“ —

Ich drängte mich bei dem Mädchen vorbei und stand plötzlich vor der Tante. Sie stieß einen Schrei der Verwunderung aus. Ihre schöne Nichte, sprach ich, hat heute im Großen gehandelt. Hier ist der Kaufmann, der das ganze Waarenlager auf Einem Brete bezahlen wird.

Anfangs machte sie meinem schlichten Ueberrocke, der keinen wohlhabenden Besitzer ankündigte, ein finsteres Gesicht. Doch das Zählbret brachte mich mit einem Male hoch bei ihr an's Bret. Sie verneigte sich tief und sagte mit der widrigsten Freundlichkeit: „Spazieren Sie herein, junger Herr!“

Hiermit öffnete sie ihr Stübchen, das einer Bettlerherberge vollkommen ähnlich sah. Es war mit einem dreibeinigen Sopha, einem Spiegelrahmen ohne Glas und mehrern Geräthschaften von ähnlichem Werthe verziert. Auch ihr seidener Mantel glich einer alten, zerschossenen Fahne.

„Na, kleine Bübin!“ — sagte sie und gab dem Kinde, das sich furchtsam in einen Winkel stellte, einen scherzhaften Schlag — „bist du endlich einmal klug und folgsam gewesen?“ — Das Mädchen ward roth. „Sie glauben nicht,“ fuhr die Alte in einem vertraulichen Tone fort, „was ich mit der frommen Einfalt für Noth gehabt habe. Ich sagte hundert Mal: Linchen, vertrödle deine Blumen nicht auf den Gassen! Du wirst sie besser und anständiger los, wenn du sie vornehmen und reichen Herren in ihren Zimmern anbietest. Aber ich predigte tauben Ohren. Es half weder Singen noch Sagen.“

Und das hat denn, fiel ich ihr ernsthaft ins Wort, auch

heute noch nicht geholfen. Darüber muß ich den kleinen Starrkopf ins Angesicht verklagen. Ich winkte der Mamsell in ein Haus; doch wer nicht kam, das war sie.

„O du nichtswürdige Kreatur!“ schrie die Tante und ging auf das Mädchen los. Ich bemächtigte mich aber ihres schlagfertigen Armes und bat sie, sich nicht zu ereifern. Man sieht nun wohl, setzte ich hinzu, daß die Kleine nicht das geringste Talent hat, ihren Blumenhandel vortheilhaft zu betreiben.

„Sie muß es lernen,“ unterbrach mich die Tante grimmig; „sonst ziehe ich meine Hand von ihr ab.“

Das wäre Ihnen freilich, sagte ich mit Achselzucken, bei beharrlichem Ungehorsam nicht zu verdenken. Wenn Sie mir aber erlauben, Sie mit einem Frühstück zu bewirthen, so wollen wir bei einem Glase Wein versuchen, ob wir vielleicht den kleinen eigensinnigen Trotzkopf auf einen bessern Weg leiten können.

Sie nahm mein Erbieten mit den holdseligsten Mienen an. Ich reichte ihr einen Dukaten und sie verließ uns.

Meine zweideutige Sprache hatte mich der armen Karoline zu einem Räthsel gemacht. Sie wußte nicht, ob sie mich für ihren Freund oder Feind ansehen sollte. Aus Angst, mit mir allein zu seyn, eilte sie der Tante nach, ward aber mit dem Befehl, mich zu unterhalten, unsanft zurückgestoßen.

Gutes Mädchen, sprach ich leise, verkennen Sie mich nicht! Ich beklage Sie aufrichtig, daß Sie sich in der Gewalt eines so harten und gefährlichen Weibes befinden. Vertrauen Sie mir! Ich will Sie retten und in das Haus einer wackern Frau führen, die Ihnen mit Achtung und mütterlicher Liebe begegnen wird.

Karoline hob die Augen empor, sah mir fest ins Ge-

ſicht und fragte in einem rührenden Tone, ob ich es redlich mit ihr meine. Ich betheuerte das und ſie verſprach, ſich meiner Vorſorge zu überlaſſen.

Drittes Kapitel.

Das luſtige Frühſtück.

Die Tante kam zurück, beſetzte den Tiſch mit Backwerk und zwei Flaſchen Wein, ſtürzte haſtig einige Gläſer aus und ward äußerſt luſtig. Ich zwang mich, ihre gemeinen Einfälle zu belächeln. Sie beſitzen, ſprach ich, einen beneidenswürdigen Frohſinn, Madam!

„Madam! — Madam!“ — ſpottete ſie mir nach, und ſchlug ein unmäßiges Gelächter auf.

Ich wußte nicht, was ſie damit ſagen wollte und bat um Erklärung. „Laſſen Sie's man gut ſeyn!“ verſetzte ſie. „Wir wollen's mit meinem Titel nicht ſo genau nehmen.“

Verzeihen Sie, entgegnete ich, wenn ich aus Unkunde Ihres Standes gefehlt habe. Sie dürfen aber nur ſo gefällig ſeyn, mich zu belehren —

„Nee, nee!“ fiel ſie mir ins Wort: „Ob Sie mich Madam nennen oder gnädige Frau, das iſt all eins.“

Ich wußte nun, woran ich war. Ehe ich aber meinen Reſpektsfehler verbeſſern konnte, ſprang ſie vom Stuhl auf und bedeckte mit einem großen Stammbaume ſo plötzlich den Tiſch, daß unſere Weingläſer vor den Geiſtern ihrer Ahnen ſcheu wurden und klirrend auf den Boden ſtürzten. Ich überblickte das vermoderte Pergament, bewunderte das *ehrwürdige* Alterthum ihrer Familie, und miſchte den ihr

gebührenden Titel so oft als möglich in meine Rede. Das schien ihren Ohren sehr wohl zu thun.

Sie legte mir nun auch das Geschlechtsregister ihres verstorbenen Gemahls vor. Doch verschwieg sie, was ich nachher von dem Mädchen erfuhr, daß der selige Herr von Ralf — ein Bruder von Karolinens Vater und weiland hochbestallter Fähnrich bei der Reichsarmee — einst mitten im Kriege wegen bewiesener Feigheit den Abschied bekommen hatte und als Thorschreiber gestorben war.

Die einzigen zwei Gläser, die wir gehabt hatten, waren zerbrochen und keine andern bei der Hand; dennoch aber litt die gnädige Frau keinen Durst, sondern machte sich nun unmittelbar mit der Flasche bekannt, that mächtige Züge daraus, und fing an wie eine Bachantin zu lärmen. Ich mußte eilen, wegen des Mädchens mit ihr zu unterhandeln; denn alle ihre Sinne standen auf dem Sprunge, sie zu verlassen.

Darf ich mir eine Gnade von Ihnen erbitten? sagte ich, und zog dabei, wie von ungefähr, meinen Geldbeutel aus der Tasche.

„Eine Gnade — von mir?“ stammelte sie und heftete ihre gläsernen Augen auf meine Hand. „Womit kann ich aufwarten?“

Ich bitte um Karolinen.

„Das dacht' ich! Was wollen Sie denn mit ihr anfangen?“

Ich will ihr Freund, ihr Vater seyn.

„Ein lustiges Paxachen, das kaum einen Bart hat! — Nee, nee, daraus wird nicks.“

Was haben Sie für Bedenklichkeiten?

„Die wichtigsten von der Welt. Ich sitze hier wie der

Prophet Elia am Bache Crith, und das Mädeken iſt mein Rabe, der mich täglich Brod bringt.“

Nehmen Sie mich dafür zu Ihrem Raben an.

„Wollen Sie mit Blumenſträußchen hauſiren gehn?“

Statt der Antwort führte ich ſie an's Fenſter und drückte ihr meine Börſe in die Hand.

„Was ſoll das ſeyn?“ ſagte ſie und wog lächelnd das Geſchenk.

Entſchädigung für den eingehenden Blumenhandel.

Sie beſchielte den Beutel, der eine etwas magere Geſtalt hatte, mit bedenklichen Mienen. Kaum aber ſah ſie Gold durchſchimmern, ſo warf ſie mir das Kind in die Arme. Ich nahm geſchwind Abſchied. Sie fragte nicht nach meinem Namen, nicht nach meiner Wohnung, und hob, indem ihr das Mädchen die rechte Hand küßte, mit der linken die Flaſche zum Munde. Wir eilten die Treppe hinab. Sie begleitete uns bis dahin, rief uns unſittliche Scherze nach, und taumelte dann in ihre Höhle zurück.

Viertes Kapitel.

Die ſtrenge Mutter Sabine.

Ich wußte in der Eile für Karolinen kein beſſeres Unterkommen, als das Haus einer alten, ehrlichen Wittwe, die meine Wärterin geweſen war. Allein Mutter Sabine (wie ich ſie noch von meiner Kindheit her nannte) machte bei meinem Antrage große Augen, und hatte keine Luſt, ſich damit zu befaſſen. Sie war, ungeachtet ihrer Armuth, eine rechtliche Frau von ſtrengen Sitten, und mein Vorhaben ſchien ihr verdächtig. Als ich ihr aber betheuerte,

daß ich das Mädchen nicht verführen, sondern im Gegentheil der Verführung entziehen wolle, so entschloß sie sich, mein Pflegekind aufzunehmen. Nach dieser Verhandlung stellte ich ihr Karolinen vor, die indessen an der Hausthür geblieben war. Sabine empfing sie freundlich und sagte mir ins Ohr: „Das Kind ist sehr hübsch. Ich will es wie meinen Augapfel bewahren, und selbst gegen Sie, mein junger Herr, schützen und schirmen. Verstehen Sie mich?“ —

Am folgenden Tage kam mir Linchen mit zierlich gelockten Haaren und in einem netten weißen Hauskleide entgegen. Ich kannte sie kaum, so schön war sie. Mutter Sabine hatte mir diese angenehme Ueberraschung bereitet und einem Schneider deßhalb eine schlaflose Nacht gemacht. Sie stand bei Seite und weidete sich an meinem Entzücken. Ich war dessen nicht Meister und drückte das erröthende Mädchen an meine Brust. Dafür ward ich aber auch, als ich aufblickte, von Frau Sabinen mit einem ernsthaften Kopfschütteln bestraft.

Fünftes Kapitel.

Des Blumenmädchens Geist und Herz.

Karoline war wie eine kleine Wilde aufgewachsen. Ich mußte sie sogar erst lesen und schreiben lehren. Sie begriff beides sehr leicht, und alle ihre Lehrer, die ihr nachher in Sprachen und Musik Unterricht gaben, erstaunten über die schnellen Fortschritte, die sie in kurzer Zeit machte.

Aber noch vorzüglicher als ihr Verstand, war ihr sanftes Herz ohne Falsch, das gewiß wenig seines Gleichen

hatte. Alle ihre Worte und Handlungen zeugten von Gutmüthigkeit. Sie nahm an dem Kummer jedes Unglücklichen Theil, und sandte zum Beispiel ihrer Tante, von der sie doch gemißhandelt worden war, ihr ganzes weniges Taschengeld, ohne dafür einen Dank zu erwarten; denn sie that es in namenlosen Briefen, weil ich ihr untersagt hatte, der Frau von Ralf ihren Aufenthalt wissen zu lassen. — Ihr weiches Gefühl konnte keinen Wurm leiden oder in Gefahr sehen. Wie oft fiel sie mir bittend in den Arm, wenn ich nach lästigen Insekten schlug! Wie oft trug sie, wenn der Winter begann, eine ermattete Fliege vom kalten Fenster nach der wärmern Gegend des Ofens! — Und solche barmherzige Samariter-Handlungen übte sie nicht, wie manches andere Frauenzimmer, mit gezierter und geschwätziger Empfindsamkeit aus, sondern verbarg sie sorgfältig vor mir, weil ich über dergleichen Lebensrettungen zuweilen gespottet hatte. — Ihre Lieblingsblume, die Rose, bewunderte sie nur am Stocke, denn es that ihr weh, sie zu brechen; und mit der pünktlichsten Sorgfalt tränkte sie täglich den kleinen Garten vor ihrem Fenster. Sie hätte lieber selbst gedurstet, als dieß unterlassen.

Die Erinnerung der frohen Stunden, die ich mit diesem guten Kinde verlebte, umschwebt mich noch jetzt wie ein paradiesischer Traum. Alle Belustigungen, die mich vorher bezaubert hatten, schienen mir dagegen kalt und herzlos, und verloren für mich ihre anziehende Kraft. Ein Blick in Karolinens blaue Augen, wenn sie mit kindlicher Zärtlichkeit vor mir knieete und meine Hand dankbar ans Herz drückte, galt mir mehr als aller Pomp des Schauspiels und der Oper. Der sanfte Klang ihrer Harfe schien mir der höchste Triumph der Tonkunst; ihr einfacher, natürlicher Gesang das Lied eines Engels. Ich liebte sie

über alles, doch rein und schuldlos, ohne rohe Begierden. Sabinens Wachsamkeit und Vorsicht, uns nie allein zu lassen, war ganz unnöthig.

Sechstes Kapitel.

Erscheinung eines Gespenstes, das sich durch Gold bannen läßt.

Als ich mein stilles Glück ungefähr ein halbes Jahr genossen hatte, überraschte mich eines Tages ein unangenehmer Besuch. Ich war ausgegangen und befand mich kaum wieder zu Hause, da klopfte es an meine Thür. Mir ahnte nicht, daß ein so böser Geist erscheinen würde, und ich rief muthig: Herein! Siehe, da stand sie vor mir, die gnädige Frau, wie ein Gespenst der Vorzeit, mit altmodischen Lumpen behangen.

„Na', bon jour, Herr Walding!“ begann sie mit einem hämischen Grinsen: „Endlich hab' ich Ihnen doch einmal auf der Gasse spitz gekriegt. Das hat Mühe gekostet, Sie auszugattern! Ich habe Ihnen in der ganzen großen Stadt wie eine Stecknadel in einem Heuschober gesucht.“

Das thut mir leid, antwortete ich. Was beliebt Ihnen?

„Mein!“ entgegnete sie höhnisch: „Ich dächte, das könnten Sie errathen. Sind Sie etwa nicht der junge Mensch, der meine Nichte entführt hat?“

Entführt? — versetzte ich. Sie sind in der Wahl Ihrer Ausdrücke nicht glücklich.

„Ei! was frag' ich darnach?“ rief sie hitzig. „Von Ausdrücken — sie mögen so glücklich seyn, als sie wollen — wird man nicht satt. — Sie, mein Herr, waren freilich glücklich genug, ein so schmuckes Mäken zu erhaschen;

aberst ich denke, Sie haben sich für die siebzig oder achtzig Thälerchen, die ich in Ihrem Beutel fand, genug divertirt, und ich bitte mich nun das Kindken wieder aus."

Es zuckte mir in den Armen, gegen das schamlose Weib mein Hausrecht zu gebrauchen. Ich unterdrückte aber diese Anwandlung und antwortete gelassen: Das Fräulein ist in guten Händen.

„In guten Händen bei Ihnen?" kreischte sie mit einem Hohngelächter. Ei, seht doch, wer sind Sie denn? — Ein kahler Mosieh, wie ich eben erst unten im Hause erfuhr. Wenn ich das vor sechs Monaten wußte, so hätten Sie meine Nichte gewiß mit keinem Finger anrühren sollen. Aberst ich glaubte, Sie wären ein Kavalier."

Ich ging lachend an die Thür, machte sie angelweit auf und sagte: Frau Thorschreiberin, hier ist Ihr Weg!

Ich erwartete jetzt, daß sie mir wie eine Katze nach den Augen springen würde; abet mein entschlossener Ton brachte eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor. „Verstehen Sie doch Spaß!" sagte sie mit gemäßigter Stimme: „Die Frölen wäre bei Sie in guten Händen; aberst meine Hände — sind leer. Sie wissen doch, daß ich eine arme, verlassene Wittfrau bin und daß mich Linchen's Blumenhandel...."

Fassen Sie sich! fiel ich dem weinenden Krokodill ins Wort. An Erneuerung dieses Handels ist nicht zu denken. Ich will Sie aber noch einmal mit einer kleinen Summe unterstützen; doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Sie nach dem Fräulein nicht weiter fragen.

„Topp!" sagte sie, und ihre Thränen versiegten. Ich zählte ihr zehn Louisd'or auf den Tisch; denn eine feinere Art, zu geben, war bei ihr nicht angewandt. Ihre Augen blitzten vor Freude. Sie strich das Gold begierig ein und

hielt mir eine übertriebene Lob- und Dankrede. Dann klagte sie mit Einemmale über Magenschwäche und sagte traulich: „Haben Sie nicht etwa ein Schnäppschen bei Wege?“

Ich entschuldigte mich, daß ich dergleichen Herzstärkungen nicht im Vorrath zu halten pflege.

„Das ist mich nicht lieb,“ sagte sie. „Da muß ich nun meinem fatalen Magen zu Gefallen das schöne runde Sümmchen flugs anreißen.“

Ich verstand die Bettlerin, drückte ihr noch ein Stück Geld in die Hand, und so ward ich sie los.

Siebentes Kapitel.

Das Gespenst kommt wieder und bezeigt Lust, sich nochmals bannen zu lassen.

Der geschlossene Friede war aber von kurzer Dauer. Die Gnädige mochte ungefähr drei oder vier Wochen mit meiner Gabe gewirthschaftet haben, als sie schon wieder erschien und mich mit vieler Höflichkeit auf's Neue in Kontribution setzen wollte.

Verschonen Sie mich! sprach ich unwillig. Halten Sie mich denn für einen Schwamm, der sich geduldig auspressen läßt.

„Nee, liebes Goldkind!“ versetzte sie. „Das wäre ja unverschämt, wenn mich das in den Sinn käme. Horchen Sie man, was ich sage! Sehen Sie, wenn Sie mich heute noch einmal aus der Noth helfen, so will ich meine Finger auf das heilige Bibelbuch legen und schwören, Ihnen in meinem Leben nicht wieder zu incommodiren.“

Possen! rief ich. Verlieren Sie weiter kein Wort.

„Na, junger Mensch,“ sagte sie mit Betteltrotz, „so geben Sie meine Nichte wieder heraus.“

Ich. Sie wollen vermuthlich Karolinens Unschuld in baares Geld umsetzen?

Sie. Ha! ha! ha! ihre Unschuld! — Haben Sie denn noch eines Hellers Werth davon übrig gelassen?

Ich. Unverschämte! Denken Sie, was Sie wollen. Das Mädchen ist rein wie die Sonne. — Doch, was rede ich in den Wind! Einer Seele von Ihrem Schlage ist Unschuld ein Mährchen.

Sie. Nee, nee, ich will daran glauben. Sagen Sie nur, wo ich die Gonnenjungfrau finde.

Ich. Für Sie ist sie todt.

Sie. Die Obrigkeit soll und wird sie wieder aufwecken.

Ich. Unterstehen Sie sich, deßhalb einen Schritt zu thun!

Sie. Das geschieht stracks, denn ich vertrete Mutterstelle.

Ich. Eine treffliche Mutter, der ihr Kind — sogar die Frage nach ihrem Kinde — um einige Goldstücke feil ist! — Gehn Sie, gehn Sie zur Obrigkeit! Ich begleite Sie.

Mit diesen Worten griff ich schnell nach meinem Hute. Es war jedoch nicht mein Ernst, über mein stilles Verhältniß mit Karolinen ein gerichtliches Protokoll aufnehmen zu lassen. Die Frau Thorschreiberin hätte mich in die größte Verlegenheit gesetzt, wenn sie rasch nach dem Rathhause gegangen wäre. Allein sie hatte dazu eben so wenig Lust, und weil sie mich für entschlossener hielt, als ich war, so zog sie geschwind andere Saiten auf. Sie nahm mir den Hut aus der Hand und sagte lächelnd: „Wir wären wohl

rechte Thoren, wenn wir in der Gerichtsſtube gegen einander zu Felde zögen. Nee, nee, ich ſpaßte man. Ich will lieber am Hungertuche nagen, als um Linen prozeſſiren. Sie bleib' in Gottes Namen, wo ſie iſt, und es ſoll mir recht freuen, wenn das Mäken durch Ihnen glücklich wird. Leben Sie wohl!"

Das machte ſie liſtig. Sie entwaffnete mich durch Nachgeben, und ich rief ſie auf der Treppe zurück. Frau von Ralf, ſprach ich, merken Sie ſich Ein Mal für immer, daß ich mir keinen Pfennig abtrotzen und abdrohen laſſe. Wollen Sie ſich aber beſcheiden betragen, ſo bin ich zu einem Vergleiche bereit. Nennen Sie mir mit Einem Worte die Summe, wofür ich Ihnen auf meine ganze Lebenszeit Ihre Klagen über das eingegangene Blumengewerbe ſammt Ihren Beſuchen abkaufen ſoll.

Sie ſann ein wenig und meinte dann, fünfhundert Thaler würden wohl nicht zu viel ſeyn.

Ich bot ihr darauf den fünften Theil. Sie begnügte ſich damit, erhielt das Geld und unterſchrieb einen Empfangsſchein, worin ſie allen weitern Anſprüchen entſagte und meine Schwelle nie wieder zu betreten verſprach.

Achtes Kapitel.

Abenteuerlicher Urſprung einer gefährlichen Bekanntſchaft.

Hier muß ich eine luſtige Nebenbegebenheit einſchalten, weil ſie für mich ſehr wichtige Folgen hatte.

Wenn man jung iſt, ſchließt man geſchwinder Freundſchaften, als ein bedächtiger Alter eine Priſe Tabak nimmt.

Schnell und zahlreich, wie Pilze, schießen sie um uns herauf, und oft sind die, welche uns am meisten vergnügen und gleichsam bezaubern, eben so giftig, als der Fliegenschwamm, der mit seinem rothen Hute angenehm in's Auge fällt. —

Ungefähr ein Jahr vorher, ehe ich Karolinens Bekanntschaft machte, ward zur Karnavalszeit eine große, glänzende Oper gegeben, die ich zu sehen wünschte. Die Einlaßbillets waren aber nicht kaufbar, sondern wurden von einem Hofbeamten vertheilt, und es machte viel Schwierigkeit, eins zu erhalten. Ich hatte nicht Lust, mir eine abschlägige Antwort zu holen, und gerieth auf den seltsamen Einfall, mich am Tage vor der Hauptvorstellung, als das Opernhaus wegen der Probe geöffnet ward, darin verschließen zu lassen.

Durch einige kleine Geschenke bahnte ich mir den Weg ins Parterre, und kroch nach geendigter Probe, hinter dem Rücken der übrigen fortgehenden Zuschauer, unter eine Bank. Hier schwebte ich länger als eine Stunde in Angst, entdeckt zu werden; denn der Aufseher des Opernhauses und seine Gehülfen durchspähten alle Winkel, ob sich ein Feuerfunke irgend wohin verirrt hätte. Ich dankte dem Himmel, daß der Mensch nicht wie ein Johanniswurm leuchtet, sonst wäre ich verrathen gewesen. Aber wie verblindet ging ein Feuerwächter nach dem andern bei meinem Versteck vorbei und sah mich nicht. Jetzt dröhnte der letzte Fußtritt durch das große öde Gebäude, und verhallte immer mehr in der Ferne; die letzte Thür ward zugeschlagen — Nacht und Todtenstille umgaben mich.

Ich kroch unter meiner Bank hervor und setzte mich darauf. Nach einigen Minuten regte sich etwas an der

andern Seite des Parterrs, und ich erblickte dort einen düstern Lichtschimmer, der mir eine menschliche Gestalt sichtbar machte, die in einem Buche zu lesen schien. Ich rührte mich nicht; aber plötzlich wandelte mich ein unwiderstehliches Niesen an. Der Leser dehnte den Hals hoch empor, und erhob sich von seinem Sitze. Es war ein junger, wohlgewachsener Mann. Er kam rasch auf mich zu, leuchtete mir mit einer Blendlaterne ins Gesicht und fragte: „Wer da? Gehören Sie in dieß Haus?“

Ich gab ihm statt der Antwort diese Frage zurück.

„So lernen wir uns in Ewigkeit nicht kennen,“ erwiederte er. „Sie spielen vermuthlich, wie ich, nur eine Gastrolle hier?“

Ich bejahte das.

„Willkommen!“ sprach er, und reichte mir die Hand. „Lassen Sie uns einen Bund gegen die lange Weile machen!“

Wir hatten uns beide mit einem reichlichen Vorrath von Wein versehen, und begossen den aufschießenden Pilz unserer Freundschaft so fleißig damit, daß er bald zur vollen Reife gedieh. Ehe ich noch wußte, wer mein Gesellschafter war, hatte uns schon Bacchus zu Brüdern gemacht. Nach dieser Studenten-Feierlichkeit erbat sich mein neuer Jonathan meinen Namen, und verehrte mir dagegen den seinigen. Er nannte sich Baron Bolda, und hatte, wie er selbst sagte, kein anderes Geschäft, als müßig zu gehen.

Seine possierlichen Einfälle, an denen er unerschöpflich war, vergnügten mich ungemein. Die Nacht und der halbe folgende Tag verschwanden mir unerwartet schnell, und Thaliens Tempelpforten knarrten, ehe ich mich dessen versah. Wir trennten uns eilig, und nahmen im Flug-

des Scheidens die Abrede, daß wir in dem Moment, da die Zuschauer eingelassen würden, die besten Plätze in Besitz nehmen wollten.

Es ward einige Stunden lang auf der Bühne und in den Logen viel gewirthschaftet. Ich saß indessen unter meiner Bank und wagte nur halbe Athemzüge. Plötzlich flogen die Thüren des Parterrs auf; eine Menge Menschen rauschten herein; die Dielen seufzten unter ihren gewaltigen Tritten. Da ich in meinem Schlupfwinkel die Ankömmlinge nicht sehen konnte, so glaubte ich, der Strom der Zuschauer bräche herein, und in dieser Meinung sprang ich, als mir die lärmende Schaar näher kam, unter der Bank hervor.

„Heh! was ist das?“ rief eine donnernde Baßstimme. „Hier wachsen die Zuschauer aus der Erde!“

Ich sah mich um und erblickte mit Schrecken einen Trupp der reitenden Garde, der hier aufmarschirte, um über Zucht und Ordnung zu wachen. Der Besitzer des mächtigen Sprachorgans, ein korpulenter Unterofficier, hatte meine voreilige Auferstehung wahrgenommen, und stiefelte mit Doppelschritten auf mich zu. Ihm folgte der Sammler der Parterrbillets. Beide begannen eine scharfe Untersuchung gegen mich.

Da noch kein einziger Zuschauer, wie ich jetzt erst bemerkte, zugegen war, so konnte ich nicht vorgeben, eine Einlaßkarte gehabt zu haben; ich sagte also keck: ich wäre gestern in der Probe gewesen und hätte das Heimgehen verschlafen. „Ei, ei!“ rief der Billeteinnehmer, „Sie machen dem Herrn Kapellmeister und den Operisten ein übles Kompliment! Wir werden dafür sorgen, daß Sie heute nicht wieder so lange Weile haben.“ —

Ich ward hinter der Bank hervor genöthigt, und zwei bärtige Reiter nahmen mich in ihre Mitte.

„Nun lassen Sie uns sehen," sprach der scherzhafte Billeteinnehmer zum Unterofficier, „ob vielleicht die gestrige Probe auf mehrere Zuschauer so einschläfernd gewirkt hat."

Sie zogen fort, und es währte nicht lange, so war auch der Baron entdeckt, und ward mit einem lauten Gelächter herbeigeführt. Er verbat sich aber mit einer so muthigen Entschlossenheit allen Spott, daß die Lacher plötzlich verstummten. Drei gestiefelte Engel mit flammenden Schwertern trieben und geleiteten uns nun aus dem theatralischen Paradiese, und übergaben uns, nachdem wir durch lange Reihen neugieriger Menschen, die in der Vorhalle auf Eröffnung der Thüren harrten, gleichsam Spießruthen gelaufen waren, der nächsten Hauptwache. Doch nach einigen Stunden, als eben die Oper vorbei war, wurden wir wieder in Freiheit gesetzt.

Neuntes Kapitel.

Was mein Duzbruder für ein Mann war.

Seit jenem Vorfall hatte ich mit dem Baron, ungeachtet er zehen Jahre älter war als ich, vielen Umgang. Doch sein Charakter gefiel mir nicht ganz. Er war ein Witzling von Handwerk, der über alles spöttelte, alles lächerlich machte, und selbst das Heiligste nicht verschonte. Immer führte er in Gesellschaften das große Wort, und behandelte Jeden, der ihm nicht gefiel und ihm an Mundwerk nicht gewachsen war, mit empörendem Uebermuth.

Er ward deßwegen allgemein gehaßt; denn die arroganten Schwätzer seines Gelichters waren damals seltener als heutiges Tages, da man es ganz gewohnt worden ist, dergleichen freche Hummeln schwärmen zu sehen und zu hören. Zu jener Zeit ärgerte man sich noch über sie, und jetzt — lacht man.

Ich fand, wie gesagt, an dem Gemüthe meines neuen Freundes manchen Flecken; aber seine Gabe der Unterhaltung bestach meinen jugendlichen Leichtsinn und fesselte mich an ihn. Wir besuchten einander oft, und trafen jeden Abend im Schauspielhause oder an andern Belustigungsorten zusammen.

Dieß änderte sich, seitdem ich Karolinen kannte. Ich war nun Abends bei ihr, und unsichtbar für die ganze übrige Welt. Bolda machte mir darüber Vorwürfe, und drang auf Rechenschaft, wie und wo ich meine Zeit zubringe. Ich hütete mich, ihm die Wahrheit zu gestehen, und sann immer auf neue Ausflüchte. Das gab denn täglich einen verdrießlichen Streit. Jeden Morgen peinigte er mich mit Vorschlägen, wie wir uns am Abend vergnügen wollten. So ward er mir nach und nach sehr lästig, und ich knirrschte vor Verdruß mit den Zähnen, wenn ich ihn kommen sah. In einer so mißlaunigen Stimmung erklärte ich ihm eines Tages, daß er entweder seine Inquisitorrolle aufgeben, oder dem Anspruch auf meine Freundschaft entsagen müsse. Er ward nun bescheidener, und wir blieben Freunde.

Zehntes Kapitel.

Besuch am Krankenbette und unweise Offenherzigkeit.

Eine geraume Zeit nach jenem kleinen Zwiste fiel ich in eine Krankheit, die mich zwei Monate lang in meiner Wohnung gefangen hielt. Mein Fieber griff mich hart an; doch am meisten schmerzte mich die Trennung von Karolinen. Seit anderthalb Jahren hatte ich keinen Abend ohne sie verlebt; sie war mir unentbehrlich geworden.

Außer dem Baron kamen während meiner Krankheit täglich mehrere Bekannte zu mir, um sich von ihrer eigenen Krankheit, der langen Weile, an meinem Bette zu heilen. Mein Zimmer war von Morgen bis in die Nacht ein Sammelplatz junger Müßiggänger, die ich oft meilenweit hinweg wünschte, weil sie Karolinen hinderten, mich zu besuchen. Sie war meinetwegen in der bängsten Unruhe, und schickte fleißig ihre Pflegmutter zu mir, um von meinem Befinden Nachricht zu bekommen.

Endlich stieg meine Krankheit zu einer gefährlichen Höhe. Kaum erfuhr es Karoline, so ließ sie sich durch keine Bedenklichkeit länger abhalten, in ihrer männlichen Kleidung (die sie gewöhnlich trug, wenn wir bei Mond- oder Laternenschein mit einander spazieren gingen) zu mir zu fliegen. Glücklicher Weise war ich eben allein. Sie erschrack vor meiner bleichen, abgezehrten Gestalt, brach in Thränen aus, warf sich vor meinem Bett auf die Knie und betete still. Ich störte sie nicht. Nach einigen Minuten erhob sie sich wieder und sagte mit einem festen, ruhigen, fast prophetischen Tone: „Walding, Sie sterben nicht!“ —

In diesem Augenblicke stürmte der Baron, der sonst um diese Zeit nicht zu kommen pflegte, in mein Zimmer. Es war zu spät, Karolinen ungesehen zu entfernen oder zu verbergen. Sie zog sich aber sehr geschickt aus ihrer Verlegenheit, indem sie, mit dem natürlichsten Anstand eines jungen gebildeten Mannes, sogleich Abschied nahm.

Dennoch gelang es ihr nicht, das Luchsauge des Barons zu täuschen. Er betrachtete sie mit gespannter Neugierde, und kaum war sie aus dem Zimmer, so rief er: „Das war ein Mädchen!“

Wer? — fragte ich mit gezwungener Gleichgültigkeit. Doch nicht mein Vetter, der gestern von der Universität gekommen ist?

„O mache mich nicht blind!“ erwiederte er, und trieb mich mit Kreuz- und Querfragen so lange in die Enge, bis ich am Ende so gutherzig oder vielmehr so unklug war, ihm die Wahrheit zu beichten.

Er triumphirte, daß er hinter meine Schliche, wie er sich ausdrückte, gekommen wäre, und drang in mich, ihn mit Karolinen bekannt zu machen. Eine leise Stimme schien mich davon abzumahnen; allein ich achtete nicht der Warnung meines guten Engels, und gab dem Baron mein Wort, seinen Wunsch zu erfüllen.

Ich that es, als ich wieder genesen war, und raubte dadurch meinen sonst so glücklichen Abenden ihren ganzen Reiz. An die Stelle der innigen Vertraulichkeit, die vorher meinen Umgang mit Karolinen beseelt hatte, trat des Barons herzloser Witz und sein süßer, geschraubter Hofton, womit er das natürliche, mit der Sprache der großen Welt unbekannte Mädchen ängstete und plagte. Ueberdieß war er ein zudringlicher Gast, der uns einen Abend wie den andern verdarb. Ich ward nach und nach

kalt und einsylbig; aber dieß wirkte nicht auf ihn. Es gefiel ihm dennoch bei uns, und ich bemerkte bald, daß Karolinens blühende Schönheit der Zauber war, der ihn gegen seine vorigen rauschenden Abendlustbarkeiten gleichgültig machte und in unser stilles Zimmerchen bannte. Doch, von der Tugend und Sittsamkeit des Mädchens überzeugt, setzte mich die Entdeckung seiner Leidenschaft in keine große Unruhe.

Eilftes Kapitel.

Es spukt wieder und zwei schlimme Geister schließen Freundschaft mit einander.

Frau von Ralf hatte mich, nach Ausstellung ihrer Entsagungsschrift, beinahe ein Jahr lang mit ihren Besuchen verschont; aber jetzt fand ich sie eines Abends mit Schrecken bei Karolinen. Man kann denken, daß ich ihre scheue, kriechende Höflichkeit mit keinem freundlichen Willkommen erwiederte. Ich winkte dem Mädchen, uns allein zu lassen, und fragte dann die Tante in einem nachdrücklichen Tone, was sie hier wolle.

„Lassen Sie sich nicht bange seyn!“ antwortete sie. „Ich will nichts, gar nichts von Ihnen.“

Versprachen Sie mir nicht schriftlich, sich um Ihre Nichte nicht weiter zu bekümmern? fuhr ich fort.

„Wohl wahr;“ versetzte sie; „ich habe aber die Line so lieb, wie meine Augen im Kopfe, und konnte nicht länger leben, ohne sie ein Mal wieder zu sehen. Nu, das muß ich Sie sagen, ich war bei dem ersten Anblick ganz verblüfft. Statt des kleinen, schüchternen Mädels,

das mit Blumensträußern herumzog, finde ich eine große, majestätische Dame, die wie eine Prinzessin ausstaffirt ist und wie ein Buch spricht. Auf einen so grünen Zweig wäre sie freilich bei mir in ihrem Leben nicht gekommen."

Ich unterbrach diese Schmeicheleien mit der Bitte, sich sogleich wieder zu entfernen.

„Seyn Sie kein solcher Tyrann!" sagte sie. „Ich verpeste ja hier nicht die Luft. Gönnen Sie mich doch die Freude, meine Nichte manchmal zu sehen und mir darüber zu freuen, daß sie so hübsch geworden ist." —

Indem ich antworten wollte, kam Bolda. Ich konnte nun meinen Vorsatz, die Unholdin mit Gewalt zu bannen, nicht ausführen, und mußte sie dulden. Sie stellte sich ihm sogleich selbst als Karolinens Tante vor.

Er verweilte dieß Mal nicht lange, und ich wies ihr nun ernstlich die Thür; allein die gutmüthige Karoline trat als ihr Schutzengel auf und vertheidigte sie mit Bitten und Thränen, bis ich endlich nachgab und der Tante erlaubte, das Mädchen bisweilen zu besuchen. Sie stellte sich seitdem fast täglich ein, um an unsern Abendmahlzeiten Theil zu nehmen. Dieser Umstand verschloß mir den Mund; denn ich befürchtete, wenn ich mich jetzt über ihre allzu häufigen Erscheinungen unwillig bezeigte, für geizig gehalten zu werden.

Bolda kam nicht weniger fleißig als zuvor, traf also mit der Frau von Ralf oft zusammen, und sie standen bald mit einander auf einem so freundschaftlichen Fuße, daß ich darüber unruhig ward und ein geheimes Bündniß gegen Karolinens Unschuld besorgte. Ich äußerte meinen Verdacht zwar nicht, aber die Listigen mochten ihn ahnen. Sie fingen allmählich an, sich weniger vertraulich zu begegnen, ließen sogar eine starke Abneigung gegen ein-

ander blicken, verunglimpften sich wechselsweise bei mir, und schränkten ihre Abendbesuche ein, weil sie sich, wie sie sagten, ausweichen wollten. So verminderte sich meine Besorgniß und verschwand endlich ganz, wie man einen ängstlichen Traum vergißt. Ich ward so sicher, daß ich ohne Bedenken zu einer Reise Anstalt machte, die ich in häuslichen Angelegenheiten unternehmen mußte. Frau von Ralf und der Baron heuchelten beide, daß es ihnen höchst unangenehm sey, mich einige Wochen zu entbehren; aber ein mehr erfahrner Menschenkenner und Physiognomist, als ich damals war, würde in ihren Augen Freude gelesen haben.

Am Tage vor meiner Abreise kam Bolda sehr früh zu mir. Er war weniger lebhaft und gesprächig, als sonst, warf sich ächzend auf einen Stuhl, saß in tiefen Gedanken und gab mir auf meine Anreden entweder gar keine Antwort, oder sie klang so widersinnig, als ob er träumte. Ich fragte, was ihm fehle. Er seufzte und schwieg. Nachdem ich ihn aber lange dringend um Vertrauen gebeten hatte, gestand er mir, daß ihn der Mangel einer Summe von tausend Thalern drücke. Sein Glück, seine Ehre, sein Leben, sagte er, stehe auf dem Spiele. — Ich schalt ihn, daß er mir dieß nicht eher entdeckt hätte; denn jetzt, da ich innerhalb vierundzwanzig Stunden verreisen müßte, würde ich keinen Rath schaffen können. Dennoch erbot ich mich, das Möglichste zu versuchen. Ich ging sofort aus, entlehnte bei einigen Freunden tausend Thaler zusammen und übergab sie ihm. Er schien sehr gerührt und überhäufte mich mit den heiligsten Betheurungen seiner ewigen Dankbarkeit.

Karoline war über meine bevorstehende Abwesenheit sehr traurig, und brach in Thränen aus, wenn ich davon

ſprach. Sie ward immer ſchwermüthiger, je näher die Scheideſtunde kam, und quälte ſich mit Ahnungen, daß wir uns nicht wieder ſehen würden. Ich bemühte mich vergebens, ſie zu tröſten und dieſe düſtern Gedanken hinwegzuſcherzen. Sie umſchlang mich beim Abſchiede mit leidenſchaftlicher Heftigkeit, und ſank, als ich mich mit ſanfter Gewalt loswinden wollte, in eine Ohnmacht. Sobald ſie die Augen wieder öffnete, eilte ich ohne Aufenthalt fort.

Zwölftes Kapitel.

Abweſenheit, Rückkunft und Schrecken.

Ich ſchrieb ſowohl auf der Reiſe, als auch in Hamburg, wo ich Geſchäfte hatte, mehrmals an meine Freundin, ohne darauf eine Antwort zu erhalten. Dieß befremdete mich; aber ich befürchtete kein ſchlimmes Ereigniß, ſondern beruhigte mich durch die Vermuthung, daß ihre Briefe verloren gegangen wären, oder mich durch einen andern natürlichen Zufall verfehlt hätten. Nach einer Abweſenheit von vier Wochen kam ich frohen Muthes zurück. Ich hatte meine Geſchäfte glücklich beendiget, und mich dadurch in den Stand geſetzt, daß ich eine bequeme Haushaltung einrichten und mich mit Karolinen feierlich verbinden konnte. Dieſer angenehme Gedanke war für mich ein unterhaltender Reiſegefährte, und mit ihm ſtieg ich vom Wagen.

Es war Abend und ſchon beinahe zehn Uhr. Deſſen ungeachtet eilte ich noch nach Karolinens Wohnung. Es fiel mir auf, daß ich kein Licht an ihren Fenſtern ſah;

denn sie war nicht gewohnt, so zeitig schlafen zu gehen. Mich überfiel eine plötzliche Bangigkeit. Ich flog die Treppe hinauf, stand mit beklemmter Brust vor der Thür, durch die ich so oft mit fröhlichem Herzen gegangen war, und hatte nicht den Muth, die Klingel zu bewegen. Fünf Minuten kämpfte ich mit der Furcht, ein Unglück zu erfahren, und schalt mich zugleich einen Thoren, daß ich wie ein Kind vor einem Schatten bebe. Jetzt zog ich rasch am Drahte, und fuhr über den wohlbekannten Ton der Schelle so erschrocken zusammen, als ob ein unerwarteter Donnerschlag krachte.

Ich mußte lange klingeln, ehe ich inwendig eine Bewegung vernahm. Endlich hörte ich Sabinen kommen. Ich rief meinen Namen — die Thür flog auf — ich fragte hastig nach Karolinen.

„Ist Sie denn nicht bei Ihnen?“ fragte die Alte, und trat bestürzt zurück.

Bei mir? — rief ich schaudernd.

„Allmächtiger Gott!“ schrie Sabine. „So haben Sie einander in Hamburg nicht getroffen? — Das Fräulein ist Ihnen ja schon vor drei Wochen mit der Tante nachgereist.“ —

Ich vermag nicht, mein Entsetzen zu schildern. Meine Zunge war gelähmt — ich konnte nur in einzelnen Tönen eine nähere Erklärung fordern.

Dreizehntes Kapitel.

Lug und Trug der Tante und Dankbarkeit des Barons.

„Nach Ihrer Abreise," so erzählte mir jetzt Sabine — „quartierte sich Frau von Ralf fast ganz bei uns ein und fiel uns von früh an bis in die Nacht zur Last. So trieb sie es acht Tage. Am neunten kam sie ganz athemlos, mit Briefen in der Hand. Linchen, rief sie, dein Freund hat geschrieben. Wir sollen ihm unverzüglich nach Hamburg folgen. Er hat dort bei seiner Ankunft so viele Geschäfte vorgefunden, daß er sich, wie er mir meldet, wenigstens ein halbes Jahr dabei aufhalten muß. Das alles wirst du hier ausführlicher lesen. — Mit diesen Worten übergab sie Karolinen einen an sie gerichteten Brief, der mit dem Namen Walding unterzeichnet war und die Bitte enthielt, sobald als möglich mit der Tante nach Hamburg zu kommen. Das Haus, wo sie absteigen sollten, war genannt, und überhaupt alles so natürlich geschrieben, daß uns kein Zweifel gegen die Aechtheit dieses Briefes einfallen konnte. Daher machte sich auch das Fräulein sogleich reisefertig und fuhr zwei Stunden darauf mit der Tante fort. Seitdem habe ich von Beiden nichts weiter gesehen oder gehört."

Welch schändlicher Betrug! rief ich aus. Ich habe jenen Brief nicht geschrieben.

„Ist's möglich!" sprach Sabine. „Wäre dieß nicht Ihre Hand?" —

Sie zeigte mir den Brief, welchen Karoline in der Eile des Abreisens unverwahrt zurückgelassen hatte. Ich erschrack davor, denn die Handschrift war der meinigen täuschend ähnlich. Doch bei schärferer Untersuchung der Feder-

züge entdeckte ich bald ihre nahe Verwandtschaft mit Bolda's Hand. Der Brief war mit einem Petschaft versiegelt gewesen, das ich am Tage vor meiner Abreise auf meinem Schreibtisch vermißte. Bolda hatte es mir wahrscheinlich entwandt, indem ich ausging, um für ihn Geld zu entlehnen und er unterdessen in meinem Zimmer allein blieb.

Ich stürzte wie ein Rasender nach seiner Wohnung. Sie war verschlossen. Mein langes, stürmisches Anklopfen weckte den Hauswirth. Er sagte mir, der Baron sey vor drei Wochen verreist. Wohin, wußte er nicht. Es war nun sonnenklar, daß der Treulose mit der schändlichen Frau von Ralf im Bunde stand und daß beide gemeinschaftlich Karolinen entführt hatten. Ich selbst mußte ihm dazu Reisegeld schaffen und also gleichsam den Dolch, den er mir ins Herz stoßen wollte, mit tausend Thalern bezahlen.

Vierzehntes Kapitel.

Fruchtlose Verfolgung der Räuber.

Ich würde wie ein einfältiger Tropf gehandelt haben, wenn ich, gleich einem irrenden Ritter, in die weite Welt hineingeritten wäre, ohne vorher so genau als möglich die Spur der Räuber aufzusuchen. Der Weg des Barons war nicht zu entdecken; aber den Miethkutscher, der die beiden Frauenzimmer gefahren hatte, erforschte ich durch Sabinen. Seiner Aussage nach, war er wirklich von der Tante gemiethet worden, sie nach Hamburg zu bringen; allein in dem nächsten Städchen hatte sie sich vorsätzlich

mit ihm entzweit, ihn abgelohnt und nach Hause geschickt. Er war zurückgefahren, ohne sich um die Reisenden weiter zu bekümmern.

Im Posthause, wo ich wegen meiner an Karolinen geschriebenen Briefe Nachfrage hielt, sagte man mir: Frau von Ralf habe die ersten zwei sogleich nach Ankunft der Post in Empfang genommen, und dann angeordnet, alle folgende so lange liegen zu lassen, bis sie abgeholt würden.

Nach diesen eingezogenen Erkundigungen ritt ich an den Ort, wo sich die alte Seelenverkäuferin vom Miethkutscher losgemacht hatte. Der dortige Postmeister schien bestochen zu seyn. Er behauptete Anfangs, seit undenklicher Zeit keine weiblichen Passagiere weiter befördert zu haben; aber im Gasthofe, wo die Frauenzimmer abgetreten waren, versicherte man mir, daß sie ihre Reise mit Extrapost fortgesetzt hätten. Als ich dem Läugner dieß Zeugniß vorhielt, besann er sich allmählich, und ich erfuhr jetzt, daß sie die Straße nach Hamburg verlassen und den Weg nach Obersachsen eingeschlagen hatten.

Ich folgte ihnen von Station zu Station bis nach Dresden. Hier aber verlor ich ihre Spur, weil sie, wie ich nachher hörte, unter veränderten Namen angekommen waren. Vergebens bemühte sich die Polizei, sie zu entdecken. Ich setzte nun meine Reise nach Wien fort, denn ich vermuthete, Karolinens Entführer würden sich im Getümmel der großen Kaiserstadt am sichersten dünken. Ueberdieß erinnerte ich mich, daß Bolda schon zuweilen den Vorsatz gehabt hatte, seine Wohnung dort aufzuschlagen.

Ich kam in Wien an; aber meine Nachforschungen waren drei Wochen lang fruchtlos. Jetzt gab man mir den Rath: die Entführungsgeschichte öffentlich bekannt zu

machen, die darin verwickelten Personen in den Zeitungen genau zu beschreiben und auf ihre Entdeckung einen Preis zu setzen. Dieß that ich.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Mittel schlägt an und ich bekomme Licht.

Als mein Aufruf in mehreren Zeitungen erschienen war, kam nach einigen Tagen eine alte Frau, die das verdächtige Ansehen einer Gelegenheitsmacherin hatte, in meine Wohnung. „Sie suchen, wie ich höre," sagte sie, „eine junge Person, die entführt worden ist. Ich kann sie Ihnen vielleicht nachweisen."

Wo ist sie? rief ich freudenvoll aus. Sagen Sie mir's geschwind?

„Das geht nicht so auf den Plotz, mein Herr!" versetzte sie. „Belieben Sie nur erst das Sümmchen aufzuzählen, das Sie dafür in den Zeitungen versprochen haben."

Ich machte sogleich Anstalt dazu. Aber schnell fiel mir ein, daß ich eine Betrügerin vor mir haben könnte, die mich vielleicht, wenn sie das Geld empfangen hätte, zu einem ganz unbekannten Frauenzimmer führte. Daher antwortete ich ihr: sie möchte sich gefallen lassen, mir den ausgesetzten Preis so lange zu kreditiren, bis ich überzeugt wäre, ob die junge Dame, die sie mir nachweisen wolle, die rechte sey oder nicht.

Sie nahm diese Vorsicht sehr übel und weigerte sich hartnäckig, mir den Aufenthalt der Entführten zu ver-

decken, wenn ich ihr nicht vorher die bestimmte Belohnung auszahlte.

Nun, so muß ich die Obrigkeit zu Hülfe nehmen! rief ich aufgebracht. Wollen Sie es darauf ankommen lassen, Madam, so verschließe ich Sie hier in meinem Zimmer, hole einen Beamten der Polizei und übergebe ihm das Geld, um es Ihnen auszuhändigen, sobald Sie mich zu dem Frauenzimmer, das ich suche, gebracht haben.

Die Drohung mit der Polizei schien ihr nicht zu gefallen. Sie entfärbte sich darüber und begab sich sogleich der geforderten Vorausbezahlung. „Ei!“ sagte sie, „was werden wir so viel Weitläufigkeiten machen! Ich will weniger mißtrauisch seyn, als Sie. Nehmen Sie das Geld mit und folgen Sie mir! Wenn wir hier lange stehen und streiten, so stirbt indessen wohl gar die arme Person; denn krank genug ist sie dazu.“ —

Gott! warum sagten Sie das nicht eher! rief ich voll Bestürzung und drängte sie fort.

Sechszehntes Kapitel.

Das Wiedersehen.

Wir durchkreuzten viele Gassen. Sie schienen mir ein endloses Labyrinth. Ich trieb meine Wegweiserin unaufhörlich zur Eile und folgte ihr hart auf dem Fuße nach, denn ich hatte sie im Verdacht, daß sie mich blos in der Irre herumführe, um mir gelegentlich zu entwischen. Endlich kamen wir aber an das Haus, wo ich die Verlorene finden sollte. Das Herz klopfte mir stürmisch vor Freude und Angst. Meine Führerin brachte mich in ein enges

Zimmer, dessen größten Raum ein Bett mit Vorhängen einnahm. Ich schlug sie zurück und stand schaudernd vor einer bleichen Todtengestalt, die mit gesenktem Haupte und gefalteten Händen auf einer schlechten Matratze lag. Es war Karoline. Ich rief mit einem Schrei der Verzweiflung ihren Namen. Sie öffnete matt die Augen, erblickte mich, und ein plötzlicher Freudenschauer erschütterte sie wie ein elektrischer Schlag. Lächelnd streckte sie die Arme nach mir aus und wollte sprechen; aber sie konnte nur unverständliche Töne lallen. Sie ergriff meine Hände, zog sie hastig an ihren Mund und küßte sie weinend und wimmernd. Mir selbst benahm die Wehmuth einige Minuten lang die Sprache.

Nach wieder erlangter Fassung fragte ich die Frau, die mich hergeführt hatte und deren Wohnung das Stübchen war: ob die Kranke von einem Arzte besucht werde. Nein, sagte sie. Wer hätte ihn bezahlen sollen? Sie ist nackt und blos und ich selbst bin arm. Ich wollte sie noch heute, wenn ich nicht noch zufälliger Weise Ihre Anzeige in den Zeitungen erfahren hätte, ins öffentliche Krankenhaus bringen lassen. Aber sie hatte einen heftigen Abscheu dagegen und wollte lieber sterben." —

Karoline im Lazarethe! — Mich überlief ein Schauer bei dieser Vorstellung, und ich schickte das Weib fort, um so geschwind als möglich einen Arzt zu rufen. Indessen hatte sich die Kranke etwas erholt. Ich fragte sogleich nach der Tante und ihrem Spießgesellen, und hörte zu meinem Vergnügen, daß sich beide aus dem Staube gemacht hatten. — Doch ich will Karolinen den ganzen Hergang ihrer Begegnisse nach der Zeitordnung erzählen lassen, und nur das übergehen, was ich schon vorher von Sabinen erfahren hatte.

Siebenzehntes Kapitel.

Karolinens Erzählung ihrer Reisegeschichte.

Sobald wir im Wagen saßen, beklagte sich die Tante über den Kutscher. Er war ihr nicht gut genug gekleidet und sein Fuhrwerk nannte sie eine Schneckenpost. Als wir vor's Thor kamen, befahl sie ihm, die Pferde mehr anzutreiben. Er gehorchte, und wir fuhren sehr rasch; sie blieb aber dennoch unzufrieden, fing in der nächsten Stadt, wo wir Mittags anhielten, einen heftigen Zank mit ihm an und schickte ihn nach Hause. Sie bestellte dann Postpferde, und wir setzten die Reise fort.

Gegen Abend kamen wir in ein Städtchen. Hier wollen wir übernachten, sagte sie. Wir hielten vor dem Gasthofe, und ich erstaunte, als Baron Bolda an der Thüre stand und uns aus dem Wagen hob. — Was befremdet Sie? sprach er. Wissen Sie denn nicht, daß ich Sie nach Hamburg begleite? — Ja, ja! fiel die Tante ein, der Herr Baron ist unser Reisegefährte. Hab' ich dir das noch nicht gesagt? — Sie entschuldigte sich mit der Vergeßlichkeit des Alters, und ich machte mir Anfangs über alle diese Umstände keine schlimmen Gedanken.

Aber noch denselben Abend schöpfte ich Verdacht, daß man nicht redlich mit mir umgehe; denn Bolda, der sich sonst immer sehr gesittet und anständig gegen mich aufgeführt hatte, nahm auf einmal, sobald wir in einem Zimmer unter sechs Augen waren, einen freiern Ton an und trieb mich sogar beim Abendessen durch Liebkosungen vom Tische. Ich bezeigte meinen Abscheu vor dieser Behandlung auf die lebhafteste Weise. Der freche Heuchler bat um Verzeihung, zog sich in die Schranken der Bescheiden-

heit zurück, begab sich in ein anderes Zimmer und reiste am folgenden Tage mit uns weiter.

Unter Weges hatten meine Gefährten viel Heimlichkeiten zusammen, und vermieden sorgfältig, die Städte zu nennen, durch welche wir fuhren. Ich fragte zuweilen nach ihren Namen, erhielt aber entweder gar keine Antwort oder man fertigte mich mit Erdichtungen ab. Ich ward wie eine Gefangene bewacht und auf allen Schritten begleitet. So konnte ich mit niemand sprechen und nicht erfahren, daß wir uns nicht mehr auf der rechten Straße befanden.

Am Abend der dritten Tagereise erblickte ich die Thürme einer ansehnlichen Stadt. Das ist wohl Hamburg! rief ich freudig. Nein, mein schönes Kind, sagte der Baron, so weit sind wir noch nicht. Es ist Dresden. Wir machen einen kleinen Umweg, denn ich habe hier verschiedene Geschäfte für unsern Freund Walding zu besorgen. — Die Tante bejahte das und brachte in Vorschlag: der Baron sollte sich, um die gewöhnlichen Thorfragen kurz zu beantworten, für einen Kaufmann, mich für seine Gattin und sie, die Tante, für seine Mutter ausgeben. Ich widersprach, um ihm kein Recht einzuräumen, sich im Gasthofe gegen mich Vertraulichkeiten zu erlauben; allein man lachte mich aus, und er passirte als Kaufmann Werner mit Frau und Mutter durch's Thor. Es schnitt mir wie ein Dolch ins Herz, als er mich seine Frau nannte und mit der Hand auf mich zeigte. Ich wollte laut rufen, daß es nicht wahr sey; aber ich schonte den Bösewicht, weil ich mir seine Absichten noch nicht so schlimm vorstellte, als er sie wenige Stunden darauf schamlos enthüllte.

Wir sind Eine Familie, sprach er beim Absteigen am Gasthofe, und bedürfen nur Eines Zimmers. — Ich

schrack, zog die Tante bei Seite und bat sie dringend, sich mit mir ein besonderes Gemach anweisen zu lassen. — Wozu das? antwortete sie. Der Baron schläft nicht im Gasthofe, sondern auswärts bei einem Freunde. — Ich mußte mich für den Augenblick bei diesem Vorgeben beruhigen. Dennoch wurden in unserm Zimmer drei Betten aufgestellt, und Bolda warf sich ganz zwanglos in seine Nachtkleider. Die Tante stellte sich darüber befremdet. — Sie machen's sich so bequem! sagte sie. Ich glaubte, Sie wollten Ihr Nachtquartier anderwärts nehmen. — Es ist heute zu spät, meinen Freund aufzusuchen, antwortete er. Bis morgen, Mamachen, müssen Sie mich schon hier dulden. Die Erlaubniß meiner schönen Gemahlin versteht sich von selbst. — Er nahte sich mir und wollte mich umarmen. Ich stieß ihn mit Unwillen und Verachtung zurück. Das Abendessen ward aufgetragen. Ich setzte mich nicht mit zu Tische. Das hielt aber meine Gefährten nicht ab, unter Scherzen und Lachen zu speisen.

Nach der Tafel stellte sich die Tante schläfrig, warf sich auf ein Bett und schloß die Augen. Jetzt ward der Baron so unverschämt, daß er mir anmuthete, mich zu entkleiden und seine Dienste dabei anzunehmen. Er legte wirklich schon Hand an; ich sprang aber, darauf gefaßt, zur Thür hinaus, stürzte mich in eine anstoßende offene Kammer und riegelte hinter mir zu. Der Nichtswürdige verfolgte mich vergebens; ich war schon in Sicherheit. Er stand bittend und drohend vor der Thür. Lassen Sie mich ungequält! rief ich ihm zu: Ich will mich lieber aus dem Fenster hinabstürzen, als in Ihre Gesellschaft zurückkehren. — Er holte die Tante. Beide belagerten mich nun und versuchten gemeinschaftlich, die Thür zu erbrechen. Sie wagten aber nicht, viel Lärm zu machen, und zogen end-

lich, nachdem sie mich eine Stunde lang zur Rückkehr aufgefordert und durch's Schlüsselloch abwechselnd gelobt und geschimpft hatten, in ihr Zimmer zurück.

Hier begann ein heftiger Wortwechsel. Der Baron sagte: ich sey eine spröde Närrin und der Mühe nicht werth, die er sich meinetwegen gegeben habe; er möge mich nicht mehr sehen und reise noch in dieser Nacht zurück. — Das können Sie thun, antwortete die Tante. Sie werden aber belieben, die Hälfte des Reisegeldes herauszugeben, das Sie von Walding erhalten haben. — Er lachte laut und schwor entsetzlich, sie habe keinen Anspruch daran. — Jetzt mochte den bösen Leuten einfallen, daß ich sie behorchen könnte; sie fingen an, leiser zu zanken. Endlich ward Friede, ich hörte Geld zählen; der Baron trat, als der Morgen graute, an meine Kammer, rief mir ein spöttisches Lebewohl zu und ging mit Hohngelächter die Treppe hinab.

Die Tante lockte mich nun mit schmeichelnden Worten aus meinem Schlupfwinkel. Sie nannte den Baron einen Bösewicht, lobte meine Flucht, betheuerte mit den schrecklichsten Eidschwüren: sie sey an allen diesen Vorfällen nicht Schuld; er habe sie selbst durch falsche Briefe betrogen und ihr dieß erst jetzt beim Abschiede gestanden. Kurz, sie erzählte mir mit geläufiger Zunge ein langes, verwickeltes Mährchen, das mich ganz irre machte; ich wußte nicht, was ich davon glauben oder nicht glauben sollte. Tante! — rief ich in der höchsten Verzweiflung und warf mich vor ihr nieder — ich beschwöre sie bei dem Allwissenden, sagen Sie mir die Wahrheit: wo ist Walding? In Wien, antwortete sie. — Ich erstaunte, ich widersprach, ich sagte ihr ins Angesicht: sie hintergehe mich; aber sie blieb dabei und täuschte mich durch neue Fabeln von aufgefangenen und unterschlagenen Briefen, wodurch ihr Vorgeben

einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhielt. Mir Armen blieb am Ende nichts übrig, als blinder Glaube, und ich bequemte mich um so leichter zur Reise nach Wien, da ich mich auf diesem Wege vor dem Baron sicher hielt, weil ich aus seinem Munde gehört hatte, daß er zurückreise.

Achtzehntes Kapitel.

Auftritt eines Afterarztes, dem ein Strich durch seine Rechnung gemacht wird.

Karolinens Erzählung ward durch die Ankunft eines Arztes unterbrochen, der wie ein Marktschreier aussah und sich wie ein Marktschreier betrug. Er war eine baumlange, groteske Figur, und donnerte uns gleich bei Oeffnung der Thür so an, daß wir über den betäubenden Schall seines Grußes erschracken. Dann trat er mit Riesenschritten ans Bett, untersuchte kopfschüttelnd den Puls der Kranken und erklärte mit einem Schwall von griechischen und lateinischen Worten ihren Zustand für tödtlich.

„Ich war sehr krank," sagte Karoline mit ruhigem Lächeln: „Doch jetzt bin ich's nicht mehr. Hier steht der Arzt, der mich heilte." — Sie reichte und drückte mir bei diesen Worten die Hand. Der Charlatan glotzte mich an und begann ein gelehrtes Examen: wie ich die Krankheit benenne und welche Mittel ich dagegen verordnet habe. Ich gestand meine Unwissenheit in seiner Kunst. Lassen Sie uns aber, sagte ich, der Kranken glauben, daß sie sich besser befindet. Wir könnten uns ohnedem zu einer weitaussehenden Kur keine Zeit nehmen, weil wir schon morgen von Wien wieder abreisen. —

Als der Ehrenmann sah, daß hier kein langer Goldfaden zu spinnen war, fand er selbst, nach wiederholter Untersuchung des Pulses, die Krankheit nicht mehr wichtig. Er verschrieb eine stärkende Arzenei und zog eben so lärmend ab, als er gekommen war. Ich hatte zu seiner Wissenschaft so wenig Vertrauen, daß ich von seinem Rezepte keinen Gebrauch machen wollte. Doch bediente ich mich dessen zur Abführung der alten Frau, die uns den Quacksalber gebracht hatte. Ich schickte sie — weil wir in ihrer Gegenwart kein vertrautes Wort sprechen konnten — in die Apotheke.

Neunzehntes Kapitel.

Was Karolinen in Wien begegnete.

Das medicinische Intermezzo hatte uns aufgeheitert und Karoline fuhr lebhafter als vorher in ihrer Erzählung fort.

Als wir in Wien angekommen und in einem Gasthofe abgetreten waren, ging die Tante kurz nachher aus. Ich will nun doch sehen, sagte sie, wo ich unsern Herrn Walding finde. — Wissen Sie denn seine Wohnung nicht? fragte ich bestürzt. — Nein, antwortete sie, die hat mir Bolda nicht gesagt. Laß dir aber nicht bange seyn, ich werde unsern Freund gewiß auskundschaften — Mit diesem Trostspruch hielt sie mich acht Tage lang hin und durchlief indessen täglich die Stadt. Was sie gesucht hatte, das lehrte die Folge.

Eines Abends kam sie mit einer äußerst verdrießlichen Miene — die aber blos eine Maske war — von ihrer gewöhnlichen Wanderung zurück. Da bin ich nun eine

Woche lang, sagte sie, wie der ewige Jude herumgezogen, hab' in allen Wirthshäusern nach Walding gefragt und ihn nirgends gefunden. Er wird wahrscheinlich an andern Orten durch Geschäfte aufgehalten und kommt vielleicht erst in einigen Wochen. Indessen verzehrten wir unser Hab' und Gut in diesem theuern Gasthofe. Wir hätten uns längst nach einer wohlfeilern Wohnung in einem Privathause umsehen sollen. Doch — spät klug ist besser, als nie. Ich habe zufälliger Weise mit einer guten, ehrlichen Frau Bekanntschaft gemacht, die uns ein kleines, niedliches Zimmerchen für eine billige Miethe überlassen will. Das, dächte ich, bezögen wir morgen. Wir sind Waldingen, der am Ende doch für uns bezahlen muß, dieses Ersparniß schuldig; denn das Geld regnet ihm doch auch nicht vom Himmel. —

So sprach die arglistige Frau, und ich war es sehr gern zufrieden, das geräuschvolle Hotel, wo wir wohnten, zu verlassen. Wir zogen hier ein; aber Frau Immergrün — so heißt meine Wirthin — mißfiel mir, sobald ich sie sah. Sie starrte mich gleich bei unserer Ankunft so unbescheiden an und überlief meine ganze Gestalt mit so gierigen und forschenden Blicken, daß ich die Augen niederschlagen mußte. Wir fanden zwei junge Frauenzimmer bei ihr, die sie für ihre Nichten ausgab. Sie waren unsittlich gekleidet, führten freche Gespräche und brachen alle Augenblicke in ein schmetterndes Gelächter, als ob sie betrunken wären. Ich konnte mich, so vertraut sie sich auch an mich drängten, nicht mit ihnen unterhalten, und vermochte kaum meiner Abneigung, die ich gegen sie empfand, ein trocknes Ja oder Nein abzuzwingen. Aus Rache fingen sie nun an, sich über mich lustig zu machen. Sie flüsterten einander,

mit Seitenblicken auf mich, ins Ohr und lachten dazu aus voller Kehle. Ich saß wie auf Kohlen.

Bald darauf kamen zwei junge Männer, die uns als Freunde vom Hause vorgestellt wurden. Man sah es an ihrem freien und ungezwungenen Betragen, daß sie nicht zum ersten Mal da waren. Es fehlte nicht viel, so hätten sie die Hüte auf den Köpfen behalten. Aber einige Augenwinke, die ihnen Frau Immergrün, mit verstohlener Deutung auf mich, zuwarf, machten sie höflicher. Sie sagten mir in einem unerträglich windigen und faden Tone viel Süßigkeiten, und die sogenannten Nichten lachten ganz ausgelassen dazwischen.

Mein Herz war in dieser sittenlosen Gesellschaft so gepreßt, daß ich auf meinem Stuhle nicht länger aushalten konnte. Ich führte die Tante bei Seite und sagte leise: Lassen Sie uns Abschied nehmen und in unser Zimmer gehen. — Da sind wir ja schon, antwortete sie: das ist unser Zimmer. — Wie? — fragte ich — mit diesen Leuten wollen wir zusammenwohnen? — Sie erwiederte mit Achselzucken: wir müßten uns einschränken. — Das wollen wir, sprach ich; aber hier bleib' ich nicht. Ich möchte lieber todt seyn, als unter diesen Menschen leben. — Sie versprach Abänderung und raunte der Wirthin einige Worte ins Ohr. Diese wisperte dann ihren Nichten etwas Heimliches zu und bald darauf empfahlen sich die kecken Dirnen sammt den Freunden des Hauses. Frau Immergrün beklagte nun in einem heuchlerischen Tone, daß wir gerade ein so wildes Völkchen bei ihr gefunden hätten. Sie werde dafür sorgen, setzte sie hinzu, daß wir durch diese Lärmgeister künftig nicht wieder in unserer Bequemlichkeit gestört würden. Hierauf ging sie in ihre Kammer und überließ uns die Stube zum freien Gebrauch.

Am folgenden Morgen wanderte die Tante unter ihrem gewöhnlichen Vorwand wieder aus und Madam Immergrün begleitete sie. Indessen hatte ich einen wunderlichen Besuch, der mir damals eben so ärgerlich war, als er mir jetzt lächerlich ist.

Ich hörte Jemanden die Treppe heraufkeuchen und husten. Bald darauf klopfte es an. Ich öffnete die Thür und fand draußen einen kleinen, alten Herrn, der mit freundlich blinzelnden Augen nach Madam Immergrün fragte. Ich sagte ihm, sie sey nicht zu Hause. Er bat um Erlaubniß, sie hier erwarten zu dürfen. Das war mir unangenehm; ich mußte ihn aber aus Höflichkeit hereinnöthigen.

Seine Gestalt war mir im dunkeln Vorsaal eben nicht aufgefallen; als ich sie aber jetzt bei hellem Tageslicht sah, konnte ich mich kaum des Lachens enthalten. Er war so hager, so spindelbeinig und eingeschrumpft, daß er einer verhungerten Heuschrecke glich. Uebrigens schien er, nach seiner steifen Hofkleidung und den Diamanten an seinen Fingern zu urtheilen, ein vornehmer und reicher Mann. Ich bot ihm einen Stuhl und setzte mich so weit als möglich von ihm. Er mochte sehr kurzsichtig seyn; denn er beäugelte mich, so oft ich auf mein Strickzeug niedersah, durch ein Fernglas.

Sein schlimmer Kirchhofshusten hinderte ihn lange am Sprechen; doch nach und nach bröckelte er einige Schmeicheleien und Muthwilligkeiten heraus, die mit seiner skelettförmigen Jammergestalt einen widrigen Contrast machten. Ich antwortete ihm wenig und kalt; er ward aber immer schalkhafter und hustete endlich sogar eine Liebeserklärung hervor. Schweigend stand ich auf und wollte *ihn allein* lassen; doch, indem ich nach der Thür ging,

lagerte er sich mir mit einem Fußfall in den Weg. Jetzt war es mir unmöglich, dem alten Gecken nicht ins Gesicht zu lachen. Er nahm diesen Ausbruch der herzlichen Verachtung, die ich gegen ihn empfand, für gute, gefällige Laune, war äußerst entzückt darüber und drückte mir eine Geldbörse in die Hand. Ich warf sie ihm vor die Füße. Er hob sie, ohne diese schimpfliche Zurückgabe übel zu nehmen, von der Erde wieder auf, verfolgte mich damit aus einem Winkel in den andern, und am Ende versuchte der matte Schwächling sogar, mich festzuhalten und Liebkosungen zu erzwingen.

Da bei dem alten Thoren keine vernünftige Vorstellung Eingang fand, mußte ich Gewalt mit Gewalt vertreiben. Ich stieß ihn mit mäßiger Kraft von mir hinweg; er taumelte wie ein fallender Kegel rücklings an die Thür; sie sprang auf, und er setzte sich draußen so nachdrücklich auf die Dielen, daß er die Beine emporstreckte. Ich zog geschwind die Thür zu und verschloß sie.

Er brauchte, jämmerlich stöhnend, viel Zeit, sich auf die Beine zu helfen. Sobald er es aber so weit gebracht hatte, klopfte er bescheiden an, ersuchte mich in den höflichsten Ausdrücken, ihn wieder herein zu lassen, und versprach, sich frömmer aufzuführen. Ich antwortete nicht. Er flehte wohl eine Stunde lang und bat endlich um seinen in der Stube zurückgelassenen Hut. — Ihren Hut sollen Sie haben, rief ich; entfernen Sie sich aber erst zwanzig Schritte weit! — Er gehorchte und schlich fort. Als ich ihn an der Treppe husten hörte, öffnete ich ein wenig die Thür und legte den Hut säuberlich hinaus. Jetzt kam der Verwiesene aus Leibeskräften gelaufen, um ins Zimmer zu dringen; aber meine Festung war schon wieder geschlossen.

Er hob endlich nach vielen neuen Kapitulationsanträgen die Belagerung auf und ging murrend von dannen.

Als ich der Wirthin dieſen Vorfall erzählte, verläugnete ſie den alten Buhler und behauptete mit einer natürlich ſcheinenden Befremdung: ſie kenne keine ſolche Figur, wie ich ihr beſchrieben habe. Aber die Tante, welche ſich bei meiner Erzählung gegenwärtig befand, war weniger Meiſter ihrer Mienen, und verrieth durch deren Wechſel ſehr deutlich, daß der graue Sünder nicht ohne ihr Vorwiſſen gekommen war. Die verſchmähte Börſe jagte ihr eine zornige Röthe ins Geſicht, und ſie gab mir über mein Verfahren einen heftigen Verweis. Das heiße, ſagte ſie, den Beiſtand des Himmels verachten, der uns, aus Erbarmen über unſere gegenwärtige Verlaſſenheit und Armuth, einen Retter geſandt habe. —

Dieſe ruchloſe Rede wandte vollends mein Gemüth von der Tante ganz ab. Ich fühlte eine unbeſchreibliche Scheu gegen ſie, und konnte mich in der Folge kaum überwinden, die nöthigſten Worte mit ihr zu wechſeln. Sie ſetzte ihr vergebliches Forſchen nach Ihnen, mein theurer Freund, täglich fort; ich gab ihr aber, wenn ſie davon ſprach, keine Antwort mehr. Ich war feſt überzeugt, daß ſie mit lauter Unwahrheiten umging, und mich blos deßwegen in ein fernes Land gelockt hatte, um mit meiner Jugend und Geſtalt einen ſchändlichen und ungeſtörten Wucher zu treiben.

Mich beſchäftigten nun bei Tag und Nacht mancherlei Entwürfe, wie ich ihren Feſſeln entfliehen wollte. Aber die beiden Bundesfreundinnen hielten mich von der Stunde an, da ich der Tante mit unverſchleiertem Kaltſinn begegnete, unter ſtrenger Aufſicht und ließen mich keinen Augenblick allein. Sie gingen nicht mehr, wie zuvor, miteinan-

der aus, sondern eine von beiden blieb immer als meine Wächterin zu Hause.

Als einst Frau Immergrün an der Reihe war, mich zu beobachten, erschien ein Läufer und meldete bei ihr einen Grafen, dessen Namen ich vergessen habe. Sie stellte sich überrascht; mir ward aber auf einmal deutlich und klar, warum sie den ganzen Tag unter verschiedenen scherzhaften und listigen Vorwänden in mich gedrungen hatte, mich besser als gewöhnlich zu kleiden. Ich wollte dem vornehmen Besuch aus dem Wege gehen; allein sie ließ mich nicht fort, und indem ich noch darüber mit ihr stritt, hörte ich draußen ein Getöse, als ob keuchende Lastträger ein schweres Frachtstück mühsam herbeischleppten und vor der Thür niedersetzten. Sie ward plötzlich geöffnet und ich sah mit Verwunderung, daß mich mein Ohr wenig getäuscht hatte. Zwei riesenmäßige Heiducken brachten auf einem Tragsessel den angemeldeten Grafen, der ein Mann von ungefähr sechzig Jahren schien und so ungeheuer dick war, daß er sich aus eigener Kraft so wenig von einer Stelle zur andern bewegen konnte, als ob er gar keine Beine gehabt hätte. Er ward in die Stube hineintransportirt, und schon während dieser Reise lächelte mir sein purpurnes Vollmondsgesicht.

Als die Heiducken abgetreten waren und Frau Immergrün nach Seiner Excellenz hohem Befinden sattsam gefragt hatte, machte er ihr mit einer trägen, seltsamen Stimme, die wie Fett über dem Feuer kreischte, das Kompliment: ihre Wohnung gleiche dem Himmel; man finde immer Engel darin. Er streckte dabei seine bleiernen Arme mühselig aus und angelte nach mir; ich trat aber so weit zurück, als der Raum des Zimmers erlaubte. Ei, sieh doch, du Engelchen! rief er, hast du auch Flügel? — D.

ziere dich doch nicht! Komm her und setz' dich auf meinen Schooß! — Ich stand mit abgewandtem Gesichte wie eine taube Bildsäule. Er befahl jetzt der Wirthin, mich zu ihm zu bringen. Sie war sogleich bereit; doch wollte sie der Sache das Ansehen eines Scherzes geben, und lief mit dem Geberdenspiel der Kinder, die sich haschen, auf mich zu. Ich war mit zwei Sprüngen an der Thür, konnte aber nicht hinaus, weil sich wahrscheinlich die dazu abgerichteten Heiducken dagegen gestemmt hatten. Nun entstand eine Jagd um den Sessel des Grafen herum. Er wollte dabei kein müßiger Zuschauer seyn und griff hochselbst nach mir, wenn ich bei ihm vorbeiflog. Ich wich ihm einige Mal aus, bis er sich endlich mit der größten Anstrengung halb sitzend, halb stehend in seiner Sänfte so weit vorbeugte, daß es ihm gelang, mich am Rocke zu fassen. Doch diesem kleinen Siege folgte eine große Niederlage; denn ich nahm fliehend alle meine Kräfte zusammen, und riß so die unbehülfliche Excellenz, die ihre Beute nicht fahren lassen wollte, von ihrem Throne herunter. Sie fiel die Länge lang wie ein voller Sack auf den Fußboden; die Heiducken traten herein; ich sprang hinaus, eilte die Treppe hinunter und wartete in der Nähe, bis ich den Grafen wieder in seinen vor der Thür stehenden Wagen heben und abführen sah.

In den ersten Augenblicken, da ich mich in Freiheit befand, war ich entschlossen, aus der Stadt zu fliehen; aber meine leichte, häusliche Kleidung, die der Graf ganz in Unordnung gebracht hatte, machte mir dies unmöglich. Ich ging also in's Haus zurück und überwarf mich heftig mit der Wirthin, die es gar nicht begreifen konnte, daß ich so wenig Spaß verstehe. Der Graf, sagte sie, sey *ein großmüthiger* Herr, dessen Bekanntschaft von andern

vernünftigen Frauenzimmern eifrig gesucht werde. In diesem Tone schwatzte sie lange fort, und gab sich die größte Mühe, mich zu bekehren.

Gegen die Tante verlor ich über diesen Vorfall kein Wort. Ich wußte voraus, daß ich mir keine Hülfe von ihr zu versprechen hatte. Sie stellte sich, als ob ihr von dem gräflichen Besuche nichts bekannt sey. Doch hatte sie gewiß den alten Lüstling für mich geworben; denn ihr ungewöhnliches Schmollen verrieth, daß durch meinen Widerstand ein Finanzplan gescheitert war.

An einem der nächsten Abende, da Madam Immergrün wieder bei mir die Wache hatte, kam eine Weibsgestalt, die eine sehr tiefe Haube und lange Enveloppe trug, bei ihr zum Besuch. Sie umarmten und küßten sich, wie vertraute Freundinnen. Die fremde Dame nahte sich dann auch mir, und wollte mich ebenfalls mit einem Kusse beehren. Ich stutzte, blickte sie scharf an, und sieh, da guckte das Affengesicht des kleinen, alten Knochenmännchens, das ein paar Tage zuvor die Thür mit seinem Rücken aufmachte, aus Nesseltuch und Spitzen hervor.

Ich schrie bei dieser Entdeckung laut auf und wies den angebotenen bärtigen Kuß zurück. Das häßliche Mannweib drang sich immer von Neuem auf, und Madam Immergrün nannte es einfältige Ziererei, daß ich mich von einer frommen, ehrlichen Wittwe nicht küssen lasse. — So wollte sie mich mit aller Gewalt blind machen. Wäre es aber auch dem Vermummten gelungen, mein Auge zu hintergehen, so hätte ihn doch sein ausgezeichneter Katharr, der sich jetzt äußerst heftig einstellte, dem Ohre verrathen. Ich glaubte, der schwindsüchtige Greis würde seine Seele aushusten und das tragikomische Schicksal erfahren, in Frauenkleidern zu verscheiden.

Selbst der Wirthin ward bange, eine Leiche in ihre Stube zu bekommen. Sie klopfte ihm, wie man Kinderhusten zu stillen pflegt, in den Rücken, und in demselben Augenblicke klopfte auch eine unbescheidene Hand mit Macht an die Thür.

Ich öffnete sie furchtsam. Zwei sehr junge Männer — die, wie ich nachher erfuhr, reiche Edelleute waren, sausten herein, und machten sich sogleich mit lautem Gelächter das Geschäft, dem hustenden Patienten aus Leibeskräften auf dem Rücken zu trommeln. Madam Immergrün hatte Mühe, sie abzuwehren. — Wer ist denn die alte Katze, die hier verenden will? rief einer von ihnen, und riß das Tuch, welches sich der Huster vor's Gesicht hielt, hinweg. Im Nu brachen beide in ein betäubendes Gelächter und Verwunderungsflüche aus. Kurz, sie kannten das verkleidete Männlein und nahmen es mit jugendlichem Uebermuth auf die ungezogenste Weise in die Klopfe. Der kraftlose Alte konnte sich nicht vertheidigen, und sie spielten so förmlich Fangeball mit ihm, daß er mich dauerte.

Nach einigen Minuten waren sie dieses rohen Vergnügens überdrüssig, und nun kam ich an die Reihe, von ihnen geneckt zu werden. Sie behandelten mich mit den frechsten Worten und Geberden, wie eine öffentliche Buhldirne. Ich entfloh aber ihren Händen und lief die Treppe hinab. Sie eilten mir nach und holten mich auf der Hausflur ein. Ich schrie um Hülfe.

Schnell ging eine Thür auf, und es trat ein starker, rüstiger Mann, mit einem Lichte in der Hand, heraus. Was gibt's hier für Unfug? fragte er mit einer gewaltigen Stimme. Die Gecken erschracken und ließen mich los. *Ich eilte hin* zu ihm und sagte: Mein Herr, ich bitte um

Ihren Schutz! Ich werde von ungesitteten Menschen gemißhandelt. —

Euch soll der Donner auf den Kopf schlagen! rief er, indem er mich hastig in seine Stube führte und nach einem Stocke griff. Damit bewaffnet, rannte er wieder hinaus; aber meine Verfolger hielten ihm nicht Stand, sondern stolperten über Hals und Kopf die Treppe hinauf.

Er kam lachend zurück. Das sind rechte Helden! sprach er. Ich kenne dergleichen Windbeutel schon! Gegen wehrlose Weiber haben sie Löwenmuth; wenn ihnen aber nur ein halber Mann einen Stock zeigt, so laufen sie davor, wie ihre Brüder, die Hasen, vor einer Trommel. — Er wandte sich hierauf zu mir: Sie sind gewiß das Frauenzimmerchen, das oben bei Madam Immergrün wohnt. Ei, ei! wenn Sie eine ordentliche Person sind, so haben Sie sich übel gebettet. Die alte Sybille ist für junge unschuldige Seelen eine gefährliche Frau. Aber in diesem Hause darf sie mir von Stund' an ihre heillose Wirthschaft nicht länger treiben. Ich will noch heute darüber ein Wort mit ihr sprechen, das Hand und Fuß haben soll. — So eiferte der ehrliche Mann noch ein Weilchen fort und sagte zuletzt mit einer gewissen Würde: Ich bin der Hausmeister, und es ist meine Pflicht und Schuldigkeit, auf Zucht und Ordnung zu sehen. —

Bald darauf hörten wir die wilden Gesellen von oben herabkommen. Sie polterten und lärmten ganz ausgelassen auf der Treppe. Mir ward bange, daß sie in des Hausmeisters Wohnstube eindringen möchten, und ich äußerte diese Besorgniß gegen ihn. Sie sollen's nur wagen! rief er und hob drohend seinen Stock: Ich will sie mit meiner spanischen Laterne wacker nach Hause leuchten! — Wer Seiner Majestät, dem Kaiser, als Kürassier ge-

dient und sich mit Preußen, Türken und Franzosen herumgeschlagen hat, der fürchtet sich, wahrlich! vor solchen Milchbärten nicht! —

Indem er so sprach und dabei sein dickes spanisches Rohr wie einen Säbel schwenkte, thaten die muthigen Herren einige donnernde Fußstöße gegen die Thür. Der Hausmeister stürzte hinaus. Die Helden flohen. Er verfolgte sie auf die Gasse und arbeitete so tapfer auf ihren Rücken, daß ich die Klappse, die er austheilte, in der Stube hörte. Als er nach einigen Minuten mit funkelnden Augen zurück kam, erzählte er: es wären auf die Enveloppe einer alten Dame, welche die Flüchtlinge in ihrer Mitte gehabt und mit sich fortgeschleppt hätten, auch verschiedene Hiebe gefallen. Ich erklärte ihm, daß diese weibliche Maske ein Mann gewesen sey. Nun desto besser! sagte er. So waren meine Schläge um so weniger verloren! —

Er begleitete mich jetzt hinauf in meine Wohnung und las der Wirthin in seiner soldatischen Kraftsprache ein langes moralisches Kapitel, wobei er ihr seine spanische Laterne zuweilen sehr nahe vor's Gesicht hielt, um seinen Vortrag einleuchtend zu machen. Madam Immergrün suchte sich Anfangs so gut als möglich weiß zu brennen, kroch aber nach und nach demüthig zu Kreuze und versprach mit Mund und Hand, daß ich keine weitern Unannehmlichkeiten erfahren sollte.

Dieß verbot ohnedieß meine Krankheit, die am folgenden Tage ausbrach und mir als Schutzmittel gegen buhlerische Anfechtungen willkommen war. Desto ungerner mochte die Tante das Roth meiner Wangen verbleichen und alle die goldenen Berge, die sie sich davon versprochen *hatte, vor ihren Augen* versinken sehen. Dieß bewirkte

vermuthlich ihre Entschließung, mich zu verlassen. Seit acht Tagen ist sie fort und mit ihr alles, was ich besaß. Ich nahm, von ihr überredet, zwei schwere Koffer auf die Reise mit; diese hatte sie, indem ich schlief, völlig ausgeräumt, und als ich erwachte, war sie verschwunden. —

Meine täglichen Kleider, die sie mir aus Großmuth oder weil sie ihr des Fortschaffens nicht werth schienen, gelassen hatte, nahm Madam Immergrün sogleich für die Zimmermiethe in Beschlag, und drohte mir, mich ins öffentliche Krankenhaus bringen zu lassen. Ich bat Gott um meinen Tod und enthielt mich die letztern Tage jeder Nahrung, um desto schneller zu sterben. Die Wirthin ließ sich mein Fasten gern gefallen und bot mir keinen Bissen Brod an.

Zwanzigstes Kapitel.

Rückkehr zur Heimath und Hochzeit.

Karoline war eben am Schluß ihrer Erzählung, als Madam Immergrün mit der Schüchternheit eines bösen Gewissens aus der Apotheke zurückkam. Sie mochte sich wohl vorstellen, daß wir indessen von ihren löblichen Thaten gesprochen hatten. Ich verhehlte ihr das auch nicht und erklärte ihr, daß sie sich dadurch der von mir in den Zeitungen ausgesetzten Belohnung verlustig gemacht habe. Sie verstummte vor Schrecken und enthielt sich aller losen Worte, die ich erwartete. Dieß bewog mich, freigebiger gegen sie zu seyn, als ich vorher Willens war, und wir schieden friedlich von einander.

Nach wenigen Tagen blühten wieder Rosen auf Karo-

linens Wangen; wir flogen unserer Heimath zu und schlossen bald darauf am Traualtare den Bund unserer Herzen.

So glücklich endigte sich noch diese Entführungsgeschichte, zu der ich selbst durch einen übereilten Freundschaftsverein und fortgesetzten Umgang mit einem bösartigen Menschen den Grund gelegt hatte. Sie kann in dieser Rücksicht der lieben, leichtgläubigen Jugend, die ihr Herz dem ersten dem besten Schwätzer Preis gibt und ihn zum Vertrauten ihrer Geheimnisse macht, zur Warnung dienen. Doch will ich dem jungen Leser eben nicht rathen, aus meiner Erzählung die Lehre zu folgern: daß es wohl gethan sey, sich ein Blumenmädchen oder sonst ein aufgefundenes Kind zur Gattin zu erziehen. Dieser Versuch möchte wohl unter tausend Fällen nicht Ein Mal so gut als der meinige ausschlagen.

Als wir ungefähr ein Jahr verheirathet waren, schrieb uns Frau von Ralf aus einem Dorfe bei Wien einen kläglichen Brief und bat um Pardon. Wir antworteten ihr aber nicht. Seitdem haben wir gehört, daß sie sich wieder in die Stadt gewendet und eine lustige Wirthschaft, die man nicht gern beim rechten Namen nennt, angelegt hat. Sie soll sich ungemein wohl dabei befinden, und das ist bei den Talenten, die sie zu dergleichen Geschäften besitzt, sehr glaublich.

Bolda treibt in einem dunkeln Winkel von Deutschland schriftstellerische Kaperei. Er stümpert nämlich Romane, Schwänke und so weiter zusammen, und schickt sie unter dem Namen anderer Schriftsteller, die schon einen gewissen *Ruf haben*, in die Welt. Der schamlose Namendieb will

aber nicht gern heißen, was er iſt, und braucht deßhalb den ſchlauen Kunſtgriff, die Taufnamen der von ihm verunehrten Schriftſteller ein wenig zu verändern. Dieß thut jedoch, weil die meiſten Bücherkäufer dieſen Umſtand überſehen, ſeiner Schofelfabrik keinen Abbruch. Es iſt ihm ſchon gelungen, daß ſeine elenden Machwerke eine zweite Auflage erlebten, weil man ſie für ächte Produkte derjenigen Schriftſteller hielt, deren Namen er geraubt und geſchändet hatte. Man hüte ſich alſo vor dieſem literariſchen Winkelmünzer, der bis dieſe Stunde noch fortfährt, ſeine Kupferſchlacken für Gold auszuprägen und mit falſchen Ueberſchriften unter die Leute zu bringen.

Die Zeugen.

Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts machte der Tod die liebenswürdige Gräfin Ludomilla von Bogen (die damals für die Venus des Landes Baiern galt) im achtzehnten Sommer ihres Lebens zur Wittwe. Er that ihr damit keinen so angenehmen Dienst, als er vielleicht manchen andern Damen erweisen mag, die mit ihrem Gatten einen ewigen Krieg führen, doch dabei so gutherzig sind, ihm den Frieden des Grabes zu wünschen. Ludomilla hatte ihren Gemahl, mit dem sie nur wenige Monate verbunden gewesen war, treu und herzlich geliebt, und schien über seinen frühen Verlust untröstlich. Dennoch schmeichelten sich viele Ritter, die dem Grafen den Besitz seines reizenden Weibes beneidet hatten, mit der Hoffnung, an seine Stelle zu treten.

Allein die junge Wittwe ließ alle Seufzer um Gegenliebe vergebens in den Wind verhauchen, und fertigte die sämmtlichen Freier mit der höflichen Antwort ab, daß sie ihrem unvergeßlichen Gemahl noch im Tode treu bleiben wolle. Dieß war im Laufe des Trauerjahres ihr aufrichtiger Ernst. Doch die Zeit, die dergleichen heroische *Entschlüsse* gewöhnlich abändert, that es auch bei ihr. Sie

verlor nach und nach die Luft, ihre Jugend in ungeselliger Einsamkeit zu vertrauern, und wünschte sich wieder einen wackern Gatten, um der Welt und ihren Freuden mit Anstand genießen zu können. Denn die Sitte jener Zeit gebot den Wittwen die strengste Eingezogenheit, und schränkte sie, wenn ihnen böser Leumund nicht gleichgültig war, fast ganz auf den Umgang mit ehrbaren Matronen ein.

Die Sinnesänderung der schönen Ludomilla ward bald bekannt, und ihre Verehrer wagten sich wieder mit neuen Bewerbungen heran; es blieb aber bei dem vorigen Bescheide, weil alle diese Herren zum niedern Adel gehörten, und die Gräfin gesonnen war, auf der Rangleiter nicht abwärts, sondern höher zu steigen.

Hierzu öffnete sich ihr eine glänzende Aussicht. Der Herzog von Baiern ward von ihrer Schönheit gefesselt und huldigte ihr durch eine förmliche Liebeserklärung. Dieser Sieg freute sie mehr, als sie es gestand. Sie übereilte sich nicht mit einer günstigen Antwort. Zu stolz, einen gewöhnlichen Roman zu spielen, faßte sie sogleich den Vorsatz, die Saiten so hoch als möglich zu spannen, und dem Herzog keinen Kuß zu erlauben, wenn er ihn nicht durch ihre Erhebung zu seiner rechtmäßigen Gemahlin erkaufte. Wie haben sich Sitten und Zeiten geändert! Alles in der Welt ist jetzt theurer als damals, nur die Küsse sind wohlfeiler geworden.

Ludewig mochte wohl nicht Willens seyn, eine flüchtige Schäferstunde um einen so hohen Preis zu kaufen. Er ließ sich wenigstens kein Wort davon verlauten, sondern drang nur immer mit verliebter Heftigkeit darauf, ihm einen Besuch unter vier Augen zu gestatten. Ludomilla

weigerte sich lange; doch endlich gab sie nach und bestimmte ihm Tag und Stunde.

Ludewig kam und erschöpfte den ganzen Sprachschatz der Zärtlichkeit, ohne dadurch die kleinste Gunst zu gewinnen. Die Gräfin setzte standhaft der Gluth seiner Liebe die Kälte der Tugend entgegen. Da er nun sah, daß mit leeren Schmeicheleien nichts auszurichten war, so griff er nach der alten Schlinge, die von wollüstigen Verführern nur zu oft mit Erfolg gebraucht wird; er trug sich nämlich mit künstlichen, auf Schrauben gestellten Worten der Gräfin zum Gemahl an.

„Ihr erzeigt mir viel Ehre," antwortete sie. „Doch ist es in der That die einzige Bedingung, unter der ich Liebe mit Liebe vergelten kann und will. — Werdet ihr aber auch halten, was Ihr mir eben jetzt vor Zeugen versprochen habt?" —

„Vor Zeugen?" — entgegnete der Herzog mit Befremdung. „Wo sind die Zeugen?"

„Dort stehen sie!" sagte die Gräfin lächelnd, und wies auf eine spanische Wand, worauf drei Ritter in Lebensgröße gemalt waren.

Ludewigs Herz war leichter. Er belachte den Scherz, und hielt es für gefahrlos, ihn fortzusetzen. „Edle Ritter," sprach er, und wandte sich mit komischem Ernst zu den Gemälden — „ich nehme euch hiermit feierlich zu Zeugen, daß ich die schöne Gräfin von Bogen zur Herzogin von Baiern erkläre." —

Er hatte kaum diese Worte gesprochen, da ward es hinter dem Schirme lebendig, und die leibhaften Originale der darauf abgebildeten geharnischten Männer traten ernst und schweigend hervor. — Es waren nahe Verwandte der *Gräfin*. Sie selbst hatte — der Lockung durch ein Ehe-

verſprechen im Voraus gewärtig — die Ritter in dieſem Hinterhalt verborgen, um mit ihrer Hülfe den Herzog in ſeinem eigenen Netz zu fangen.

Er ſtand einige Augenblicke beſtürzt, ſtarrte die ſtummen Zeugen an, und jeder Zug ſeines Geſichts ward an ihm zum Verräther, daß er ſich in den ihm gelegten Fallſtrick höchſt ungern verwickelt ſah. Aber drei mannhaften und ehrenwerthen Rittern gegenüber war kein Ausweg für ihn. Er las es auf ihrer Stirn, daß ſie nicht, wie man im gemeinen Leben zu ſagen pflegt, auf den Ohren geſeſſen hatten, und hielt es daher für rathſam, eine gute Miene zum böſen Spiele zu machen. „Ich hätte wohl Urſach," ſprach er mit ſteifer Freundlichkeit, „über die unerwartete Erſcheinung dieſer Herren einen gerechten Unwillen zu empfinden; aber ich will dieſen Auftritt nicht weiter rügen. Doch bitte ich, daß die Herzogin von Baiern in Zukunft weniger mißtrauiſch, als die Gräfin von Bogen ſey." —

Ein zärtlicher Blick der Geliebten zerſtreute ſeinen Unmuth, und nach kurzer Zeit erfolgte die verſprochene Vermählung.

Dieſe Anekdote iſt lehrreich. Es wäre nicht übel gethan, wenn junge Damen, die geheime Liebhaberbeſuche annehmen, eine ſpaniſche Wand in ihrem Zimmer aufſtellten. Die Herren würden dann aus Furcht vor horchenden Zeugen nicht mehr verſprechen, als ſie redlich halten wollen; und ſo bliebe wohl manche leichtgläubige Schöne vor zärtlich-dankbaren Uebereilungen bewahrt.

Die Erbschaft.

Dippold, ein Kaufmann von altem deutschen Schrot und Korn, war ein Muster von Redlichkeit. Er verschmähte die lockendsten Gelegenheiten, sich auf eine unrechtliche Art zu bereichern, und gab jedem, der in seinem Laden einsprach, volles Maaß und Gewicht. Diese kaufmännische Tugend rühmte man allgemein an ihm, und das erprobte Vertrauen auf seine strenge Rechtschaffenheit führte ihm oft mehr Kunden zu, als er befriedigen konnte. Auf diesem Wege ward er reich; denn es bewährte sich an ihm der Erfahrungssatz: daß derjenige Kaufmann am Meisten gewinnt, der sich mit den kleinsten und billigsten Vortheilen begnügt.

Als der wackere Dippold ungefähr dreißig Jahre lang Handelsgeschäfte getrieben und dabei sparsam gewirthschaftet hatte, war er Herr einer Tonne Goldes, und kein erwucherter oder erlisteter Pfennig befand sich darunter. Aber nun sehnte sich der edle Greis nach Ruhe. Die treue Gehülfin bei seinen Geschäften, sein braves Weib, war gestorben, und seine drei erwachsenen Töchter dünkten sich zu vornehm, im Waarengewölbe zu erscheinen und ihm *an die* Hand zu gehen. Sie zeigten sich lieber müßig am

Fenster oder empfingen die Huldigungen der jungen Herren, die ihnen und ihrer künftigen reichen Aussteuer den Hof machten. Es war stadtkundig, daß jede von ihnen baare zwanzigtausend Thaler zur Mitgift erhielt. Das sicherte sie denn — ungeachtet sie mehr häßlich als schön waren und auch ihre Gemüther nicht im besten Rufe standen — vor der Gefahr, im jungfräulichen Stande zu veralten. Sie kamen alle drei kurz nach einander unter die Haube. Der Vater zahlte seinen Schwiegersöhnen (die sämmtlich in der Stadt, wo er wohnte, als angesehene Kaufleute lebten) die bestimmte Mitgabe auf Einem Brete, und legte dann seinen Handel nieder.

Doch, an thätigen Verkehr und Umgang mit vielen Menschen gewöhnt, empfand er bald in seiner einsamen Wohnung den Druck der langen Weile, und suchte dagegen Schutz in den Häusern seiner Töchter. Er ging fleißig die Reihe herum und verlebte ganze Tage bei ihnen. Sie wetteiferten mit einander, ihn gut zu bewirthen.

Das gefiel ihm so wohl, daß er seiner jüngsten Tochter, die er am meisten liebte, den Vorschlag that, ihn zu ihrem täglichen Tischgenossen anzunehmen. Sie bezeigte über diesen Antrag vieles Vergnügen. Auch ihr Mann griff mit beiden Händen zu, ungeachtet er ein Knauser war und nicht gern einen Bissen Brod verschenkte. Das war aber auch hier nicht der Fall. Der Schwiegervater erbot sich von selbst zu einem beträchtlichen Kostgelde, und überdieß wußte man, daß er noch vierzigtausend Thaler in Kasse hatte, die man ja dem gutwilligen Alten nach und nach abschmeicheln konnte.

Seine beiden ältern Töchter erfuhren bald, was bei der jüngern im Werke war, und ihre Männer, die sich auch nicht gern einen Vortheil entgehen ließen, zitterten vor

der Möglichkeit, an der künftigen Erbschaft verkürzt zu werden. Sie drangen deßhalb in ihre Frauen, die gefährlichen Tischgänge des Vaters zur Schwester nicht zu einer eisernen Gewohnheit werden zu lassen, sondern sogleich, jedoch mit einer guten Art, dagegen Einspruch zu thun.

Die beiden Damen, die ihren Männern in diesem Punkte völlig Recht gaben, machten sich mit einander auf und erschienen im schwesterlichen Hause, als eben der Vater die erste Mahlzeit nach der neuen Einrichtung dort gehalten hatte. „Liebe Schwester," fingen sie an, „wir haben mit dir ein Hühnchen zu pflücken! Du willst, wie wir hören, den Vater ganz an dich fesseln und uns auf immer die Freude entziehen, ihn bisweilen an unserm Tische zu sehen. Ist das billig und recht? Haben wir nicht gleichen Theil an ihm? Soll die Stadt über uns den Kopf schütteln und uns nachsagen: wir liebten den Vater weniger als du, oder würden minder von ihm geliebt? Beides würde uns zur Schande gereichen. Daher wollen und müssen wir ihn dringend bitten, dich nicht so auffallend vor uns auszuzeichnen."

Die Angegriffene verantwortete sich. Es entstand ein lebhafter Wortwechsel, der den alten Herrn, über den die drei Grazien stritten, aus seinem Mittagsschlummer im Nebenzimmer weckte. Er horchte und ward gerührt; denn er hielt die Sprache des eigennützigen Neides für kindliche Liebe. Mit nassen Augen stand er auf und trat unter seine Töchter. Die ältern stürzten auf ihn zu, weinten in seinen Armen, klagten bitterlich über das ihnen zugefügte Leid, und spielten durchaus ihre Rolle so täuschend, daß sie ihre Absicht bei dem arglosen Greise völlig erreichten. „Beruhiget euch, meine Kinder!" sprach er. „Ihr seyd mir alle *gleich lieb und werth*! Um das euch und der Welt zu be-

weisen, will ich den Ueberrest meiner Lebenszeit unter euch gleich vertheilen und bei einer nach der andern eine Woche lang als zahlender Kostgänger an ihren Tisch gehen."

Das geschah; und die drei Schwestern bestrebten sich, ihm die köstlichsten Speisen, die er liebte, aufzutischen. Er nahm diese gute Behandlung hoch auf und erklärte einst bei einem frohen Familienfeste seine Zufriedenheit darüber. „Nur eins gefällt mir nicht," setzte er hinzu. „Es ist mir unangenehm, immer am Ende jeder Woche mein Kostgeld zu berichtigen; ich will daher morgen auf eine Weile vorausbezahlen." — Man hielt diese Rede für eine lustige Weinlaune; allein er machte Ernst, und übergab am folgenden Tage sein ganzes noch übriges Vermögen seinen Kindern, mit der Anweisung, sich darein zu theilen und ihn dafür bis an seinen Tod zu ernähren.

Man kann sich vorstellen, daß diese unerwartete Freigebigkeit mit den heitersten Gesichtern und den lebhaftesten Versicherungen gränzenloser Dankbarkeit aufgenommen ward. Die Leutchen hielten auch Anfangs Wort und verpflegten ihn mit der zärtlichsten Sorgfalt.

Aber bald änderte sich in allen drei Häusern das Wetter. Die Herren wurden kälter gegen ihn, weil er nichts mehr zu verschenken hatte; und die Damen, die sich von ihren Männern lenken ließen, fanden es ebenfalls für ihre Wirthschaftskasse zuträglicher, ihn mit gewöhnlicher Hausmannskost abzuspeisen. Man erlaubte sich von Tage zu Tage mehr Unfreundlichkeit und Beschränkungen gegen ihn. Er saß und stand seinen mißlaunigen Eidamen überall im Wege, und sie entfernten ihn endlich sogar dadurch von ihren Familientischen, daß sie, nach genommener Verabredung, alle zugleich anfingen, die Sitte der Engländer nachzuäffen und erst Nachmittags um fünf Uhr zur Tafel

zu gehen; denn sie wußten, daß sich der alte Mann nicht dazu bequemen würde, weil er seit beinahe siebenzig Jahren gewohnt war, nicht zu frühstücken, aber mit dem Schlage der zwölften Stunde sein Mittagsmahl zu genießen. Er that Vorstellungen gegen die lange Fasten, die man ihm auflegte; allein es erfolgte keine Abänderung. Es sey jetzt, hieß es, in großen Häusern allgemein Sitte, so spät zu essen; man würde sich daher durch Beibehaltung des alten Bocksbeutels * vor der feinen Welt lächerlich machen. „Doch, liebes Väterchen," setzten die Töchter schmeichelnd hinzu, „Sie sollen darunter nicht leiden; wir wollen Ihnen täglich um zwölf Uhr, oder wenn Sie sonst befehlen, Ihre Mahlzeit auftragen lassen." —

„Soll ich also wieder allein essen?" sagte der Greis mit Wehmuth.

Man zuckte die Achseln und blieb dabei, es lasse sich nicht anders einrichten.

„Nun, so muß ich mich darein fügen," sprach der Gekränkte. „Da ich mich aber nun einmal eurer Gesellschaft bei Tische nicht mehr erfreuen kann, so schickt mir künftig das Essen in meine Wohnung; denn es würde mir zu weh thun, in euern Häusern verlassen und stumm, wie ein Reisender in seinem Gasthofszimmer, zu speisen." —

Mit inniger Freude über die glücklich gelungene Entfernung des lästig gewordenen Kostgängers, ward sein Verlangen erfüllt und man versorgte ihn einige Wochen lang zu rechter Zeit mit anständigen Speisen. Allmählig aber ließ diese Aufmerksamkeit wieder nach. Er mußte oft zwei bis drei Stunden auf seine Schüsseln warten, und dann

* Ein besonders in Hamburg gewöhnliches Wort, das altväterliche Herkommen in der bürgerlichen Lebensart auszudrücken.

war wohl noch der Inhalt derselben ungenießbar. Kurz, man ging mit dem guten Manne eben so um, wie etwa ein gefühlloser Reicher einen Armen behandelt, dem er das Gnadenbrod gibt. Am Ende vergingen sich die Undankbaren an ihrem Vater so sehr, daß sie es bisweilen ganz vergaßen, seinen Tisch zu bestellen. Alle diese Kränkungen ertrug er mit Geduld; doch besuchte er die Häuser seiner Kinder nicht weiter, und sie schienen ihn nicht zu vermissen.

Schon war einige Monate lang aller freundschaftliche Umgang unter ihnen abgebrochen, als sie plötzlich von ihm eine Botschaft erhielten, durch die er sie zu einem Gastmahl in seine Wohnung feierlich einladen ließ. Staunend sahen sie einander an. Sie begriffen nicht, wie er einen solchen Aufwand bestreiten könnte, da er nach ihrer Berechnung keines Thalers mächtig war. Daher glaubten sie fast: er wolle sich auf eine gemeine Art rächen und ihnen entweder gar nichts oder nur Wasser und Brod auftragen lassen. Hierauf vorbereitet, gingen sie zu ihm. Aber welche Ueberraschung! Die Tafel war mit fürstlicher Pracht zugerüstet; es ward auf Silber gespeist; ein kostbares und seltenes Gericht folgte dem andern, und die theuersten Weine waren in Fülle vorhanden. Das alles kam ihnen wie ein Feenmährchen vor. Doch ihr Erstaunen sollte bald noch höher steigen.

Gegen das Ende der Mahlzeit ward ihrem freundlichen Wirth gemeldet: ein Handlungsdiener eines gewissen Kaufmanns Bohling (eines alten Freundes von ihm) sey vor der Thüre, um einen dringenden Brief von seinem Herrn abzugeben und sich sogleich Antwort zu erbitten. Dippold rief ihn herein, las den Brief und entschuldigte sich dann bei seiner Tischgesellschaft, daß er sie wegen eines unver-

schieblichen Geschäfts auf einige Minuten verlassen müsse. Er ging nun mit dem Diener in ein Nebenzimmer, schloß einen eisernen Kasten auf, langte verschiedene große Geldsäcke hervor und zählte zweitausend Stück Louisd'or auf die umherstehenden Tische. Seine Gäste, die ihn durch die offen gelassene Thüre so im Gelde wirthschaften sahen, saßen wie versteinert und betasteten sich leise selbst, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß es kein Traum sey. Indessen beschleunigte Dippolds geübte Hand das Aufzählen; der Diener überblickte flüchtig die goldenen Reihen, strich die ganze Summe in einen Beutel und ging damit von dannen.

Dippold setzte sich mit einer gleichgültigen Miene wieder an den Tisch und fing an, von andern Dingen zu sprechen. Aber der Geist seiner Töchter und Eidame war abwesend und hing fest an den Goldstücken, die sie forttragen sahen. Sie erwarteten jeden Augenblick, ein Wort darüber zu vernehmen; allein der Vater berührte diesen Punkt durchaus nicht, und so zwang er endlich einen der Schwiegersöhne, seinem beklemmten Herzen, das die Neugier ganz zuschnürte, durch eine Frage Luft zu machen.

„Die Sache ist kaum der Rede werth," antwortete Dippold. „Mein Freund Bohling brauchte auf einige Tage zehntausend Thaler; ich hatte sie eben müßig liegen und schickte sie ihm." —

Diese kurze und runde Antwort machte auf die drei horchenden Paare einen unbeschreiblichen Eindruck. Ein Strom von Freundlichkeit ergoß sich über ihre Gesichter, und der alte Mann wußte sich vor Schmeicheleien nicht zu retten. Die gutherzigen Menschen erkannten und bereuten jetzt alles Unrecht, das sie sich gegen ihn hatten zu Schulden kommen lassen, versprachen einstimmig, sich in der Folge

beſſer zu betragen, erſuchten ihn dringend, künftig wieder an ihren Tiſchen zu ſpeiſen, und erboten ſich, ihm zu Gefallen ſtets Mittags um zwölf Uhr auftragen zu laſſen. Er lächelte zu dieſen ſchönen Worten, deren wahren Gehalt er zu würdigen wußte; doch verſchwieg er ſeine Gedanken und gab den Heuchlern ſogar die Zuſicherung, daß er ſich wieder als Koſtgänger bei ihnen einfinden wolle.

Es geſchah. Man trug ihn auf den Händen, und jede der drei Familien machte gegen die andern Kabalen, um den Vorrang in ſeiner Gunſt zu gewinnen und eine beſondere Begünſtigung in ſeinem Teſtamente zu erſchleichen; denn da ſie wider alles Erwarten noch Geld in ſeinen Händen geſehen hatten und ſich vorſtellten, daß ſein geheimer Schatz durch die ausgeliehene Summe nicht erſchöpft ſey, ſo hielten ſie es der Mühe werth, um den künftigen Beſitz einer ſo vielverſprechenden Erbſchaft zu kämpfen. Dippold gewann bei dieſem Familienkriege. Er ward von allen Parteien mit Liebkoſungen und Gutthaten überhäuft, ließ ſich aber von keiner Seite bewegen, ein Teſtament zu errichten. So widerſpenſtig blieb er bis an ſeinen Tod, der wenige Jahre nach dem räthſelhaften Gaſtmahle, das er ſeinen Kindern gab, erfolgte.

Er hatte kaum die Augen geſchloſſen, ſo riſſen ſie die ihrigen weit auf, um ſie an den Reichthümern ſeines Nachlaſſes zu weiden. Keuchend vor Haſt und Begierde flogen ſie in ſeine Wohnung; aber mit Entſetzen fanden ſie ſolche ſo leer wie eine Scheune. Kein Silbergeſchirr, deſſen ſie doch einſt ſo viel bei ihm geſehen hatten, glänzte ihnen entgegen; nichts als traurige Armuth blickte aus allen Winkeln hervor. Ihr einziger Troſt war der große eiſerne

Der Prozeß um einen Bettelbuben.

Vor uralter Zeit, als man noch keine stehenden Heere hatte, mußten einst die gesammten Bürger eines deutschen Städtleins, von ihrem Oberherrn gezwungen, die Waffen ergreifen und ins Feld ziehen. Nur Weiber und Kinder blieben zu Hause und harrten von einem Tage zum andern auf die glückliche Heimkehr ihrer Gatten und Väter. Aber sie hofften vergebens. Die kleine Heldenschaar erlitt eine so blutige Niederlage, daß kaum zwei oder drei, die außerordentlich gut zu Fuße waren, dem feindlichen Schwert entrannen, und durch die traurige Botschaft, die sie mitbrachten, jedes Haus in Schrecken und Jammer versetzten.

Einige Wochen lang sah man nichts als Weinen und Wehklagen. Alle Geschäfte lagen darnieder. Die trostlosen Wittwen nahmen sich keines Dinges an und redeten nur immer von ihren seligen Männern und von jener Welt, wo sie wieder mit ihnen vereinigt zu werden hofften. Diese zärtliche Sprache führten auch Frauen, die mit ihren Eheherren so verträglich wie Hund und Katze gelebt hatten.

Durch einen solchen allgemeinen Stillstand der Betriebsamkeit mußte das Städtchen nothwendig ganz in Verfall kommen. Viele Familien geriethen an den Bettelstab, weil

das Haupt fehlte, das für sie gesorgt und gearbeitet hatte. Eine neue Kolonie von Hausvätern war daher unentbehrlich; aber woher sollte sie kommen? Der Krieg hatte im ganzen Lande unter den Männern stark aufgeräumt und jeder Ort litt Mangel daran. Doch gab es noch in vielen Häusern, wo die Herren ausgestorben waren, rüstige Gesellen und Knechte, die in jeder Betrachtung zu Haus- und Ehewirthen tüchtig gewesen wären, wenn sich die Wittmen hätten überwinden können, sie zu diesen Ehrenstellen zu erheben. Aber keine wollte mit der Herablassung zu einer solchen Mißheirath den Anfang machen. Nur Stolz, nichts als leidiger Stolz stand dem Glück der wackern Burschen im Wege; denn die guten Männer, die auf dem Bette der Ehre gestorben waren, wurden nach und nach vergessen, und die meisten Wittwen bekannten laut: sie würden ohne Bedenken zur zweiten Ehe schreiten, wenn ein standesmäßiger Freier erschiene.

Die Geistlichen, die keinen Groschen von Hochzeiten und Kindtaufen einnahmen, und deßhalb nicht länger geduldig zusehen konnten, fuhren endlich den eigensinnigen Weibern scharf durch den Sinn. Sie ermahnten nicht nur unter vier Augen zu christlicher Demuth, sondern donnerten auch auf der Kanzel gegen Hoffarth und Eitelkeit, und legten der weiblichen Gemeine dringend an's Herz, aus der Noth eine Tugend zu machen und sich ohne Verzug zum Heirathen zu entschließen.

Dieser Eifer that Anfangs keine Wirkung. Aber wie Wassertropfen, die von einer Höhe herabfallen, nach und nach einen Stein aushöhlen, so wurden zuletzt auch die harten Herzen erweicht. Die Frau Bürgermeisterin (oder Stadtmeisterin, wie man sie damals nannte) leuchtete den andern Wittwen mit einem guten Beispiele vor. Sie [illegible]

als sie einst von einer Kernpredigt gewaltig erschüttert worden war, ihren Markthelfer in die Putzstube, erklärte ihn in Gegenwart der staunenden Kinder und Mägde zu ihrem Bräutigam, und schickte sofort Eilboten aus, die ihren heldenmüthigen Entschluß in allen Häusern der Stadt verkündigen mußten.

Nun ging es zu, wie auf einem Sclavenmarkte. Wie dort die Käufer heranstürzen und sich um die feil gebotenen Neger reißen, eben so begierig haschten hier die Wittwen nach Männern, und in wenigen Stunden waren alle Exemplare vergriffen. Am Ende des Tages war im ganzen Städtchen kein mannbarer und noch unverlobter Jüngling zu finden, wenn man ihn noch mit Gold hätte aufwiegen wollen. Indessen waren nur wenige heirathslustige Frauen leer ausgegangen.

Am empfindlichsten traf eine solche Niete zwei sechzigjährige Matronen, die mehr, als alle übrigen Wittwen gewünscht hatten, die letzte Station ihrer Lebensreise in der angenehmen Gesellschaft eines jungen Mannes zurückzulegen. Unglücklicher Weise hielten sie eben Mittagsruhe, als die Ansage der Stadtmeisterin geschah, und so verschliefen sie Zeit und Gelegenheit, sich in den Besitz der jungen Burschen zu setzen, die sie mit Augen und Herzen schon lange heimlich in Beschlag genommen hatten. Diese Lieblinge waren nun schon in andern Händen, von welchen keine gefällige Wiederauslieferung zu hoffen war. Wahrscheinlich hätten sich auch die wohlversorgten Bräutigame selbst gegen einen solchen Brautwechsel gesträubt; denn Frau Barbara und Frau Ursula (so hießen die beiden Alten) waren wegen ihrer ausgezeichneten Häßlichkeit *kräftige Schutzmittel* gegen die Liebe, und standen überdieß *als boshafte* Klätscherinnen in einem so übeln Ge-

ruch, daß sie von der ganzen Stadt wie giftige Schlangen geflohen wurden. Desto inniger hielten sie zusammen, begleiteten einander auf allen Wegen und Stegen, theilten sich jedes Geheimniß mit, und waren überhaupt die vertrautesten Freundinnen. Es schien unmöglich, daß sie sich jemals entzweien könnten, und dennoch kam es bei folgender Veranlassung zwischen ihnen zum Bruch.

Sie gingen einst, als sie noch beide über ihre nothgedrungene Ehelosigkeit sehr mißlaunig waren, mit einander in die Kirche. Der Weg führte sie über einen öffentlichen Platz. Hier saß ein junger, in Lumpen gehüllter, aber wohlgebildeter Landstreicher, der nicht älter als achtzehn oder neunzehn Jahre seyn mochte, auf einem Steine und aß mit dem besten Appetit ein Stück schwarzes Brod. Da es eben hinreichte, um satt zu werden, so nahm er sich nicht die Mühe, die beiden Freundinnen um eine Gabe zu bitten. Aber sie selbst redeten ihn an und erkundigten sich nach seinem werthen Namen.

Er nannte sich Valentin Schlender.

„Wer seyd Ihr?“ fragten sie weiter.

„Meines Handwerks ein Bettler;“ war die Antwort aus lachendem Munde.

„Wo seyd Ihr zu Hause?“

„Das kann ich so eigentlich nicht sagen. Mein Vaterland ist überall.“

„Könnt Ihr nicht arbeiten?“

„Ich hab's noch nicht versucht.“

„Was soll denn aus Euch werden?“

„Daran dacht' ich nie.“

„O, Ihr sorgloser Mensch! Es kann Euch noch übel in der Welt ergehen.“

„Wenn's nur nicht schlimmer wird, wenn's nur so bleibt!“

„Ein gottloser Kerl!“ flüsterte Barbara ihrer Busenfreundin in's Ohr. „Wir wollen uns nicht weiter mit ihm abgeben; wir machen uns Schande.“ —

Hiermit drängte sie Ursel hinweg, und sie gingen einige Schritte nach der Kirche hin. Plötzlich aber wandte sie sich zu ihrem Dienstmädchen, das ihr ein Gesangbuch und andere Kirchenbedürfnisse nachtrug, und sagte leise: „Kind, wenn du zurückgehst, führe den Burschen, der dort sitzt, in mein Haus, und laß ihn warten, bis ich komme. Ich habe ein Wörtchen mit ihm zu sprechen.“

Ursel errieth den geheimen Befehl, und machte, von Neid entbrannt, gegen ihre Freundin einen argen Entwurf, ohne sich jedoch etwas merken zu lassen. Sie heuchelte im Gegentheil die heiterste Unbefangenheit, und unter freundlichen Gesprächen traten sie mit einander in die Kirche. Aber kaum hatte Ursel die Schwelle hinter sich, so riß sie plötzlich das Schnupftuch aus der Tasche, hüllte das Gesicht bis an die Augen hinein, und trippelte mit vorwärts gesenktem Körper, als hätte sie Nasenbluten bekommen, wieder zum Tempel hinaus. Barbara, der sie mit gutem Bedacht den Vortritt gelassen hatte, ward nicht gewahr, daß ihre Freundin hinter ihr verschwand, und setzte sich mit ruhigem Gemüth in ihren Betstuhl.

Indessen lief Ursel so schnell, als sie konnte, nach dem Platze zurück, wo sie den artigen Bettelbuben verlassen hatte, und ward seelenfroh, ihn noch auf seiner vorigen Stelle zu finden. „Mein Söhnchen,“ sagte sie, „hast du *wohl Lust*, einen Bissen warmes Essen zu genießen?“

„*Ei, warum nicht?*“ antwortete Valentin.

„Nun, so folge mir!“ fuhr sie fort. „Ich habe Mitleiden mit dir und will dich speisen und tränken.“

Rasch ging's nach Hause. Ihre Kinder und Dienstboten sahen den unsaubern Gast, den sie mitbrachte, mit großen Augen an, und erstaunten noch mehr über die außerordentlichen Anstalten, die zu seiner Verpflegung gemacht wurden. Sie steckte einen Braten an den Spieß, bereitete dem Fremdling ein warmes Bad, schenkte ihm den Schlafrock und die Sammtmütze des seligen Herrn, und schrieb das alles auf Rechnung der christlichen Liebe.

Während der Zeit wollte Bärbchens Zofe den jungen Menschen abholen; aber die Stätte war leer. Sie glaubte, das würde nicht viel auf sich haben, und ging getrost heim. Zwei Stunden nachher kam ihre Gebieterin. „Nun, wo ist der arme Wicht?“ fragte sie, und ihre rollenden Augen suchten ihn in allen Winkeln. Das Mädchen berichtete: sie habe ihn nicht gefunden. „O, du heilloses Geschöpf!“ rief Barbara; „wo hast du dich unter Weges verweilt? Hast du mit einer andern Dirne geschwatzt und deiner Herrschaft bösen Leumund gemacht oder mit einem Buhler getändelt? Eins von beiden! Ich kenne Deine Schliche. Aber ich sage dir, es ist dein Unglück, wenn du nicht augenblicklich läufst und den Menschen mir bringst!“ —

Das unschuldige Mädchen wollte sich verantworten; aber Barbara ergriff eine Ofengabel und jagte sie damit in die Flucht.

„Ist das nicht ein Lärm um einen lumpigen Bettler!“ schimpfte die Dirne und entsprang.

Als sie vor dem Bajonett der zürnenden Heldin gesichert war, ging sie ganz gemächlich nach dem Platze, wo Valentin einige Stunden zuvor frühstückte. Sie forschte

nach ihm in der Gegend umher, und erfuhr bald von Augenzeugen, daß ihn Urſel entführt hatte. Mit dieſer Nachricht flog ſie nach Hauſe.

Barbara ward leichenblaß, warf ihren Mantel um, und überfiel Urſeln, indem ſie mit dem Vagabunden zu Tiſche ſaß, der vom Kopfe bis zum Fuß mit der Hauskracht des Seligen bekleidet war. Jene, die etwas ſchwache Augen hatte, erſchrack vor dieſer Erſcheinung. Sie glaubte beim erſten Anblick, der vormalige Beſitzer des rothen Schlafrocks und der grünen Sammtmütze ſey von den Todten erſtanden. Als ſie aber näher trat und den Gelbſchnabel erkannte, ſchlug ſie ein bitteres Hohngelächter auf, das man ſechs Häuſer weit hörte. „Ei, das gefällt mir!“ rief ſie und ſtemmte die Arme in die Seiten. „Hier ſcheint ja der Menſch, der vorhin nicht wußte, wo er zu Hauſe ſey, nun auf einmal eine recht anſtändige Heimath gefunden zu haben.“ —

„Ich verſtehe Sie nicht, Frau Gevatterin!“ entgegnete Urſel, die ſich jetzt von ihrer Beſtürzung wieder erholt hatte. „Sie will eine gute Chriſtin ſeyn und tadelt ein Werk der Barmherzigkeit?“ —

„Bewahre der Himmel!“ verſetzte Barbara. „Wenn ich auch deßhalb eben nicht die Kirche verſäume, ſo bin ich doch nun bereit, den Hungrigen zu ſpeiſen und den Nackten zu kleiden. Komm Er mit mir mein Freund!“

Dieß ſagend, faßte ſie den Jungen am rechten Arm und wollte ihn fortziehen.

„Iſt Sie bei Sinnen?“ ſchrie Urſel und ſetzte ſich haſtig in den Beſitz des linken Arms. „Will Sie den *Menſchen mit* Gewalt an ſich reißen und ihn im ſtadtkundigen *Schlafrocke* meines ſeligen Herrn über die Gaſſe führen?“ —

Die beiden Weiber prüften nun auf Valentins Unkosten ihre Kräfte. Eine zog ihn hin, die Andere her, und Barbara griff so unbarmherzig zu, daß der Schlafrock zerriß. Ursel schrie Zeter und gebot heftig, des ehrwürdigen Gewandes zu schonen; aber Barbara schwor, es ganz zu zerfetzen, wenn Jene nicht sogleich Frieden mache und ein vernünftiges Wort, das sie ihr unter vier Augen sagen wolle, ruhig anhöre.

„Nun gut!“ sagte Ursel. Beide setzten jetzt Valentins Arme wieder in Freiheit, und er war darüber sehr froh, weil er sie zum Essen höchst nöthig brauchte.

Die Gevatterinnen gingen mit einander in eine Nebenstube, und Barbara legte hier ohne lange Vorrede das seltsame Bekenntniß ab: daß sie, von mancherlei Umständen gedrungen, schleunig wieder heirathen müsse, und bei gegenwärtigem Männermangel entschlossen sey, sich den armen Jüngling antrauen zu lassen.

Jetzt war an Ursel die Reihe, aus vollem Halse zu lachen. Barbara ertrug schweigend diese Demüthigung, die sie gleichsam als den Kaufpreis ihres Auserwählten betrachtete. Doch der Handel war noch nicht richtig; denn als Ursel ihr Zwerchfell sattsam erschüttert hatte, that sie der Frau Gevatterin das freimüthige Gegengeständniß: daß sie, ebenfalls zum Heirathen geneigt, den jungen Schlender zu diesem Behuf in ihr Haus geführt und schon vorläufig als Ehemann eingekleidet habe.

„So mag Sie ihn wieder auskleiden!“ erwiederte Barbe. „Der Bursch ist mein! Ich befahl meinem Mädchen, ihn auf dem Rückwege aus der Kirche mit sich zu nehmen. Folglich hab' ich auf ihn ein näheres Recht, als Sie, *Frau Gevatterin!*“

„Was Näherrecht!“ schrie Ursel, deren Ehekonsort wei-

land in die juriſtiſche Praxis gepfuſcht hatte. „Ich weiß beſſer, was Recht iſt, und das will ich Ihr ſagen. Der Menſch, der Valentin, war eine res nullius, und ſo ein Niemandsding gehört dem, der es zuerſt ergreift.“

„Sie will mir alſo den Zankapfel in Güte nicht ausliefern?“

„Nein, durchaus nicht.“

„Pfui über die alte, manntolle Närrin!“ —

„Ha, wie der Guckguck ſeinen eigenen Namen ausruft!“ —

So ging's Schlag auf Schlag mit ſteigender Hitze, bis die ganz erſchöpften Lungen eine Pauſe nöthig machten. Während derſelben entſchloß ſich Barbara zu dem Verſuch, ob durch Aufziehung gelinderer Saiten etwas auszurichten ſeyn möchte. „Urſelchen!“ — ſprach ſie in einem ſanften, flehenden Tone — „Beſte Frau Gevatterin! Gedenke Sie unſerer vieljährigen Freundſchaft und gebe Sie nach!“ —

„Nimmermehr!“ — war die ſtürmiſche Antwort.

„Es wird Sie gereuen!“ fuhr Barbara fort.

„Das will ich erwarten.“

„Ich mache die Sache bei der Obrigkeit anhängig.“

„Immerhin! Ehe der Prozeß anfängt, bin ich getraut.“

„O Jemine!“ rief Barbara höhniſch; „hat's denn ſo große Eile mit Ihr? Da muß ich doch gleich einen Riegel vorſchieben.“ —

Sie rannte fort, lief ſpornſtreichs zum Pfarrer, legte gegen Valentins und Urſels Trauung eine Proteſtation ein, und gab dann einem Advokaten Vollmacht, die gedrohte Klage wider ihre halsſtarrige Freundin anzuſtellen, und zuförderſt darauf anzutragen, daß Valentin von Ur-

seln weggenommen und bis zur Entscheidung der Sache unter gerichtliche Aufsicht gestellt werde.

Ein tüchtiger Braten, den Barbara zu rechter Zeit und Stunde in die obrigkeitliche Küche sandte, benahm diesem sonderbaren Gesuch seine Lächerlichkeit, und es fand auf der Stelle geneigtes Gehör. Valentin ward, als ein verdächtiger, mit keinem Reisepaß versehener Landstreicher, aus Ursels Behausung abgeholt und in leidlichen Gewahrsam gebracht, ehe sie ihm noch ihre brennende Liebe entdeckt hatte.

Der Prozeß begann; die Güte ward fruchtlos gepflogen; alle Welt war neugierig auf den Rechtsspruch. Er lautete, aus dem labyrinthischen Aktenstyl in verständliches Deutsch übersetzt, folgender Maßen:

„Weder Klägerin noch Beklagte können auf Valentin „Schlendern einen rechtlichen Anspruch begründen. Er „selbst aber hat natürlicher Weise die Freiheit, eine „von beiden zur Gattin zu wählen; und es kann „ihm allenfalls, um der Fortsetzung dieses aben„teuerlichen Streites vorzubeugen, eine gerichtliche „Erklärung darüber abgefordert werden.“

Als diese Sentenz den beiden mannsüchtigen Weibern publicirt wurde, schimpften sie wie Rohrsperlinge auf die Urtheilsverfasser, und bezeigten Lust, gegen den ungünstigen Ausspruch derselben irgend ein Rechtsmittel einzuwenden. Aber der Richter, ein redlicher und uneigennütziger Mann, schreckte sie durch die Vorstellung, daß sicher in der zweiten Instanz nicht anders gesprochen werden würde, von diesem Vorhaben ab. Sie beruhigten sich bei dem Urthel, und baten dringend, den nächsten *Tag zum Termin* der Brautwahl zu bestimmen. Das

geschah, und jede ging nun heim, mit der Hoffnung, den verlornen Prozeß noch zu gewinnen.

Der Richter lag am folgenden Morgen noch im Bette, als sie schon in der steifen Pracht ihrer seit vierzig Jahren veralteten Brautkleider, mit goldenen Ketten und Ringen überladen und mit Schönpflästerchen geschmückt, an Gerichtsstelle erschienen. Sie mußten eine Stunde warten, und vertrieben sich indessen die Zeit mit einem angenehmen Gezänk. Endlich kam der Richter und befahl, den Vagabunden vorzuführen.

Unbekannt mit dem Prozeß, den seine Person veranlaßt hatte, fiel er wie aus den Wolken, als ihm dieses öffentliche Geheimniß bekannt gemacht und das Urthel vorgelesen wurde. Bewegungslos stand er in der Mitte der beiden Sibyllen, die alles aufboten, ihn zu erobern. Sie liebäugelten, spitzten kußgierig den Mund, und zwangen sich zu einem zärtlichen Mienenspiel, das sie vollends zu Fratzenbildern entstellte. Zu gleicher Zeit tändelten ihre siebenfach beringten Finger mit den goldnen Halsketten, und am Ende zogen sie sogar große Geldbeutel unter den Schürzen hervor, und ließen die darin versammelten harten Thaler vor Valentins Ohren springen und klingen. Er schielte rechts und links, lachte hier, lachte da, und sagte kein Wort.

„Entschließt Euch!“ sprach der Richter.

Der Bursch kraute sich hinter den Ohren und machte ein jämmerliches Gesicht. „Gestrenger Herr,“ hob er endlich an, „soll und muß ich durchaus eine von diesen garstigen Altmüttern zur Strafe heirathen?“ —

Die Matronen erschracken; doch stellten sie sich, als *hielten sie* diese harten Worte für einen Scherz.

„Ihr seyd ein Narr!“ antwortete der Richter. „Und

überdieß ein unhöflicher Narr! — Wie könnt Ihr die Verbindung mit einer ehrsamen Frau, die Euch Haus und Hof zubringt, eine Strafe nennen? — Ich dächte, sie wäre vielmehr eine Wohlthat für Euch!“ —

Valentin sah still und nachdenkend vor sich hin.

„Macht ein Ende!“ fuhr der Richter auf. „Sonst gibt man Euch Euern ganzen Reichthum, den Bettelstab, wieder in die Hand und jagt Euch aus der Stadt.“ —

„O, damit erzeigen Sie mir eine große Gnade!“ sprach Valentin. „Leben Sie insgesammt wohl!“ —

Mit diesem Valet sprang er lustig, wie ein Böcklein, aus der Gerichtsstube und lief durchs nächste Stadtthor in die weite Welt.

Todtenbleich starrten die Weiber wie Bildsäulen ihm nach.

„Ein nichtswürdiger Schuft!“ rief der Richter mit scheinbarem Unwillen. „Er war unwerth des Glücks, das Sie ihm anboten.“ —

Aber im Herzen sprach er: „Ich wollte selbst lieber betteln, als Euch heirathen, ihr Unholden!“ —

Indessen fingen die Versteinerten wieder an sich zu regen, und wollten sich mit trüben Gesichtern empfehlen.

„A propos!“ sagte der Richter. „Da ich sehe, daß Sie Baarschaft bei sich haben, die Ihnen auf dem Heimwege beschwerlich werden möchte, so will ich Ihnen diese Bürde dadurch erleichtern, daß ich Ihnen hier die Berechnung der aufgelaufenen Prozeßkosten und Atzungsgelder für den undankbaren Ausreißer vorlege, die Sie nach Urthel und Recht gemeinschaftlich zu entrichten belieben werden. Der ganze Braß beträgt, tarmäßig liquidirt und *moderirt*, in die Summa: Achtzig Thaler, sechzehn Groschen, drei Pfennige. Doch, um einen Bruch zu ver-

meiden, will ich die Pfennige bei Ihnen gut behalten, bis Sie mir etwa ein neues Prozeßchen in die Hände spielen.“ —

„Davor bewahre mich der Himmel!“ rief Ursel.

„Und mich nicht minder!“ seufzte Barbara. „Wer hätte gedacht, daß einem auf dem heiligen Kirchwege ein solches Unglück zustoßen könnte!“ —

Sie zahlten nun ihre Schuld, wankten mit schweren Herzen und leichten Beuteln nach Hause, und hofften noch von einem Tage zum andern auf die freiwillige Rückkehr des geliebten Flüchtlings, bis ihnen statt seiner der Tod die kalte Bräutigamshand reichte.

Die Nebenbuhler.

In England, wo die Sonderlinge zu Hause sind, lebte vor geraumer Zeit ein wunderlicher Heiliger, Namens Lukas, der eben so viel Grillen als Geld hatte. Er trieb Kaufmannschaft und scharrte ein so ansehnliches Vermögen zusammen, daß er (wie man auf jener Insel zu sagen pflegt) wenigstens fünfzigtausend Pfund Sterling werth war. Daher hielt er sich für einen überaus wichtigen Mann. Allein der Tod hatte vor ihm und seinem Golde keinen Respekt, sondern legte ihm in den besten Jahren seines Lebens den Handel und lieferte ihn dahin, wo der Bettler eben so viel gilt, als der Herr einer Million.

Aber auch in diesem Lande der Gleichheit wollte der hochwerthe Herr Lukas vor andern Menschen etwas voraus haben. Er richtete sich einige Jahre vor seinem seligen Hintritt ein prächtiges Zimmer ein, worin er, von minder werthen Sterblichen gesondert, bis zum jüngsten Tage ausschlafen wollte. Es befand sich im Untergewölbe einer Kirche; der Fußboden war mit Cedernholz getäfelt und die Wände schmückten seidne Tapeten. Hier sollte sein vergoldeter Prunksarg stehen, den er an allen Seiten, wie eine Staatskutsche, mit Fenstern

von Krystallglas verzieren ließ, ungeachtet niemand begreifen konnte, was der seltsame Mann noch dann zu sehen hoffte, wenn einst seine Augen vom Tode versiegelt seyn würden. Er wollte vielleicht den Küster belauschen, dem er es in seinem Testamente gegen einen gewissen Jahrlohn zur Pflicht machte, sein elegantes Grabzimmer täglich zu reinigen und auszustäuben.

Diese Anordnung war im Grunde nicht zu tadeln: denn die Kirchner in England mögen bequeme Herren seyn. Wenigstens ist gewiß der ein träger Gesell, der den sogenannten Dichterwinkel unter seiner Aufsicht hat. Mit diesem Spottnamen bezeichnet der theure John Bull* die unsaubere Vorhalle der Westminster-Abtei, wo die Denkmäler Shakespeares, Miltons und anderer unsterblicher Dichter aufgestellt, aber — nach der Versicherung glaubwürdiger Augenzeugen — mit Staub und Schmutz bedeckt sind.

Daß Herr Lukas einen Sparren zu viel hatte, bewies sein ganzes Testament und unter andern folgende Klausel:

„Ich verordne, daß jährlich an meinem Todestage „ein großes Gastmahl mir zu Ehren angestellt und „meine Gesundheit dabei getrunken werde. Doch ehe „man zur Tafel geht, soll sich die ganze Gesellschaft „der Eingeladenen in einem feierlichen Zuge zur „Kirche begeben und einer von ihnen mit lauter „Stimme in mein Begräbniß hinabrufen: Herr „Lukas, wie befindet Ihr Euch?“

Man that dem Querkopf seinen Willen. Der Vormund seiner einzigen Tochter und Erbin gab jährlich einen köst-

* *So nennt man, wie bekannt, im Scherz den großen Haufen des englischen Volkes.*

lichen Schmaus, und man trank so wacker auf die Gesundheit des wohlseligen Stifters, daß mancher ehrliche Gast seine eigene Gesundheit dabei zusetzte. Auch die Prozession ward richtig gehalten. Sämmtliche Herren und Damen zogen paarweise in die Kirche und versprachen sich von diesem Spaziergange wenigstens den Nutzen, daß er ihre Eßlust vermehren werde. Aber Herr Lukas ließ die Frage nach seinem Befinden — ungeachtet sie immer die mächtigste Baßstimme in der Gesellschaft über sich nahm — jederzeit unbeantwortet.

Als man diese Posse fünf oder sechs Mal gespielt hatte, war Fanny, seine hinterlassene Tochter, sechszehn Jahre alt. Die Natur scheint bisweilen die Schooßtöchter des Glücks durch Häßlichkeit demüthigen zu wollen; dieß war aber hier nicht der Fall. Fanny hatte von ihr die freigebigste Aussteuer von Reizen erhalten und zog mit den zwei Magneten, Schönheit und Reichthum, eine Schaar von Anbetern an sich.

Unter diesen war der vormalige Buchhalter ihres Vaters, Herr Box, der längst den sehnlichsten Wunsch hegte, ein eben so werther Mann zu seyn, wie weiland sein Prinzipal. Er glaubte das Bret am dünnsten Flecke zu bohren, wenn er sich den Lukassischen Nachlaß antrauen ließe: dieses Geschäft ging aber nicht so leicht von Statten, als er sich einbildete. Fanny's Abneigung gegen seine Person war kein dünnes Bret, sondern eine ellendicke eichne Pfoste, die der stumpfe Bohrer seiner Zärtlichkeit nicht überwältigen konnte.

Dem kleinen, kugelrunden Herrn Box fehlten freilich alle erforderliche Eigenschaften eines anmuthigen Liebhabers. *Der Winter des Lebens hatte schon sein Haupt mit Schnee bestreut; sein flaches*, geistloses Gesicht glich einem Jahr-

brete, und alles, was er sprach, war so trocken wie das Einmaleins. „Ach, schöne Miß!“ wehklagte er eines Tages: „wie können Sie so kaltsinnig, ich möchte fast sagen, so undankbar gegen mich seyn! Wie oft hab' ich Sie als Kind auf meinen Knieen gewiegt, auf meinen Armen getragen!“ — Fanny unterbrach ihn durch ein lautes Gelächter. „Ich geb' Ihnen den Vorwurf der Undankbarkeit zurück, Herr Box!“ sagte die Lose. „Sie hätten aus demselben Grunde, den Sie gegen mich anführen, Ihre alte Wärterin heirathen sollen.“ —

Dergleichen herbe Pillen bekam der arme Buchhalter so oft zu verschlucken, als er den Mund öffnete, um von seiner Herzensangelegenheit zu sprechen. Er hatte sich, so ein guter Rechenmeister er übrigens war, bei seinem Heirathsplane durchaus verrechnet. Die Liebe sollte ihm die Pforten des Glücks aufthun, und sie selbst war es, die ihm einen Riegel vorschob, indem sie einem jungen, raschen Seemann Gelegenheit machte, in Fanny's Herzen zu ankern.

Der Schiffslieutenant Richard und Herr Box glichen sich wie Apoll und ein ziegenfüßiger Waldgott. Kein Wunder also, daß Fanny, die ein paar recht gesunde Augen hatte, den schönen blühenden Jüngling dem alten grauen Männlein vorzog. Ihr Vormund, ebenfalls ein sehr werther Kauf- und Handelsherr, sah Anfangs dazu scheel, weil er den Officier für einen armen Glücksritter hielt, der blos auf das Vermögen seiner Mündel Jagd mache; aber Richard beurkundete ihm eine unfehlbare Anwartschaft auf den ansehnlichen Reichthum eines achtzigjährigen Oheims, der die lächerliche Gutherzigkeit hatte, sich selbst am Rande des Grabes alle Bequemlichkeiten des Lebens zu entziehen und *Schätze für seinen Neffen zu sammeln, der ihm täglich den Tod wünschte.* Nun stand der Vereinigung der Lie-

benden nichts weiter im Wege, und die Verlobungsfeier ward angesetzt.

Der ökonomische Vormund wählte dazu den Todestag des Herrn Lukas, weil an demselben ohnedieß große Tafel gehalten werden mußte. Herr Box hatte in den vorhergehenden Jahren dem Sterbeschmause jederzeit beigewohnt und ward auch dießmal dazu eingeladen; er ließ sich aber mit Krankheit entschuldigen. „Der arme Mann!“ sagten die Spötter: „Fanny's Korb hat ihn wund gedrückt.“ —

Die Gesellschaft that vor der Tafel die gewöhnliche Wallfahrt in die Kirche. Richard, der König des Tages, ward zum Sprecher gewählt und rief hinunter in die Gruft: „Herr Lukas, wie befindet Ihr Euch?“ —

„Schlecht!“ schallte dumpf die Antwort zurück.

Alle Gesichter erbleichten. Die Herren standen wie Säulen und ließen die Hüte aus den Händen fallen; die Damen stießen ein Zetergeschrei aus und taumelten auf die nächsten Bänke. Nur Richard blieb unerschrocken und rief wieder hinab: „Wer sprach da unten?“

„Der, den du fragtest!“ antwortete die vorige Stimme, die alle Anwesende, welche mit dem seligen Lukas Umgang gepflogen hatten, für die seinige erkannten.

„Sprich weiter! Was willst du?“ donnerte Richard den ächzenden Geist an.

„Ich habe keine Ruh' im Grabe.“ —

„Was stört dich?“ —

„Die Heirath meiner Tochter, die sie gegen meinen Wunsch und Willen vorhat.“

Fanny sank in Ohnmacht, und als sie wieder zu sich selbst kam, erklärte sie ihrem Geliebten: sie könne seine *Gattin nicht* werden.

Richard beschwor sie, sich zu fassen und suchte mit Gründen

menden Augen den Kirchner, der in der Ferne stand. „Komm Er doch näher, mein Freund! Was hält Er von dieser wunderbaren Sache?“ —

Der Kirchner zuckte die Achseln und versicherte: er habe einen solchen Auftritt vermuthet.

„So? — Aus welchem Grunde?“ —

„Ich hörte seit einiger Zeit, so oft ich allein in der Kirche war, ein schauderhaftes Gepolter in der Gruft und bisweilen ein jämmerliches Aechzen und Stöhnen.“ —

„Vermuthlich ein Katzen- und Rattenkrieg. Wir wollen miteinander hinabsteigen.“

„Nicht um ein Königreich!“ rief der Küster und sprang einige Schritte zurück.

„Nun, so geh' ich allein. Geb' Er mir den Schlüssel!“ —

Der Kirchenkastellan schlug dieses Verlangen rund ab. „Es läuft gegen meine Pflicht,“ sprach er, „die mir anvertrauten Schlüssel aus den Händen zu geben; und überdieß hat der selige Herr in seinem Testament angeordnet, daß man sich nur von oben hinab nach seinem Befinden erkundigen solle.“ —

„Umstände verändern die Sache,“ entgegnete Richard. „Da sich Herr Lukas, wie er sagt, übel befindet, so ist's Schuldigkeit, ihn zu besuchen. Drum her mit den Schlüsseln! Ich stehe sonst so lange hier Schildwache, bis Jemand aus der Gesellschaft dem Herrn Pfarrer den Vorfall gemeldet hat.“ —

Der Küster entfärbte sich, trippelte ängstlich herum, sprach unvernehmliche Worte mit sich selbst, und überreichte endlich mit zitternder Hand den Schlüssel zu der eisernen Gitterthür, die in das Todtengewölbe führte.

Der Officier flog die Treppe hinab. Herr Lukas lag *in seinem gläsernen* Kasten so ruhig, wie man ihn hinein-

gebettet hatte. Richard durchspähte das ganze Gemach und schlug am Ende den Umhang des Gestelles zurück, auf welchem der Sarg ruhte. Hier steckte wie ein Igel zusammengerollt der rechte Mann, der sich nicht wohl befand. „Hurrah!“ rief der Seemann: „Finden wir einander hier? Kommen Sie doch hervor, Herr Box, und trinken Sie bei meiner Verlobung ein Glas Wein! Das wird Ihnen besser bekommen, als wenn Sie so krumm sitzen und Grabesluft einathmen.“ —

Der Buchhalter war an Muth, Gegenwart des Geistes und Sprache so völlig bankrott, daß er diese Einladung mit keiner Sylbe beantworten konnte. Er ließ sich von seinem Nebenbuhler unter dem Sarge hervornöthigen und im Triumph die Treppe hinaufführen. Nun entstand oben ein Gelächter, wie es vorher wohl noch nie eine Kirche durchschallte. Box suchte so schnell als möglich die Thür; aber sein Mitschuldiger, der Küster, benutzte die fröhliche Stimmung der Anwesenden zu der demüthigen Bitte: ihm darüber keinen schlimmen Handel anzurichten, daß er zur Ausführung eines lustigen Einfalls behülflich gewesen sey. Die muntere Gesellschaft war so gutwillig, sich den bösen Anschlag des Buchhalters als einen Scherz anrechnen zu lassen, eilte vergnügt zur Tafel, und Verlobung und Hochzeit erfolgten.

Der gute Sohn.

In einer großen Stadt, wo mancher Taugenichts ſchwelgte und praßte, kämpfte die tugendhafte Wittwe eines armen Gelehrten mit Mangel und Noth. Ihr frühzeitig verſtorbener Gatte hinterließ ihr nichts, als einen zehnjährigen Knaben, der ein vortreffliches Herz, einen lebhaften Geiſt und die angenehmſte Geſtalt beſaß. Seine muntern Einfälle beluſtigten Jedermann, und allgemein bewunderte man ſein ſchönes, langes, blondes Haar, das in der ganzen Stadt ſeines Gleichen nicht hatte. Julius bildete ſich auf dieſen Vorzug etwas ein; denn die Eitelkeit beherrſcht jedes Alter, und ein kleiner, beſcheidener Stolz auf Schönheit wandelt ſelbſt die Unſchuld an.

Seine Mutter arbeitete täglich vom Morgen bis in die Nacht an künſtlicher Stickerei, ward aber ſehr kärglich dafür bezahlt, und erwarb nicht ſo viel, als ſie zum nothdürftigen Auskommen brauchte. Dadurch verfiel ſie in eine drückende Schuld. Ihr Hauswirth, ein reicher Bierbrauer, der einige Thaler Miethzins bei ihr zu fordern hatte, ließ ſie Tag für Tag darum mahnen. Er befahl ſeinen Leuten, die er zu ihr ſchickte, recht ſtürmiſch und unhöflich zu ſeyn, und die rohen Menſchen machten ſich ein Vergnügen

daraus, die unglückliche Frau befohlener Maßen zu ängsten. Sie vergoß bei jedem solchen Auftritt eine Fluth der bittersten Thränen.

Eines Mittags ließ sie der Wirth zu sich entbieten. Sie stieg mit Zittern die Treppe hinab. Julius folgte ihr.

Der dicke Braumeister, der eben mit seiner Familie getafelt hatte, saß auf einem Sopha von Mahagony und schlürfte mit einer vornehmen Miene ein Glas Wein aus. Die arme Wittwe neigte sich vor ihm und den übrigen Anwesenden tiefer und ehrerbietiger, als dem Stande dieser Leute gebührte; doch Niemand erwiederte ihren Gruß; alle starrten ihr mit verächtlichen Blicken ins Gesicht. Diese Unhöflichkeit erlaubte sich besonders der Sohn vom Hause, ein frecher, übermüthiger Bursch von zwanzig Jahren, der den großen Herrn spielte und mit den reichsten jungen Edelleuten in der Pracht seiner Kleidung wetteiferte. Er mischte sich im Schauspielhause und an andern Orten, wo es sich thun ließ, unter sie; aber seine gemeinen Sitten verriethen seine Herkunft, wie die langen Ohren das Müllerthier, das sich in eine Löwenhaut hüllte.

„Na, was wird denn endlich mit Ihr?“ fuhr der Hausherr seine Schuldnerin an. „Bringt Sie Geld?“

Die Wittwe bat wehmüthig noch um einige Tage Geduld. Sie vollende nächstens, sagte sie, eine mühsame Arbeit, mit der sie seit mehrern Monaten beschäftigt sey, und werde dann ehrlich bezahlen.

„Leere Ausflüchte!“ rief der Braumeister. „Ich warte nicht länger!“ —

„Sie muß durchaus auf der Stelle Rath schaffen!“ kreischte der junge Laffe dazwischen und klirrte mit silbernen Sporen die Stube auf und nieder. „Ich kaufe heute ein Reitpferd aus einem gräflichen Stalle,“ fuhr er fort,

„und die zehn Thaler, die Sie uns schuldig ist, sind zum Zaumgelde bestimmt.“ —

„So ist es,“ sprach der Vater und blies sich gewaltig auf. „Ich geb' Ihr höchstens noch eine Stunde Zeit und will indessen Mittagsruhe halten. Liegt aber dann mein Geld nicht hier auf dem Tische, und zwar in harten Thalern, wie es im Kontrakt ausgemacht ist, so werf' ich Sie aus dem Hause und nehme Ihren ganzen Bettelkram in Beschlag.“ —

Die Arme rang die Hände und betheuerte mit Thränen, daß es ihr ganz unmöglich sey, in so kurzer Zeit ihre Schuld zu tilgen. Ihr Jammer machte jedoch nicht den geringsten Eindruck auf die unempfindlichen Menschen. „Es bleibt dabei, wie ich gesagt habe!“ sprach gähnend der Hausherr. „Geh' Sie jetzt Ihres Wegs und wimmere Sie, wo Sie will, nur nicht hier! Denn ich will Mittagsruhe halten!“ —

Julius lief weinend vom Vater zum Sohn und bat um Mitleiden; sie stießen ihn aber mit Scheltworten von sich und drängten schnaubend seine Mutter, sich fortzumachen und Geld aufzutreiben. „Notabene, keine Bettelmünze, sondern harte Thaler!“ rief ihr der Braumeister noch nach, als sie schluchzend hinwegging.

Von aller menschlichen Hülfe verlassen, warf sie sich in ihrem Stübchen auf die Kniee und flehte den Himmel um Rettung an. Julius aber flog, ohne ihr davon ein Wort zu sagen, in die Wohnung eines Perückenmachers, der besonders für Damen arbeitete und ihn einige Tage zuvor auf der Straße gefragt hatte: ob er nicht seinen Flachskopf verkaufen wolle. Damals war ihm von seinen geliebten Haaren, die er für einen seltenen Schatz hielt, kein

einziges feil; doch jetzt bot er sie in Bausch und Bogen zum Kauf an und forderte zehn Thaler dafür.

„Bist du klug?“ sprach der Perückenmacher. „Du bietest ja deine Hand voll Haare wie Eulenspiegel sein Pferd!“

„O, verachten Sie mir meine Haare nicht!“ versetzte der Knabe. „Alle Leute freuen sich darüber; und ich würde sie um keinen Preis verkaufen, wenn nicht meine arme Mutter in so großer Noth wäre.“

„Das thut mir leid,“ erwiederte der Perückenmacher: „ich kann aber nicht mehr als fünf Thaler dafür geben. Die Zeiten sind schlecht und die Damen genau. Sie verlangen die schönsten Perücken um ein Spottgeld, und fragen nicht darnach, ob die Haare dazu auf dem Kopfe eines Bösewichts oder eines guten Kindes gewachsen sind.“ —

Der Handel zerschlug sich. Julius ging weinend fort.

Als er aus der Hausthür trat, fragte ein wohlgekleideter Mann, den er nicht kannte, nach der Ursache seiner Thränen. Er klagte seinen Kummer. „Sagst du mir die Wahrheit?“ sprach Jener. „Wolltest du wirklich deine schönen Haare für deine Mutter aufopfern?“ — Julius sagte treuherzig: Ja! „Das ist brav!“ erwiederte der Unbekannte. „Deine kindliche Liebe rührt mich. Komm, laß uns sehen, ob wir den Handel noch schließen können.“

Sie kehrten miteinander zum Perückenmacher zurück. Dieser verbeugte sich tief und fragte ehrerbietig, was zu des Herrn Grafen Befehl stehe.

„Meine Frau wünschte längst eine blonde Perücke,“ antwortete der Graf: „ich war aber immer dagegen, weil ich vor fremden Haaren, deren Abstammung mir unbekannt ist, einen unüberwindlichen Eckel habe. Hier aber stieß mir ein Knabe auf, dessen Haar mir gefällt. Es kommt nur *darauf an, ob es* zu brauchen ist.“

„Vortrefflich!“ antwortete der Perückenmacher. „Das wunderliche Kind verlangt aber zu viel.“

„Thut nichts,“ entgegnete der Graf. „Ich zahle die geforderten zehn Thaler. Nur zugeschnitten!“

Die Scheere ward angesetzt. „Halt!“ rief der Graf. „Ich will dir noch einen Vorschlag thun, mein Sohn! Es muß dich doch schmerzen, in einen Kahlkopf verwandelt zu werden. Sieh, hier schenk' ich dir fünf Thaler und verlange kein Haar dafür.“

„O, wie gütig sind Sie, Herr Graf!“ sagte Julius. „Mir ist nur, leider! damit nicht geholfen. Meine Mutter braucht zehn Thaler, und um ihr diese zu schaffen, wollt' ich nicht blos meine Haare, sondern auch mein Leben verkaufen.“ —

„Nun, so bleibt es bei unserm Handel!“ erwiederte der Graf, und der Perückenmacher setzte seine Scheer so rasch in Thätigkeit, daß Julius in zehn Minuten ganz kahl war. Er warf einen Blick in den Spiegel und die Augen gingen ihm über. Aber schnell erheiterte sich sein Gesicht, als er zehn Thaler auf den Tisch zählen sah.

„Da, mein Sohn!“ sprach der Graf. „Dieß Geld bringe deiner Mutter! Und weil du so ein gutes Kind bist, schenk' ich dir hier noch ein Mal so viel. Das behalt' aber für dich und kaufe dir Kuchen und Spielwerk!“

Ganz außer sich vor Freude, küßte Julius die Hand des großmüthigen Mannes, strich die zwanzig Thaler ein und eilte wie geflügelt nach Hause. Der Graf, der ihn gern beobachten wollte, hatte Mühe, ihm zu folgen.

Unter der Zeit, als dieß vorging, schlief der Braumeister sein richtiges Stündchen. „Gottfried, wie steht's?“ *sprach er, sobald er die Augen aufschlug.* „Hat das Bettelvolk oben die zehn Thaler gebracht?“ —

„Ja, da könnten wir warten bis an den jüngsten Tag!“ war die Antwort des tölpischen Stutzers.

„Na, so komm, Gottfried!“ sagte der Vater. „Wir wollen mit der gelehrten Madam kurzen Prozeß machen. Ich will dir zeigen, daß ich ein Mann von Wort bin!“

Vater und Sohn stiegen jetzt ins Dachstübchen der Wittwe hinauf, die ihnen mit nassen Augen entgegen kam. Sie flehte nochmals um Nachsicht und zeigte die bald vollendete Stickerei; aber die bauerstolzen Grobiane verhöhnten sie, drangen auf augenblickliche Befriedigung und drohten mit eigenmächtiger Selbsthülfe. „Ich muß mich in alles ergeben!“ seufzte die Unglückliche. „Verfahren Sie so mit mir, wie Sie es vor Ihrem eigenen Gewissen verantworten können.“ —

„Gewissen hin, Gewissen her!“ rief der Alte.

„Davon kann man kein Zaumgeld bezahlen!“ fiel der Sohn ein.

Jener raffte nun alles, was ihm einigen Werth zu haben schien, hastig zusammen, und der plumpe Elegant hob wie ein Gerichtsknecht Thüren und Fenster aus, um die arme Frau durch diese Maßregel zum Ausziehen zu zwingen. Duldend und schweigend saß sie mit verhülltem Gesicht in einem Winkel. „Nu, was greint Sie da noch lange?“ schnaubte Gottfried. „Fort mit Ihr!“ — Hiermit ergriff er sie beim Arm, um sie mit Gewalt aus der Stube zu führen.

In diesem Augenblicke stürzte Julius die Treppe herauf. „Mutter, hier sind zwanzig Thaler!“ rief er athemlos und umschlang ihre Kniee. „Vergib, ach! vergib mir, daß ich ohne dein Vorwissen meine Haare verkaufte!“

Sie trat staunend zurück. „So viel Geld für deine Haare?“ — sprach sie mit bebender Stimme. „Das ist

unmöglich! — Julius, was haſt du gethan? Wie kamſt du zu dieſem Gelde?“ —

„Beruhigen Sie ſich, Madam!“ ſprach der Graf, der jetzt in die Stube trat. „Ihr guter Sohn ſagt die Wahrheit. Er empfing die kleine Summe, die Ihnen bedenklich ſcheint, auf die ehrlichſte Weiſe aus meinen Händen.“ —

Sie dankte gerührt und fragte nach ſeinem Namen. Er nannte ſich Graf von Hallenſtein.

Die beiden Brauer horchten hoch auf. Aber Gottfried beſann ſich nicht lange, mit dem Grafen Bekanntſchaft zu machen. „Aha!“ ſprach er mit einem linkiſchen Kratzfuß: „Sie ſind vermuthlich der Herr, mit dem ich über den braunen Engländer in Handel ſtehe.“

„Sie mit mir?“ — verſetzte Hallenſtein, und maß den Brauersſohn mit einem finſtern Blick. „Mein Stallmeiſter ſagte mir, ein junger Mann von Stande habe ſich als Käufer gemeldet. Doch — von Stande oder nicht: das macht keinen Unterſchied. Ich ſehe blos darauf, daß die Pferde, die ich verkaufe, gute Herren bekommen. Aus dieſem Grunde werde ich meinem Stallmeiſter unterſagen, den Handel mit Ihnen abzuſchließen; denn da Sie ſo hart mit Menſchen umgehen, wie viel grauſamer mögen Sie Thiere behandeln!“ —

Gottfried ſtand beſtürzt. Der Graf kehrte ihm den Rücken. „Miethen Sie ſich, Madam, eine andere Wohnung!“ ſprach er freundlich zur Wittwe. „Ich werde Sie künftig unterſtützen und für die Erziehung Ihres Sohnes ſorgen. Er hielt die Probe, auf die ich ihn ſtellte, rühmlich aus, und gibt die ſchönſte Hoffnung, ein braver Mann zu werden.“ —

Der Graf ließ die freudige Dankbegierde der armen Frau *nicht zum Worte kommen.* „Was ich für Sie thue,“ ſprach

er, „wird mir nicht schwer und ist eine gerechte Erkenntlichkeit gegen Ihren verstorbenen Gatten, dessen humoristischen Schriften ich manche heitere Stunde verdanke.“ —

Er erfüllte sein edles Versprechen und ließ den Knaben so trefflich erziehen, als ob er sein eigener Sohn wäre. Nach zwanzig Jahren befand sich Julius als ein angesehener Staatsbeamter im blühendsten Wohlstande, und Gottfried, der indessen durch Müßiggang und Verschwendung verarmt war, diente als Reitknecht bei ihm.

Klaudine.

„Das ſind mir böhmiſche Dörfer!“ brummte kopfſchüttelnd der Bürgermeiſter Cyrillus, indem er die Brille von der Naſe hob und einen Brief aus der Hand legte, den er von ſeiner Tochter bekommen hatte. Klaudine war ſeit einem halben Jahre in der Reſidenz, um allerlei Damenkünſte zu lernen, die in dem Provinzialſtädtchen, wo Cyrillus regierte, Niemand zu lehren verſtand. Sie wechſelte Briefe mit ihm. Er ſchrieb ihr, wie viel Eier die Hühner gelegt hatten; ſie gab ihm dagegen Nachricht von Schauſpielen, Maskeraden und andern ſolchen Dingen, die ihn insgeſammt weit weniger intereſſirten, als die Fruchtbarkeit ſeiner Putthühnchen, wie er ſein Hausgeflügel liebkoſend nannte.

Der Brief, über den er ſich jetzt den Kopf zerbrach, handelte von der Schädellehre. Doktor Gall hatte eben damals ſeinen Reiſekatheder in der Hauptſtadt aufgeſchlagen, und Klaudine war in Geſellſchaft einer dort wohnenden Tante, die durchaus eine Gelehrte vorſtellen wollte, ſeine Zuhörerin. Vater Cyrillus wußte nicht, was er ſich bei den widrigen Menſchenſchädeln denken ſollte, die er im Briefe hier und da zur Erläuterung der angerühmten Ge-

hirnlehre mit der Feder gezeichnet fand. Er war indessen auch nicht sehr neugierig darauf, sondern befürchtete im Gegentheil, daß ihm seine redselige Tochter, deren Rückkunft in den nächsten Tagen bevorstand, mehr als zu viel davon vorplappern werde.

Von der Tante begleitet kam sie an. Der Haushund bewillkommte sie am Wagen und sprang mit freudigem Gebell an ihr auf. Sie legte die Hand auf seinen Kopf. „O Tantchen!“ — rief sie mit einem gezierten Tone, um ihre großstädtische Verfeinerung einem halben Dutzend Straßenjungen zu zeigen — „bestes Tantchen, fühlen Sie doch! Kann sich das Organ der Treue deutlicher aussprechen?“ — Mit zwei Hirnschädeln im Arm entstieg Madam Elster (so hieß das Tantchen) dem Wagen und las auf der Stelle ein kleines öffentliches Kollegium über des Pudels Kopf, wie einst in Berlin ein gewisser Dichterling über den seinigen lesen ließ.

Cyrillus ging den ankommenden Frauenzimmern bis an die Hausthür entgegen, und machte hier die Erfahrung, daß übermüthige Großstädter, die sich sehr klug dünken, bisweilen mit Kleinstädtern, die sich für einfältig halten, etwas unartigen Spaß treiben; denn als er die gelehrte Dame mit den feierlichsten Scharrfüßen und Redensarten empfing, streckte sie zwei lange, dürre Finger aus, um seine Perücke abzuheben und die darunter verborgenen Organe zu prüfen. Er rettete sich vor der Hand durch einen entschlossenen Rücksprung; doch oben im Zimmer mußte er herhalten. „Ach, welch herrliches Organ der Kinderliebe!“ rief Klaudine. „Nun wundert's mich nicht mehr, Väterchen, daß Sie immer so gut sind!“ —

„Possen!“ sagte Cyrillus: „Es mag wohl Mancher einen

Hirnkasten haben, wie ich, und dennoch ein liebloser Vater und ein Wütherich seyn.“ —

„Nicht möglich!“ versetzte Madam Elster. „Wo ein Organ, es sey gut oder schlimm, vorhanden ist, kann seine Thätigkeit nicht ausbleiben.“ —

Cyrillus schwieg, weil er sich zu schwach fühlte, mit seiner hochgelahrten Schwägerin zu streiten. Sie machte ihn, so gut es sich in der Geschwindigkeit thun ließ, mit der Schädellehre bekannt, und empfahl ihm, sich derselben auf dem Rathhause, als eines untrüglichen Entdeckungsmittels geheimer Verbrechen, zu bedienen.

Auch Klaudine gab mit einer altklugen Miene ihr Scherflein dazu und kündigte ihrem Vater an: sie werde nicht heirathen, ohne vorher die Organe des Mannes, der sich ihr antrage, mit strenger Vorsicht untersucht zu haben. Nur auf diesem Wege, meinte sie, könnten glückliche Ehen geschlossen werden; und es sey bisher blos Zufall gewesen, wenn sich hier und da ein Paar gleichgestimmte Seelen zusammengefunden hätte.

Der Bürgermeister ließ das alles dahingestellt seyn und ging der Madam Elster und ihren Todtenköpfen so weit als möglich aus dem Wege, bis sie am folgenden Tage wieder abreiste.

Klaudine war (den Vorwitz abgerechnet, den sie sich in der Hauptstadt eigen gemacht hatte) ein feines Mädchen und das einzige Kind eines reichen Vaters; es fanden sich daher bald, wie Fliegen bei einer Zuckerschaale, eine Menge Freier bei ihr ein. Den Reihen führte Herr Täubling, *Doktor der Weltweisheit*, jüngster Prediger des Orts, und — *etwas mehr Geck, als* sich für einen Geistlichen schickte.

Er kräuselte sein Haar zu einem Tituskopf, baute sich bisweilen sogar einen modischen Hahnenkamm auf die Scheitel, jagte beständig, doch immer fruchtlos, nach Witz, trug Gottes Wort auf der Kanzel in poetischer Prosa vor, gab seine Liebeserklärung in einem Sonnet von sich und war bei allen diesen Bestrebungen, als ein Genie zu glänzen, ein — Pinsel. Mamsell Cyrillus ertheilte ihm den Bescheid: sie habe gegen seine werthe Person nichts einzuwenden, doch, mit seinem Charakter noch zu wenig bekannt, müsse sie um Erlaubniß bitten, sich von dem wirklichen Daseyn der vortrefflichen Gemüthseigenschaften, die sie bei ihm vermuthe, durch Anwendung der Organenlehre zu überzeugen. Meister Täubling, der sich für einen ganz vollkommenen Menschen hielt, bot seinen lockigen Kopf sehr bereitwillig dar. Gall's Schülerin befingerte ihn säuberlich, zog sich aber bald mit einer verlegenen Miene zurück.

„O Zenith der Anmuth, o Chimboraſſo der Schönheit!“ rief der Magister: „Was sprechen diese Korallenlippen, die ich jede Nacht im Traum küsse, für ein Urtheil?“ —

„Daß es bei den *geträumten* Küssen sein Bewenden hat!“ fiel Klaudine lachend ein.

„Mein Himmel! wie denn so?“ fragte der erschrockene Schöngeist, und machte ein Jammergesicht, als blieb' er in einer Predigt stecken.

„Sie besitzen viel edle Organe, Herr Magister!“ fuhr Klaudine fort: „Aber, leider! säete die Natur ein wenig Unkraut unter den Weizen, und gab Ihnen auch das Organ der — *Raufſucht*.“ —

„Unmöglich!“ rief Täubling: „Ich bin der sanftmüthigste Mensch unter der Sonne, ein leibhafter ewiger Friede; das muß der Neid sagen! Auf Schulen und Universitäten wurde ich zwar mitunter gerauft, aber ich rauſte nie wieder, son-

dern befolgte die biblische Vorschrift: So dir Jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar!“ —

„Recht fromm und christlich!“ spöttelte Klaudine. „Aber, bei aller schuldigen Achtung gegen die Bibel, könnt' ich denn doch einen Mann mit so kaltem Fischblute zum Ehegatten noch weniger brauchen, als einen Schläger und Raufbold.“ —

Magister Täubling seufzte, trug seinen Korb heim und sang Klagelieder.

Kurz nachher trat der Stadtarzt, Doktor Mauerbrecher, als Bewerber auf. Ein viereckiger, roher, ungeschlachter Mann; in Allem das Widerspiel des zärtlichen Täublings. Wenn er Nachmittags, wie gewöhnlich, einen Hieb hatte, ging ihm Jedermann aus dem Wege, um nicht von ihm einen Zungenhieb zu bekommen. Nur der Tod fürchtete sich nicht vor ihm, und behielt meistens die Oberhand, wenn sie miteinander um einen Kranken stritten. Mauerbrecher war es gewohnt, den Kürzern zu ziehen, und schämte sich dessen so wenig, als ein schlechter Soldat, der aus Feigheit das Gewehr streckt.

Klaudine hatte die stärkste Abneigung gegen den Doktor; doch da er eins der vornehmsten und begütertsten Häupter des Städtchens war, so wies sie ihn, als er auf Freiers Füßen bei ihr erschien, nicht sogleich ab, sondern würdigte ihn der Organenschau. Hierzu wählte sie bedächtig eine Morgenstunde, weil es Nachmittags höchst gefährlich gewesen wäre, dem Bären auf den Kopf zu greifen.

„Nun, was bin ich für ein Kerl?“ schrie er auf, als

sie ihn kaum angerührt hatte: „Bin ich zum Eheſtande tüchtig?“ —

Sie wollte nicht mit der Sprache heraus, und geſtand erſt nach langen Folterungen mit den ſchonendſten Ausdrücken, daß ſie das Organ des Mordſinnes bei ihm entdeckt habe.

„Mordſinn?“ — fuhr er ſie an: „Donner und Hagel, Mamſell! iſt das Ernſt, oder nur der abgenutzte Spaß, der uns Aerzten ſo oft in den Bart geworfen wird? —

Klaudine verſicherte, ſie ſcherze nicht, und hob in der Kunſtſprache der Galliſten an, das wirkliche Daſeyn des ihm beigemeſſenen Organs zu demonſtriren.

„Gehn Sie mir mit Ihrem Schnickſchnack!“ fiel er ihr heftig ins Wort. „Die Schädellehre iſt Wind, lauter Wind! Das hat der Geheime Rath Walter in Berlin dem Doktor Gall unter die Augen geſagt und geſchrieben.“ —

„Aber wiſſen wir, wer Recht hat?“ verſetzte Klaudine.

„Das werden Sie, Mamſell, mit Ihrer Weisheit nicht ausmachen!“ polterte Mauerbrecher. „Folgen Sie meinem Rath, denken Sie nicht mehr an dieſe Alfanzerei, und ſtudiren Sie Koch- und Wirthſchaftsbücher, um eine geſchickte Hausfrau zu werden.“ —

„Wenigſtens für Sie nicht, mein Herr!“ ſagte die Beleidigte in einem ſchneidenden Tone.

„Nun, ſo heirathen Sie den Todtengräber, damit Sie immer Schädel vollauf haben!“ — Mit dieſen Worten fuhr er wie eine Windsbraut zur Thür hinaus.

Klaudine war froh, daß ſie ſo ſchnell aus der Verlegenheit kam, *ſeine* Braut zu werden. Sie hatte längſt ein Auge auf den jungen Advokaten Robert, und er hatte beide

Augen auf sie. Doch rückte er mit keiner Liebesbeichte heraus; denn er fürchtete, im Organen-Examen nicht zu bestehen, und umzäumte daher immer seinen Kopf mit einer künstlichen, hoch aufgekräuselten und stark gepuderten Frisur, um Klaudinen dadurch von einer überraschenden Untersuchung abzuschrecken, die sie bisweilen, wenn sie zum Scherz aufgelegt war, bei ihren Bekannten anzustellen pflegte.

So stand noch die Sache, als er einst plötzlich unter dem Vorwand wichtiger Rechtsgeschäfte in die Residenz reiste und von Klaudinen auf einige Wochen Abschied nahm. Jetzt fühlte sie erst, wie lieb und werth er ihr war. Sie zählte die Stunden bis zum Tage der versprochenen Rückkehr. Aber diese Rechnung schlug fehl. Statt des Geliebten kam ein Schreiben von fremder Hand, mit der Nachricht: er sey in der Hauptstadt von einer schweren Krankheit befallen worden, befinde sich nun zwar wieder außer Gefahr, doch könne wohl noch ein Monat bis zu seiner völligen Genesung verstreichen.

Wie erschrack die zärtliche Klaudine! Hätten sie nicht die Ketten der Schicklichkeit gefesselt, sie wäre nach der Hauptstadt gepflogen, um die Wärterin des geliebten Kranken zu seyn. Sie mußte sich begnügen, ihm in Gedanken Arzeneien zu reichen und zudringliche Fliegen von seinem Bette zu jagen. Einige Trostbriefe, die bald nach einander einliefen und den guten Fortgang seiner Wiederherstellung berichteten, halfen ihr einen traurigen Monat überstehen. Am Ende desselben kam er selbst, der sehnlich erwartete Mann, und mit ihm alle Götter der Freude.

Klaudine machte gegen ihn die Bemerkung: er habe mit *einer ziemlich höflichen* Krankheit zu schaffen gehabt, denn *es sey keine* Spur von ihr auf seinem blühenden Gesichte

zurückgeblieben. Aber er wollte das nicht einräumen und klagte bitterlich: seine Krankheit habe grausam genug an ihm gehandelt, indem sie ihn aller seiner schönen Haupthaare beraubt und in die Nothwendigkeit gesetzt habe, sich mit einer Tour zu bedecken, um nicht, wie der Prophet Elisa, Kahlkopf geschimpft zu werden. „O lassen Sie das!“ sagte Klaudine: „Ihr Haarhäubchen kleidet Sie gut.“ — Das war auch nicht zu läugnen. Es bestand aus lauter natürlichen, weit auf die Stirne herabfallenden Löckchen, und gab also einen freundlichern Anblick, als seine vorige steife Pedantenfrisur.

Nur war es freilich kein festes Bollwerk gegen die Attaken der Gallisten; doch schien auch Robert dergleichen Angriffe jetzt weniger als vormals zu scheuen und bisweilen sogar vorsätzlich eine Blöße zu geben. Klaudine benutzte das bald und machte einst unter Lachen und Scherz, ohne daß er sich ernstlich dagegen sträubte, mit seinen Organen Bekanntschaft. Sie erstaunte über die Vortrefflichkeit derselben. Robert versprach einen ausbündig guten Ehemann, wie jeder seyn sollte.

Es versteht sich, daß sie das nicht laut sagte; doch ihre heitern Gesichtszüge waren die Verräther ihrer Gedanken, und machten ihm Muth, nach einigen Tagen als Freier aufzutreten. Er erhielt ohne Umstände und weitere Prüfung ihr Jawort.

Die Präliminarien der Hochzeit haben kein Interesse für uns. Wir begleiten die jungen Leute stracks in die Brautkammer, um zu sehen, was dort sich ereignet.

Nach langem Sträuben der züchtigen Klaudine waren sie im Begriff, das eheliche Prunkbett zu theilen; aber nun

verzögerte Robert dieſen wichtigen Schritt. Er ging mit einer ſchalkhaften Miene bei Seite, neſtelte mit langweiliger Behutſamkeit ſeine Haartour auf, legte ſie ab und kam kahlköpfig zurück. Jetzt ſah Klaudine mit Erſtaunen, daß die Blöße ſeines Hauptes kein Werk der Krankheit, ſondern der Scheere war. Mit ſtarren Blicken maß ſie ihn, wie eine auffallende fremde Geſtalt, von der Scheitel bis zur Sohle herab und wieder hinauf. Doch ungefähr in der Mitte des Rückweges wandte ſie plötzlich die Augen von ihm, that einen Schrei, ſtürzte unaufhaltſam fort und rannte wie ſinnlos in das Zimmer ihres Vaters, der noch mit der Tante Elſter beſchäftigt war, die Koſten der Hochzeit zu berechnen. „Hülfe! Hülfe!“ ſchrie ſie. „Robert iſt ein Betrüger!“ —

„Wie? was?“ fragten beide Calculatoren zugleich.

„Er iſt ein Betrüger; er hat mich mit falſchen Organen hintergangen.“ —

„Ei, wie wäre das möglich!“ ſagte die kunſterfahrene Tante.

„Es iſt nicht anders. Er war — ach! ich ſchäme mich, davon zu ſprechen.“ —

„Friſch von der Leber weg!“ ermahnte der Vater.

„Er war,“ — fuhr ſie mit niedergeſchlagenen Augen fort — „als ich nach meiner Art ſeinen Kopf unterſuchte, ganz frei von einem gewiſſen häßlichen Organ, und das hat ſich nun in einem hohen Grade bei ihm entwickelt.“ —

„Was hat ſich entwickelt?“ fragte die Tante.

Klaudine neigte ſich zu ihr hin und ſagte ihr den Namen des böſen Organs mit Erröthen ins Ohr.

Madam Elſter hatte Mühe, ſich des Lachens zu enthalten; doch zwang ſie ſich, ernſthaft zu bleiben. „Haſt

du denn," flüsterte sie, „die Hirnorgane deines jungen Mannes jetzt auf's Neue geprüft?"

„Nein," war die Antwort; „aber — Ich bitte, erlassen Sie mir eine nähere Erklärung." —

Cyrillus drang mit bürgermeisterlichem Ernst und Nachdruck auf Mittheilung des Geheimnisses, und Madam Elster beichtete es rein heraus, ungeachtet ihr Klaudine beide Hände auf den Mund legte. Der Vater schlug über das anstößige Organ ein beispielloses Gelächter auf. In diesem Augenblicke trat Robert (der schnell in den Bräutigams-Schlafrock geschlüpft war und vor der Thüre gehorcht hatte) ins Zimmer, mit der Haartour in der Hand. Klaudine drückte sich, als sähe sie ein Gespenst, in den entferntesten Winkel und verhüllte ihr Gesicht.

„Liebes Weibchen," sprach er in einem bittenden Tone, „höre meine Vertheidigung an!"

Sie saß wie ein tauber Stein und rührte sich nicht.

„Ich gestehʼ ohne Umschweife," fuhr er fort, „daß ich dich täuschte, aus Liebe täuschte. Mich erschreckten die Körbe, die Magister Täubling und Doktor Mauerbrecher wegen fehlerhafter Organe von dir erhielten; ich befürchtete, ungeachtet ich gewiß kein böser Mensch bin, ein ähnliches Schicksal und suchte mich dagegen mit künstlichen Tugend-Organen zu waffnen. Die vereinte Geschicklichkeit eines Perückenmachers und Wachsbossirers versorgte mich damit. Sie bearbeiteten diese Haartour nach der Zeichnung eines erfahrenen Schädelkenners, und ich schützte bei den besten Gesundheitsumständen eine schwere Krankheit vor, um das Kunstwerk unter dem verdächtigen Scheine der Nothwendigkeit auf meinem Kopf pflanzen zu können."

„*Nun, sehen Sie!*" rief Klaudine dem Vater und der

Tante zu. „Er ist, was ich gesagt habe. — Fort aus meinen Augen!“ —

„Recht so!“ fiel Madam Elster heftig ein. „Welche Achtung, welche Liebe und Treue kannst du vor einem Mann erwarten, der dir wie einem einfältigen Kinde ein X für ein U machte, dich um dein Jawort hinterlistig betrogen und die Organenlehre verspottete?“ —

„Das Letztere wäre wohl das kleinste Verbrechen;“ — sagte der Bürgermeister.

„Meinen Sie?“ fragte die Tante höhnisch.

Robert lachte dem Bürgermeister beifällig zu und stieß dadurch dem Fasse den Boden aus.

„Klaudine,“ sprach die Tante pathetisch, „ich schwöre dir bei den Sternen, daß du von meinem, ohne Ruhm zu melden, sehr ansehnlichen Vermögen, das ich dir als Universalerbin zugedacht habe, keinen rothen Heller bekommst, wenn du das unredliche Spiel, das mit dir getrieben wurde, verzeihst und nicht sofort auf die Ehescheidung dringst!“

„Ja, ich dringe darauf, das versprech' ich Ihnen!“ antwortete Klaudine. „Wer mich wie ein Gänschen behandelt und dadurch meinen Verstand beleidigt, macht mich zu seiner unversöhnlichen Feindin.“ —

Robert fing reumüthig an, sich zu entschuldigen, ward aber nicht gehört. Sie schlüpfte in ihr gewöhnliches Schlafzimmer und riegelte fest hinter sich zu.

„Es war nicht fein, Madam,“ sprach jetzt der Advokat zur Tante, „daß Sie meine Frau gegen mich aufreizten. *Wir werden morgen* sehr ernsthaft darüber sprechen.“ — *Ihrer hitzigen* Antwort nicht achtend, ging er nach dem

Brautgemach zurück, um sich ins einsame Bett zu werfen. Aber sie überholte ihn, stellte sich wie eine Schildwache vor die Thür und ließ ihn nicht ein. Er bat, nach einem langen Wortwechsel, ihm nur seine Kleider herauszureichen; allein auch diese wurden verweigert, weil sie besorgte, daß er, indem sie den Rücken wendete, in die Festung eindringen möchte. Kurz, er mußte nolens volens im Schlafrock abziehen und sich mitten in der Nacht in seine eigene Wohnung begeben.

Alle Versuche, Klaudinen mit sich auszusöhnen, schlugen fehl. Am Ende sah er ein, daß der Verlust einer solchen Thörin ein wahrer Gewinn für ihn war. Er willigte also in die Scheidung, und sie erfolgte.

Klaudine ward durch diese Geschichte die Fabel des Städtchens. Sie flüchtete vor dem allgemeinen Spott in die Arme ihrer Tante und setzte bei derselben das Organen-Studium fort. Seit einigen Monaten hat sie einen enthusiastischen Gallisten geheirathet und ist entschlossen, mit ihm in Deutschland umher zu reisen und in den Mittelstädten, die Doktor Gall seines Besuchs nicht würdigte, das Evangelium der Schädellehre zu predigen.

Der Kutscher wider Willen.

Die Klage, daß das Glück seine Gaben ungleich vertheile, ist so alt, als die Welt. Sogar im Fache der Liebe übt es diese Parteilichkeit aus. Manche Dame seufzt fruchtlos nach Einem Verehrer; andere haben Dutzende zu verschenken.

Eine so neidenswerthe Kapitalistin war Emilie zwar nicht; doch hätte sie aus ihrer Herzenskasse zwei nothleidenden Mitschwestern aushelfen können. Sie hatte also drei Liebhaber.

Für eine Wittwe von einundzwanzig Jahren, die eben so viel Geist als Schönheit besaß, war das nicht zu viel. Diese Eigenschaften verdankte sie jedoch nur einem Verehrer. Die übrigen liebäugelten mit ihrem Landgute und ihren Kapitalien.

Einer dieser Herren war der Kammerjunker, Baron Husch; ein Erzwitzling. Er machte einst auf seinen Nebenbuhler (der vorher eine Wechselbank gehalten hatte und jetzt als geadelter Titular-Finanzrath in Ruhe lebte) aus *dem Stegreif dieses* Epigramm:

Zahlen hat der Herr von Blei
Lebenslang geschrieben;
Aber er ist selbst dabei
Eine Null geblieben.

Der Finanzrath hatte den Namen mit der That: er war ein ganz bleierner Mensch, und es geschah ihm kein Unrecht, wenn man ihn eine Null in der geistigen Welt nannte. Seine Einfalt bewegte fast zum Mitleiden, und sein Geiz überstieg allen Glauben. Dennoch hätte er gewiß eine große Summe aufgeopfert, wenn es möglich gewesen wäre, den Kammerjunker damit auf eine erlaubte Art aus der Welt, oder wenigstens aus der Stadt zu schaffen, weil ihn dieser Schadenfroh überall mit der Geißel des Spottes verfolgte.

Emiliens dritter Liebhaber war ein achtungswerther Justizrath, den sie jenen Beiden weit vorzog und zu ihrem zweiten Gemahl bestimmte. Eines Abends erwartete sie seinen Besuch. Sie hoffte, sich ungestört mit ihm unterhalten zu können, da sie den Finanzrath auf seinem Landgute und den Baron bei Hofe vermuthete; aber plötzlich erschien der Geizige in einem prächtigen, gestickten Kleide von der neuesten Mode. Sie erschrack über seine Zierlichkeit; denn von ihm war zu erwarten, daß er diesen Aufwand nicht ohne Absicht gemacht hatte. Er kam auch wirklich mit dem Vorsatz, ihr seine Hand anzutragen.

Aber indem er kaum das Gespräch mit einer scharfsinnigen Kritik des unfreundlichen Herbstwetters eingeleitet hatte, fuhr ein Wagen am Hause vor, und der Kammerjunker hüpfte heraus. „Ei, wär' er doch, wo der Pfeffer wächst!“ rief der Finanzrath. „Ich will mich so lange, bis er wieder fort ist, in einem andern Zimmer verbergen.“ —

Allein zum Unglück hatte das Zimmer, wo sie sich eben befanden, nur Einen Ausgang, und dieser war zur Flucht unbrauchbar, weil der Kammerjunker schon mit leichten Sprüngen die Treppe herauf kam. Emilie war selbst in Verlegenheit. Sie sah voraus, daß er über den Finanzrath ganz ausgelassen witzeln und sie selbst nicht verschonen würde. Deßhalb that sie jenem in der Eile den Vorschlag, auf den Balkon zu treten, und schob' ihn hinaus, eh' er Ja oder Nein sagen konnte.

Der Baron schwatzte länger als eine Stunde und ließ eine Menge Menschen über die Klinge springen. Endlich kam auch der Finanzrath an die Reihe. „Diese Rechenmaschine, dieses trockne Einmaleins," — sprach er unter andern — „ist einer der abgeschmacktesten Menschen unter der Sonne. Und welche drollige Kürbisgestalt! — Ein Mann kann und darf häßlich seyn; aber er treibt dieses Privilegium zu weit. Ich habe, sobald er mir in den Wurf kommt, einen Hauptspaß mit ihm vor." —

Herr von Blei hörte jedes Wort und zitterte vor dem muthwilligen Schwätzer. Aber bald wurde seine Lage noch schlimmer. Ein heftiger Regenguß durchweichte ihn bis auf die Haut, und sein neues Prachtkleid war in einigen Minuten verwüstet. Er saß wie ein Frosch auf dem Boden des Balkons, der einem Teiche glich.

„Es regnet sehr unhöflich!" sagte der Kammerjunker. „Haben Sie die Güte, gnädige Frau, mir Ihren Wagen zu leihen. Ich habe den meinigen fortgeschickt, und wohne, wie Sie wissen, fast eine Meile von hier."

Emilie war mit Vergnügen dazu erbötig. Sie klingelte; *ein Jokei* erschien und sie befahl, der Kutscher solle *anspannen*.

„Er ist ausgegangen;“ sagte der Knabe; „ich weiß nicht, wohin.“ —

„Welche Unordnung!“ rief sie. „Was fangen wir an?“ —

„Ich habe nichts zu versäumen;“ sagte der Baron. „Mein Kutscher wird wohl so klug seyn, mich abzuholen.“ —

Sie erschrack. Jeden Augenblick des Justizraths gewärtig, mußte sie das Aeußerste wagen, sich von dem Baron zu befreien.

In dieser Absicht führte sie ihn unter dem Vorwand, ihm ihre Büchersammlung zu zeigen, in ein entlegenes Zimmer. Hier verließ sie ihn nach einigen Minuten und schloß leise die Thür hinter sich zu.

Er bemerkte seine Gefangenschaft nicht und blätterte ruhig in einem Journale. Indessen zog sie den triefenden Finanzrath aus dem Balkon und sagte: „Wählen Sie auf der Stelle: soll ich Ihre Freundin bleiben, oder wollen Sie auf immer aus meinem Hause verwiesen und augenblicklich dem Baron übergeben seyn?“ —

„Um des Himmels willen nicht!“ stöhnte das erschrockene Männchen. „Ich bitte um die Fortdauer Ihrer schätzbaren Freundschaft.“ —

„Nun, Herr Finanzrath, so gehen Sie ohne Verzug in den Stall, schirren Sie die Pferde an, hüllen Sie sich in den Mantel des Kutschers, und fahren Sie so unerkannt den Kammerjunker nach seiner Wohnung.“ —

„Welcher Auftrag, gnädige Frau! Ich verstehe nicht die Kunst, Pferde zu regieren, und ach! wenn er mich entdeckt —“

„*Keine* Einwendungen, Herr Finanzrath! Sie thun,

was ich sagte, oder werden Ihre Weigerung in der nächsten Minute bereuen.“ —

Er schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und ächzte die Treppe hinab. Emilie flog in das Bibliothekzimmer zurück, und nach Verlauf einer Viertelstunde meldete befohlener Maßen der Jokei: der Kutscher sey angekommen und der Wagen bereit.

Der Baron sprang hinein und sah den zitternden Kutscher nicht an. Die Fahrt ging Anfangs glücklich; aber ungefähr auf dem halben Wege warf der ungeschickte Pferdelenker den Wagen in eine tiefe Gassenrinne. Was fluchte der Kammerjunker! Er entstieg der obern Wagenthür wie ein Schornsteinfeger, prügelte den Kutscher und ging zu Fuß seines Weges.

Der Finanzrath nahm sein Trinkgeld stumm in Empfang. Er richtete mit Hülfe einiger vorbeigehenden Leute den Wagen wieder auf und ließ die Pferde heimtraben.

„Halt, mein Freund!“ rief eine bekannte Stimme. „Er fährt doch wohl nach Hause? Nehm' er mich mit!“ — Es war der Justizrath, der Emiliens Equipage kannte. Er stieg ein.

„Allerliebst!“ brummte der Mann auf dem Bocke. „Einen Nebenbuhler kutschirt man fort, den andern bringt man!“ —

An der Hausthüre drückte der Justizrath ihm einen Gulden in die Hand. Immer besser, als Schläge! dachte der Justizrath, indem er die Kutschermaske in den Wagen warf und davon ging.

Am folgenden Tage fand er sich zeitig bei Emilien ein und bat zum Ersatz für die ausgestandenen Leiden um *ihre Hand.*

„*Sie kommen zu spät*, lieber Herr Finanzrath!“ sagte

sie lächelnd. „Ich habe gestern dem Justizrath mein Jawort gegeben.“ —

Er stand wie vom Donner gerührt. Einige Stunden darauf erhielt der Kammerjunker denselben Bescheid, und Emilie überzeugte sich durch eine glückliche Ehe, daß sie aus dem Kleeblatt ihrer Liebhaber den besten gewählt hatte.

Der Korb.

Der Gerichtsdirektor Sempronius, ein stattlich wohlbeleibter Herr, ging eines Abends durch das ihm unterwürfige Dorf voll magerer Bauern spazieren, und beschäftigte sich mit dem Gedanken, welches Gütchen wohl zunächst in Konkurs fallen und ihm eine reiche Sporteln-ernte verschaffen würde. In dieser anmuthigen Betrachtung störte ihn der Lärm eines Gezänks, das aus einer nahen Hütte schallte. Er eilte hin und machte schon einen vorläufigen Ueberschlag, wie viel dabei zu verdienen seyn könnte, wenn das Glück wollte, daß sich die Zänker blutrünstig schlügen. Als er an die Hütte kam, stürzten sie heraus und rannten ihn beinahe über den Haufen. Es war ein armer Korbflechter und seine Frau. Er jagte sie, in der linken Hand einen neuen Korb und in der rechten einen tüchtigen Stock haltend, vor sich her, und versetzte ihr einige Hiebe. „Nun, ja doch!“ schrie sie. „Gott Lob und Dank, der Korb ist fertig!“ —

„Hollah! was gibt's hier?“ rief Sempronius und hob *schiedsrichterlich* sein spanisches Rohr.

Valentin, der Korbflechter, erschrack und zog behende *sein Mützchen ab*. „Nehmen Sie's nicht für ungut, ge-

strenger Herr!“ sprach er zitternd. „Wir sind schon wieder einig.“ —

Die hohe Obrigkeit ließ sich so kurz nicht abweisen, sondern bestand darauf, die Ursache des Streites zu wissen, und der gehorsame Unterthan begann nun folgende Beichte:

„Ich fing heute gegen Mittag an, diesen Korb zu flechten, und setzte mir das Ziel, vor Sonnenuntergang damit zu Stande zu seyn. Es glückte meinem Fleiß, und ich freute mich wie ein Kind. Gott sey Dank, rief ich jubelnd, der Korb ist fertig. — Aber meine Frau saß mürrisch wie ein alter Kater am Spinnrocken und gab keinen Laut von sich. Warum so still, liebes Hannchen? redet' ich sie an. Freue Dich doch auch ein Bischen und sprich: Gott Lob, der Korb ist fertig! — Was geht's mich an? knurrte sie. Ist er fertig, so ist er fertig! — Ich stellt' ihr vor: es koste ja nichts, die paar Wörtchen zu sprechen, und bat sie himmelhoch darum; doch sie that's mir durchaus nicht zu Liebe. Da ward ich wild, ergriff den Stock, und sobald ich hinten bei ihr anklopfte, fuhr das Lob Gottes vorn heraus, und nun sind wir wieder gute Freunde.“ —

Der Gerichtsdirektor lachte weidlich; und weil den armen Leuten, die nur das liebe Leben hatten, nichts abzusporteln war, so ermahnte er sie zur Eintracht und begab sich nach Hause.

Der Tisch war gedeckt. Herr Sempronius setzte sich mit seiner Hausehre und seinem Schreiber zum Abendessen und schmunzelte immer still für sich. „Worüber lachen denn Dieselben?“ fragte sie. Er erzählte jetzt mit lustiger Laune die Geschichte des Korbes.

„Und dieser schändliche Auftritt macht Dir Spaß?“ — sagte Madame Sempronia mit krauser Stirne. „Valentin ist ein Tollkopf, und die gute Frau hatte Recht, daß sie nicht wie ein Papagei nachplapperte, was er ihr vorsagte. Wozu war's denn nöthig? Ich hätte mich lieber von dem Wütherich erschlagen lassen, als seinem Eigensinn nachgegeben!“ —

„Ei, ei!“ entgegnete ihr Gemahl. „Ich vernehme höchst mißfällig, daß du dem trotzigen Weibe die Brücke trittst! — Du würdest doch wohl im gleichen Falle vernünftiger seyn, und die paar Wörtlein, die bei der Korbmacherin gleichsam an Ketten hingen, ohne Weigerung aussprechen, wofern ich dich darum freundlich ersuchte oder gar mit hausherrlichem Ernst auf Gehorsam dränge?“ —

„Nein, nein!“ schrie sie heftig und donnerte mit der Hand auf den Tisch. „Ich thät's wahrlich nicht, wärst du auch Papst oder Kaiser, und hättest einen Prügel, so dick wie ein Eichbaum!“ —

„Das wollt' ich doch sehn!“ erwiederte Sempronius und warf einen Blick auf seinen Braunen im Winkel.

„Komm an, so du Herz hast, du Großsprecher!“ kreischte sie, und stellte sich, beide Arme in die Seiten gestemmt, vor ihn hin.

Er sprang zornig auf, holte seinen korpulenten Spanier und befahl mit gewaltiger Stimme: sie solle Valentins Worte sogleich aussprechen oder ernsthafter Maßregeln gewärtig seyn. Dieser Drohung lachend, schlug sie ihm ein Schnippchen unter die Nase. Aber kaum empfand sie jetzt des Stockes Gewicht, da rief sie geschwind: „Gott Lob, *der Korb ist fertig!*“ —

Der bescheidene Schreiber hielt es für unschicklich, ein Zeuge dieser ehelichen Vertraulichkeit zu seyn und schlich vom Tisch in die Küche.

„Was gab's denn drin für eine Katzbalgerei?“ fragte die alte, häßliche Köchin.

„Hm! wenn Sie das morgen erfährt, ist's zeitig genug!“ antwortete der Schreiber verdrießlich.

„Aber ich, mein Herr, will's wissen, auf der Stelle wissen!“ schnäpperte Lisette, das Hausmädchen.

Die Dirne war jung und hübsch und die Herzenskönigin des Schreibers; was konnte der verliebte Fant unter solchen Umständen ihr abschlagen? Die Historie ward also haarklein erzählt.

„O, über die abscheulichen Männer!“ schmälte Lisette. „Mir sollten sie nur kommen mit ihren Korporalstöcken! Keinen Mucks brächten sie aus mir heraus.“ —

„Das ist leicht gesagt, mein Kind!“ versetzte der Schreiber. „Aber ein Stock kann große Dinge thun. Er macht Helden und bändigt Helden.“ —

„Sieh doch!“ spöttelte das Mädchen. „Pfeifst du aus diesem Tone? — Ich glaube, du hast selbst viel Anlage, ein Ehezuchtmeister zu werden.“ —

„Im Nothfall, warum nicht?“ antwortete lächelnd der Liebhaber.

„Unterstieh dich das!“ rief sie mit geballter Faust. „Es wäre dein Unglück!“ —

Das Schreiberlein fand sich im höchsten Grade beleidigt. Es entstand ein hitziger Wortwechsel. Die schadenfrohe Köchin mischte sich in den Streit und blies die Gluth des Zornes immer stärker an. Das liebende Paar fiel sich endlich in die Haare, und der obsiegende Federfechter lo-

ranzte seine Dulcine so lange, bis sie ausrief: „Gott Lob, der Korb ist fertig!“ —

Die Reue kam schnell nach der That. Er bot ihr mit Thränen die Hand zur Versöhnung.

„Geh' er seines Weges!“ sagte sie und stieß ihn von sich. „Er hat nun seinen Korb und wir sind ewig geschiedene Leute.“ —

Der Schreiber drohte, sich zu erhenken; doch das Tigerherz blieb ungerührt und die besprochene Heirath ging zurück.

Seit diesem Tage — denn die Geschichte begab sich vor uralten Zeiten — sagt man von einem abgewiesenen Freier: Er bekam den Korb.

Die Bücherschlacht.

Unter den zahlreichen literarischen Gastgebern, die in Deutschland Haus halten, war Herr Baldrian nicht der Geringste. Seine ansehnliche Leihbibliothek wuchs mit jeder Messe, wie ein rollender Schneeball. Ein fast bedenkliches Bild! Könnte nicht irgend ein Grübler meinen: man wolle damit auf Wässerigkeit hindeuten? — Einer solchen hämischen Auslegung ließe sich freilich zuvorkommen, wenn man das Bild wieder ausstriche; doch Pilatus sprach: „Was ich geschrieben habe, das hab' ich geschrieben!“ Dieser richterliche Ausspruch des jüdischen Landpflegers scheint auch heutiges Tages der Wahlspruch vieler Schriftsteller, die nicht gern die Feile brauchen, geworden zu seyn, und sie können es daher um so weniger übel nehmen, wenn man ihn einmal gegen sie selbst anwendet.

Baldrians Büchermasse wuchs also wie ein Schneewälzer, und setzte besonders immer mehr Ritter- und Räubergeschichten an. Er kannte seine Kunden, der erfahrene Bibliothekar, und man muß gestehen, daß sie *Geschmack* hatten. Was kann anmuthiger seyn, als ein *biederer*, deutscher Ritter, der alle Menschen wie ein Bär

anschnaubt und täglich seinen guten Stiefel trinkt, bis er unter den Tisch fällt? — Oder ein wackerer Räuberhauptmann, der seinen Dolch und sein Schwert fleißig mit Blut färbt? — Man kann in der That nichts Besseres lesen, als solche Geschichten, die das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden und Geist und Herz ungemein veredeln. Doch da es einfältige Leute genug gibt, die den Werth dieser vortrefflichen Schriften nicht einsehen und sie sogar nichtswürdigen Brack nennen; so hatte Baldrian auch für dergleichen Sonderlinge gesorgt, und sich noch tausend andere Bücher angeschafft, die zwar jenen unsterblichen Werken nicht das Wasser reichen, aber dennoch auch mitunter in Leihbibliotheken gesucht werden.

Der gesammte Bücherschatz war in einem einzigen Zimmer aufgestellt. Ein Nebenkämmerlein diente dem Herrn Baldrian zur Wohnung und Schlafstelle. Man schelte diese Ortsbeschreibung nicht kleinlich! Ist, wie hier, von einer Schlacht die Rede, so kann die Topographie des Wahlplatzes nicht genau genug seyn. Das lehrt Austerlitz. Dort sind, wie der eine Kampftheil behauptet, mehrere tausend Streiter mit Rossen und Wagen in einem See ertrunken, und dennoch gibt's, nach der Versicherung der andern Partei, in der ganzen Gegend kaum einen Froschpfuhl *. — Der Himmel und die Austerlitzer mögen wissen, wer Recht hat. Wir haben uns jetzt bloß um unsere Wahlstatt zu bekümmern.

Eines Abends kostete Baldrian verschiedene neue Meßfrüchte; sie wirkten wie ein kräftiges Opiat; er ging gähnend zu Bett, und schlief hart und fest. Aber mitten in der Nacht hörte er mit Schrecken einen gräulichen Lärm

* *Man sehe die von beiden Seiten öffentlich bekannt gemachten Schlachtberichte.*

in seiner Bibliothek. Alle Bücher schienen lebendig und toll geworden zu seyn. Der größte Aufruhr war in den Quartieren der Ritter und der Räuber. Ein widriges Gemisch zankender Stimmen kreischte durch einander. Sie stritten über den Beifall der Lesewelt. „Wir," — rief ein Löwenritter des seligen Spieß, der selbst ein Löwe unter den Schriftstellern war, indem er in sechs Jahren gegen fünfzig Bände schrieb — „wir ehrlichen altdeutschen Kämpen galten sonst alles! Unsere Abenteuer und Liebschaften setzten zahllose Federn in Bewegung. Wir waren die Helden der deutschen Scribenten und begeisterten sie wunderbar. Mancher Kandidat des heiligen Predigtamts, der in seinem Leben keine Lanze gesehen hatte, beschrieb unsere Turniere, und das Ding ließ sich lesen. Jedes Ritterbuch, gut oder schlecht, ward verschlungen. Besonders waren die schönen Frauen und zarten Dirnen ganz versessen darauf. Ach! das alles ist nun vorbei, seitdem ihr verruchten Buschklepper die Helden des Tages geworden seyd, und eine Menge Schriftsteller sich nicht schämet, mit euern eckelhaften Schandthaten das Papier zu besudeln!" —

„Schweig, Du altfränkischer Lanzenbrecher!" sprach Rinaldo Rinaldini, der Wortführer der Räuber. „Wir muthigen Waldbürger haben euch nun einmal aus dem Sattel gehoben, und Du, alter Degenknopf, wirst das icht ändern! Das Bessere behält am Ende die Ober- und; das ist der Gang der Natur. Die Welt ward's dlich satt, eure schwerfälligen Streithengste tummeln zu en und euch von Biederkeit und keuscher Minne schwatzen hören. Damit macht man sich heut zu Tage lächerlich. ismus, *sinnliche* Liebe und wilde Kraft, die alle Schran- durchbricht, — das sind die Geister der Zeit, die auch

uns zu kühnen Thaten entflammten und uns mit der heutigen Welt gleichsam befreunden.“ —

„Befreunden?“ — fiel der Löwenritter hohnlachend ein. „Mit Straßenräubern und Mördern befreunden? — Nein, so tief werden ehrliche Leute nicht sinken!“ —

„Greift doch in euern eignen Busen!“ versetzte Rinaldo. „Hätten denn etwa die sogenannten ehrlichen Leute mehr Ehre von euch? — Ihr selbst triebt ja vor alten Zeiten unser Handwerk! Oder war das kein Straßenraub, daß ein großer Theil der edlen Ritterschaft in Hohlwegen lauerte und den reisenden Kaufmann der Mühe überhob, seine Waarenbündel und Geldkatzen weiter zu tragen? — Diese Höflichkeit nannte man vom Stegreif leben, und es ward damals zum Sprichworte:

„Rauben und Stehlen ist keine Schande,
Thun es doch die Ersten im Lande.“ —

Ueber diesen Vorwurf entbrannte der Löwenritter und forderte seine Waffenbrüder auf, sich mit ihm gegen die Strauchdiebe zu verbinden. Rasch stellten sich die Ritter in Schlachtordnung und rückten in geschlossenen Reihen vor. Die Räuber, von Rinaldo und Schinderhannes angeführt, fielen ihnen hitzig in die Flanke und ersetzten durch List und Behendigkeit, was ihnen an Kriegskunst abging. Es entstand ein schreckliches Gemetzel, wobei freilich kein Blut floß. Der Wahlplatz war bald mit zerfleischten Ritter-Leichnamen bedeckt.

Auch andere Bücher mischten sich in den Kampf und schlugen sich entweder zu einer der streitenden Parteien, oder suchten im Getümmel ihre eigenen Feinde auf. Die Schriften der Gebrüder S. und des Herrn von K. geriethen besonders hart an einander. Den heftigsten Angriff

auf alles, was ihnen in den Weg kam, machten ein paar kritische Journale, die in einem Lesezirkel ausgedient hatten und nun unter dem Tische lagen. Diese zerlumpten Invaliden wurden jedoch schnell in die Pfanne gehauen. Das gesammte Bücherheer warf sich, über die vormals von ihnen erlittenen kunstrichterlichen Züchtigungen erbittert, ihnen entgegen und vernichtete sie. Nur einige papierne Familien blieben bei dem Hauptgefechte der Ritter und Räuber neutral, oder nahmen mehr neckend, als ernstlich daran Theil. Die Mährchen spukten in gräßlichen Gespenstergestalten umher; die Romane begossen die Kämpfer mit Wasser; die Trauerspiele ächzten und stöhnten; die Lustspiele lachten.

Das Getöse ward immer stärker, die Zahl der Leichen immer größer. Baldrian war in Verzweiflung, daß sich seine Ernährer so aufrieben. Er jammerte laut, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und — erwachte.

Warum nicht?

oder

die drei Brüder.

In der schattigsten Laube des väterlichen Schloßgartens saß Junker Adolph auf einem bequemen Armstuhl, den ihm immer ein Bedienter nachtragen mußte, weil die hölzernen Bänke dem verzärtelten Weichling zu hart waren. Er pflegte gern seines Leibes, und hatte schon, ungeachtet er erst zwölf Jahre alt war, einen guten Ansatz zur Gestalt eines wohlgenährten Prälaten. Essen oder schlafen — schlafen oder essen — war seine unabänderliche Tagesordnung. Er kam eben jetzt, ehe er sich in den Garten erhob, aus dem Bette, wo er gewöhnlich Mittagsruhe hielt, und machte sich nun frisch daran, ein großes Stück Kuchen zu schmausen, das ihm seine gnädige Mama, deren Augapfel er war, auf den Weg gab.

In derselben Laube, wo er sich niedergelassen hatte, beschäftigte sich Wilhelm, sein älterer Bruder, mit einer ihm von seinem Lehrer aufgegebenen Arbeit. Adolph sah schweigend und kauend ihm lange zu. „Leg' doch die Feder

weg!“ begann er endlich mit träger Stimme: „Du wirst mit dem Dinge doch heute nicht fertig!“ —

„Warum nicht?“ fragte Wilhelm, ohne vom Papier aufzublicken. Adolph blieb die Antwort schuldig, weil es ihm zu unbequem war, das Gespräch fortzusetzen.

Indessen flackerte Gustav, der jüngere Bruder, wie ein Irrwisch im Garten herum, und machte Miene, einen hohen Baum zu ersteigen. „Ja, da wirst du eben hinaufkommen!“ gähnte Adolph ihm zu.

„Warum nicht?“ sagte Gustav, und nach zwei Minuten saß er in der Krone des Baumes.

„Warum nicht?! — warum nicht?!“ — spottete der Kucheneſſer seinen Brüdern nach. „Immer habt ihr das dumme, das unausstehliche Wort im Munde!“ —

Indem er so schalt, trat der Vater, ein reicher Landedelmann, hinter einer Buchenwand hervor, wo er unbemerkt seine Söhne belauscht hatte. „Herunter, du Wildfang!“ rief er: „Dahin gehört das Eichhorn und der Vogel, nicht der Mensch!“ — Der kleine Wagehals stieg gehorsam von seinem grünen Throne herab. „Zisch aus!“ kreischte Adolph und schabte langsam mit dem rechten Zeigefinger auf den linken ein Rübchen.

„Gesegnete Mahlzeit!“ sprach der Vater und wandte sich lächelnd mit einer scherzhaften Verbeugung zum matten Spötter. „Im Großvaterstuhl und beim Kucheneſſen, mein Sohn, ist man freilich vor dem Halsbrechen sicher. Es gefiel mir aber nicht, daß du vorhin auf den Ausdruck: Warum nicht? so erzürnt warst. Ich nehme ihn gegen dich in Schutz. Er ist ein Ausruf des wahren Talents und der edeln Kühnheit; er ist ein Sporn, der den menschlichen Geist auf der Bahn der Tugend und des Ruhms vorwärts treibt! Wer treffliche Thaten und Werke nur an-

staunt, ohne dabei zu sich selbst zu sagen: warum du nicht auch? — der zeichnet sich gewiß nimmer in einer Kunst oder Wissenschaft aus, wird überhaupt in keinem Fache ein großer Mann! — Das Zauberwort: Warum nicht? begeistert den Weisen zu allem Schönen und Guten; wenn aber — das merke dir, Gustav! — wenn ein tollkühner Thor diese Formel zu seinem Wahlspruch macht, so ist sie eben so gefährlich, als ein geladenes Feuergewehr in der Hand eines Kindes."

Einige Jahre nach diesem Auftritt ging Wilhelm auf eine Universität. Er war kein außerordentlich genialischer Kopf und fand in den Gebieten der Rechtswissenschaft und der schönen Künste manchen steilen Berg, den er mühsam erklimmen mußte. Viele andere Jünglinge, die mit ihm auf demselben Wege waren, schwangen sich auf den Flügeln ihrer stärkern Geisteskraft leicht hinüber; er aber verzweifelte oft an sich selbst und an der Möglichkeit, sie einzuholen. Diese Niedergeschlagenheit dauerte jedoch nur so lange, bis er zu sich selbst sagte: „Warum nicht?" — Mit neuem Muthe beseelt, verdoppelte er dann seinen Fleiß, ersetzte dadurch, was ihm von der stiefmütterlichen Natur versagt worden war, und verließ die Akademie mit einem Schatz von Kenntnissen, den hundert Andere nicht aufzuweisen hatten, die zwar mit höhern Fähigkeiten begabt waren, aber Anstrengung scheuten.

Kurz darauf trat er in die Dienste des Staats und bildete sich durch rastlose Thätigkeit zu einem vorzüglichen *Geschäftsmanne*. Er bekleidete die verschiedenen Aemter, *die ihm stufenweise* anvertraut wurden, mit musterhafter *Redlichkeit, zog stets* das allgemeine Beste seinem Privat-

nutzen vor, suchte überall in seinen Wirkungskreisen Menschenwohl zu befördern, und besiegte alle Schwierigkeiten, die ihm aufstießen, durch den Talisman: Warum nicht? — Seine Verdienste blieben nicht unbelohnt und erhoben ihn endlich zum Staatsminister.

Als er schon, vom ganzen Lande verehrt und geliebt, diesem Posten vorstand, brütete Adolph noch hinter dem väterlichen Ofen und setzte sein unthätiges Pflanzenleben fort. Alle Bemühungen, den Dachs aus seiner Höhle zu bringen und ihn zu einer nützlichen Beschäftigung zu bewegen, waren fruchtlos. Man mochte ihm vorschlagen, was man wollte, es dünkte ihn zu schwer. Er ging nicht einmal auf die Jagd, was doch der bequemste Landadel nicht zu unbequem findet. Nur dann, wenn etwa lustige Köpfe den Zweifel erhoben, ob er einen gebratenen Hasen oder Truthahn allein verzehren könne, sprach er muthig: „Warum nicht?“ und sein tapferer Magen trug jederzeit über die Ungläubigen einen glänzenden Sieg davon. Unter solchen Heldenthaten (wozu er sich täglich durch einen zwölfstündigen Schlaf, die Mittagsruhe ungerechnet, Kräfte verschaffte) ward er alt und grau, und hieß noch immer im Hause und im Dorfe der junge Herr, wie man ihn seit fünfzig Jahren zu nennen gewohnt war.

Gustav lebte rascher. Er hatte Lust zum Kriegsstande und ward in seinem siebenzehnten Jahre Officier bei einem Regimente leichter Reiter. Ein Theil seiner Kameraden war ein wilder Schlag junger Leute, die sich Ausschweifungen aller Art erlaubten und darin Ehre suchten; er aber verdunkelte sie insgesammt in diesem Fache. Machten sie sich bisweilen Bedenken, irgend einen muthwilligen

Einfall, der schlimme Folgen befürchten ließ, auszuführen, so rief er hohnlachend: „Warum nicht?“ und brach keck den Lorbeer, der ihnen unerreichbar geschienen hatte. Sie klatschten ihm Beifall zu und mißbrauchten bei jeder Gelegenheit seine falsche Ruhmbegierde. Er unternahm blindlings die schlimmsten Dinge, sobald seine Freunde Mißtrauen äußerten, daß er Muth dazu habe.

Einst stieg er nach einem unmäßigen Trinkgelage mit seinen Zechbrüdern zu Pferde und sprengte vor's Thor. Sie ritten mit verhängtem Zügel über Stock und Block, und kamen endlich an einen breiten Graben, der ihrem Wettrennen Einhalt that. Die kühnsten Reiter unter ihnen behaupteten, kein Pferd sey im Stande, hinüberzusetzen. „Warum nicht?“ rief Gustav und gab seinem Gaul die Sporen. Das muthige Thier nahm alle Kräfte zusammen; aber unvermögend, die weite Kluft zu überspringen, stürzte es mit ihm so unglücklich, daß er ein Bein brach.

Durch diesen Schaden ward er nicht klug. Kaum geheilt, begann er sein wüstes Leben von Neuem. Doch die Liebe, die schon manchen Wildfang zähmte, legte auch ihm jetzt einen Zügel an. Rosalie, die schöne und kluge Tochter eines wackern Edelmannes (der nahe bei Gustavs Garnisonsstadt einen Rittersitz bewohnte) gewann über den Wüstling so viel Gewalt, daß er ihr, wenn sie ihn von Thorheiten abmahnte, wie ein Kind folgte. Dieser Gehorsam ward durch Gegenliebe belohnt, und es hatte den besten Anschein, daß sich Rosaliens Zögling in ihren Gemahl umwandeln werde. Aber ein neidischer Nebenbuhler, der Kammerjunker M**, suchte ihn, wo es nur möglich war, zu seinen vorigen Ausschweifungen wieder zu verleiten, um ihn dadurch bei dem Fräulein verhaßt zu

machen. Jenes gelang ihm endlich auf eine schreckliche Weise.

An einem schönen Sommertage machte Gustav mit Rosalien und ihren Eltern eine Spazierfahrt, bei welcher sich auch der Kammerjunker zur Gesellschaft aufdrang. Sie fuhren nach einer Gegend, die durch Ruinen einer alten Ritterburg viel romantische Anmuth erhielt. Auf einer Felsenklippe, die sich über einen Abgrund erhob, ragten die schmalen, zackigen Trümmer eines halbverfallenen Thurmes gleich einer langen Feuerleiter hoch in die Luft empor und fesselten jedes Auge. Man fand dort immer Leute, die sich an dieser Ansicht ergötzten; aber seit Jahrhunderten war es keinem Menschen in den Sinn gekommen, an dem verwitterten Thurmgerippe emporzusteigen. Der Kammerjunker warf die hinterlistige Frage auf: ob dieß wohl möglich sey. — „Warum nicht?“ erwiederte Gustav. Jener behauptete nun mit höhnischem Lächeln das Gegentheil, und trieb dieß absichtlich so lange, bis Gustav, durch diesen hartnäckigen Widerspruch erhitzt und beleidigt, zum Felsen hinflog, um sein Wort durch die That geltend zu machen. Rosalie und ihre Eltern baten ihn dringend, dieses gefährliche Wagestück zu unterlassen; aber er hörte nicht, kletterte wie eine Katze an dem zerstörten Gemäuer hinauf, erreichte glücklich die Spitze und stellte sich auf einen Kragstein, der sich wie der Arm eines Wegweisers über den Abgrund hinstreckte. Indem aber hier der Verwegene triumphirend den Hut schwenkte, riß sich der lockere Stein unter seinen Füßen von der Mauer los und stürzte mit ihm in die Felsentiefe hinab. Rosalie und ihre Eltern eilten mit Entsetzen dem Verunglückten zu Hülfe. Doch keine *Rettung war möglich*; man fand ihn zerschmettert.

Lange Jahre nachher besuchte Wilhelm einst seinen Vater, und sie luſtwandelten mit einander im Garten. „Erinnerſt du dich noch, mein Sohn,“ ſprach der achtzigjährige Greis, „daß ich eines Tages — es werden nun wohl vierzig Jahre her ſeyn — auf der Stelle, wo wir ſtehen, deinen Ausdruck: Warum nicht? gegen Adolphen vertheidigte? — O, wie wunderbar erfüllten dieſe zwei Worte, was ich damals gleichſam von ihnen weiſſagte! Dich erhoben ſie auf die höchſte Stufe der Ehre; Guſtaven ſtürzten ſie in ein frühes Grab, und Adolph, dem ſie ein Aergerniß waren, blieb bis dieſen Augenblick eine unnütze Laſt der Erde. — Erzähle, mein Sohn, deinen Kindern Guſtavs warnende Geſchichte, und ſtelle dich als Gegenbild auf, damit auch ihnen dein edles Warum nicht? eine Triebfeder der Tugend und Thätigkeit werde!“ —

Der fromme Betrug.

1.

Herr von Wüſthof vertauſchte die Kinderſchuhe mit dem Officiersdegen, und ließ ſogleich allen Begierden und Neigungen ſeiner feurigen Natur den Zügel ſchießen. Seine vorherrſchende Leidenſchaft war die ſinnliche Liebe. Er machte ſchnell die Bekanntſchaft der berufenſten Buhlerinnen, die in der großen Stadt, wo ſein Regiment in Garniſon lag, ihr Netz ausgeſpannt hatten. Von ihnen verführt, ward er ſelbſt ein Verführer. Er blendete ſchuldloſe Mädchen durch Eheverſprechen, hielt aber nie ſein Wort, ſondern zog ſich immer durch eine Summe Geldes, die ſein nachſichtiger Vater hergab, aus dem Handel.

Dieſe Ausſchweifungen ſetzte er, durch keine Feldzüge geſtört, bis in ſein fünfzigſtes Jahr ſo thätig fort, als es ſeine nach und nach ermattenden Lebensgeiſter erlaubten. Jetzt ward er durch den Tod ſeines Vaters unbeſchränkter Herr großer Güter in Deutſchlands ſchönſten und fruchtbarſten Gefilden. Um ſie zu bewirthſchaften, trat er mit dem Charakter eines Oberſten aus dem Kriegsdienſt und zog auf's Land.

Kaum saß er im Schooße seiner Reichthümer, so ward er aus einem Verschwender ein Sklave des Geizes. Aber der Dämon der Wollust wich nicht von ihm, und seine Grundsätze hatten sich so wenig gebessert, daß er noch immer das Versprechen der Ehe zur Angel der Verführung brauchte.

2.

Auf einer Reise, die er bei der Uebernahme seiner Besitzungen nach seinem entlegensten Landgute machte, sah er dort ein blühendes siebzehnjähriges Mädchen von seltner Schönheit. Es war Antonie, die vater- und mutterlose Tochter eines verstorbenen Pfarrers. Sie gefiel ihm ungemein; aber desto weniger behagten ihm die Nachrichten, die er über sie einzog. Die Landleute sprachen von ihr wie von einer Heiligen, und er hätte lieber gehört, daß sie eine Sünderin sey. Dessen ungeachtet blieb er entschlossen, sie in Versuchung zu führen. Er zweifelte auch keinen Augenblick an einem glücklichen Erfolg, weil er Shakspears berühmtes Wort: „Schwachheit, dein Name ist Weib!“ schon zu oft bestätigt gefunden und dadurch den Glauben verloren hatte, daß die Tugend irgend eines Frauenzimmers unerschütterlich sey.

Antonie wohnte bei weitläufigen Verwandten, die, von der Theuerung aus einer benachbarten Stadt vertrieben, ein Dorf zu ihrem Aufenthalte gewählt hatten. Sie ernährte sich und diese verarmte Familie durch weibliche Kunstarbeiten, die ihr leicht und zierlich von der Hand gingen. Der Oberste, der das erfuhr, kam geschwind auf den Einfall, in eigener Person bei ihr Manschetten zu bestellen. Unwissend, was für ein gefährlicher Mann er

war, empfing sie ihn, als Territorialherrn, mit Ehrerbietung, und hielt seine altdeutsche, treuherzige Biedersprache, womit er trefflich zu täuschen verstand, für reine Töne eines edlen Gemüths. Es lag in seinem Plan, sich nicht voreilig zu entlarven. Aber seine Vorbereitung auf ein anständiges Betragen wäre kaum nöthig gewesen; denn Antonie selbst zwang ihn, sich bescheiden gegen sie aufzuführen. Ihr feines, sittsames Benehmen gebot Achtung und war ein Schild wider männliche Zudringlichkeit.

Der Oberste unterließ keinen Tag, sich nach seinen Manschetten zu erkundigen. Doch, wenn er seinem eigentlichen Zweck durch ein freies Wort näher treten wollte, stockte die Zunge, wie durch magische Bande gefesselt. Antoniens gebildeter Geist hielt ihn immer in den gehörigen Schranken.

Auf diese Weise verstrichen einige Wochen. Nun nahm er, so zu sagen, einen Anlauf, und faßte mit Anstrengung den Muth, Antonien seine Liebe zu erklären. Erröthend bat sie um Verschonung mit solchem Scherz; doch er betheuerte mit Eidschwüren die Wahrheit des ihr gestandenen Gefühls und drückte seinen feurigen Zusicherungen das Siegel eines Heirathsantrages auf. Staunend erinnerte sie ihn an die Ungleichheit ihrer Herkunft und warnte ihn vor dem Tadel der vornehmen Welt, den er durch eine Mißheirath auf sich laden würde. „Was thut das?“ war seine Antwort. „Der Adel des Geistes und Herzens gilt in den Augen aller Vernünftigen mehr, als der Adel des Geschlechts, oder gar der käufliche Papieradel. Zudem bin ich ein freier Mann, habe von meinem Thun und Lassen Niemanden Rechenschaft zu geben, und frage den Henker *nach den Urtheilen* übermüthiger Menschen, die sich von *Standesgrillen* beherrschen lassen.“ — In diesem Tone

wies er alle Einwendungen zurück. Es ward eine Stunde lang für und wider die Sache gestritten. Da jedoch der Antrag für die arme, verlassene Antonie allerdings viel Reiz hatte, und sie den Obersten, durch seine Maske getäuscht, als einen braven Mann schätzte, so war es wohl kein Wunder, daß sie am Ende nachgab und ihm mit jungfräulicher Zucht und Ehrbarkeit einen bescheidenen Brautkuß vergönnte.

Wüsthof war in diesem Augenblicke noch mit sich selbst uneins, ob er das gute Mädchen, für das er wirklich einen Anflug von echter Herzensliebe fühlte, glücklich oder unglücklich machen wolle. Er hatte daher die Vorsicht, Antonien zu bitten, sie möchte sein Verhältniß zu ihm vor der Hand noch Niemanden entdecken. Sie versprach's ohne Argwohn, und er schwankte mehrere Tage lang zwischen Redlichkeit und Büberei; doch neigte sich endlich die Wage seiner Unentschlossenheit fast ganz auf die bessere Seite, und er würde wahrscheinlich dießmal sein Gelübde erfüllt haben, wenn nicht Antonie, in einer unglücklichen Stunde von ihrer Klugheit und ihrem Schutzengel verlassen, dem dringenden Wollüstling eine Gunstbezeigung zugestanden hätte, die er erst nach der Vermählung zu erwarten berechtiget war.

3.

Dieser Sieg dämpfte das Feuer seiner Leidenschaft; doch blieb er immer noch halb und halb geneigt, als ein ehrlicher Mann zu handeln. In dieser Stimmung beurlaubte er sich am folgenden Tage von seiner Braut und reiste *mit dem Versprechen*, die Zeit der Hochzeitfeier schriftlich *zu bestimmen, nach* seinem gewöhnlichen Wohnorte zurück.

Kaum dort angelangt, ward er von einem Gränznachbar zu einem festlichen Mahle geladen, bei welchem der Landadel aus einem Umkreise von sechs Meilen sich einstellte. Der Oberst ritt zeitig hin und beobachtete, in ein Fenster gelehnt, die Ankunft der übrigen Gäste, die ihm meistens fremd waren, weil er seit vielen Jahren seine Heimath nicht besucht hatte. Gewöhnt an die moderne Eleganz der Hof- und Stadtwelt, gaben ihm mancherlei altfränkische Figuren, die mit steifen Parade-Reverenzen auftraten, ein erheiterndes Schauspiel.

Unter andern erschien eine ältliche Dame, die mehr, als alle andere, dem Zeitgeiste trotzte und sich seinen Gesetzen weder in Kleidung noch Sitten unterworfen hatten. Mit einem großen Reifrocke segelte sie wie ein Schiff durch die Thür; und überhaupt war sie, vom Spitzenthurm ihrer Fontange an bis zu den winzig kleinen Demantschnällchen ihrer unmäßig hochgestelzten Schuhe herab, ein lebendiges Journal des Luxus und der Moden des Alterthums. Doch die Schale hätte man allenfalls übersehen, wäre nur der Kern ihrer langen, dürren Gestalt etwas genießbarer gewesen.

„Wer ist diese häßliche Kreuzspinne?“ flüsterte Herr von Wüsthof einem Bekannten ins Ohr.

„Frau von Goldammer,“ antwortete dieser: „eine steinreiche Wittwe, die sich mit hunderttausend Thalern nicht auskaufen läßt und gern noch eben so viel erheirathen möchte. Sie, lieber Wüsthof, wären ganz ihr Mann! Ich dächte, Sie — —“

„Mich friert bei Ihrem Scherz,“ fiel der Oberst ein. Aber dennoch schien ihm die Dame nicht gleichgültig. Er fragte, ob ihr Vermögen in liegenden Gründen oder sichern Kapitalien bestehe, und horchte mit gespannter Aufmerk-

samkeit, als ihm sein Freund darüber Auskunft gab. Dieser, ein alter, in Ruhestand versetzter Hofmarschall, merkte sogleich, wo der Wind herkam, und freute sich, daß ihm hier vielleicht eine Gelegenheit blühe, einen Kuppelpelz zu verdienen; denn er war weit und breit der betriebsamste Eheprokurator, und ward dieses Geschäfts nicht überdrüßig, ungeachtet man ihn oft hintenher, wenn die von ihm gestifteten Heirathen übel ausschlugen, die Hölle wünschte.

4.

Auf seine geheime Veranstaltung traf den Herrn von Wüsthof das unbeneidete Loos, daß ihm der Hauswirth seinen Tafelplatz neben der schönen Wittib anwies. Der Gelegenheitsmacher setzte sich auf der andern Seite neben sie. Ihr Reifrock breitete seine Flügel über die Kniee und Schenkel ihrer Nachbarn aus und veranlaßte den Kriegsmann, ihn ein Bollwerk zu nennen, hinter welchem man vor Angriffen sicher sey.

„Nur nicht vor den Pfeilen des Liebesgottes!“ fiel der Hofmarschall ein und bestrich den Obersten und die Dame mit einem bedeutenden Blick.

Herr von Wüsthof, dem dieser Spaß ein Schauerchen einjagte, stellte sich blind und taub; aber seine Nachbarin nahm keinen Anstand, die Schmeichelei auf sich zu beziehen und mit einem schalkhaften Fächerschlage zu vergelten.

Der Hofmarschall schmiegte sich nun so nahe, als es der Reifrock erlaubte, an Frau von Goldammer, und erstattete über den Obersten, den sie zum ersten Mal sah, *in einer langen* Ohrenbeichte ausführlichen Bericht. Er *rühmte die* Vortrefflichkeit seiner schuldenfreien Landgüter, *berechnete die* Summen des Ertrags, schilderte ihn als

einen tüchtigen Landwirth, lobte seinen Charakter, und schloß mit der Nutzanwendung: es fehle ihm nichts, als eine würdige Gemahlin, um der glücklichste Mann auf dem Erdenrunde zu seyn.

„Also noch Hagestolz?“ fragte sie mit einem kalt hingeworfenen Tone, um ihre aufwallende Freude dahinter zu verbergen.

„Ich bitt' um Verzeihung, meine Gnädige!“ versetzte der Marschall. „Hagestolze — hab' ich die Ehre, Ihnen zu sagen — nennt man nach unsern Gesetzen nur diejenigen verstockten Sünder, die fünfzig Jahre, drei Monate und drei Tage in die Welt hineinlebten, ohne zu heirathen. Aber von diesem Alter ist unser Oberst noch weit entfernt, und er wird es sich auch im Junggesellenstande nicht auf den Hals kommen lassen.“

„Wer weiß!“ sagte die Dame. „Die Herren Officiers sind, aus Liebe zu einem ungebundenen Leben, meistens ehescheu.“

„Das ist bei meinem Freunde nicht der Fall,“ entgegnete der Marschall. „Er vertraute mir im Gegentheil kurz vor der Tafel, daß er je eher je lieber Hymens Rosenfesseln zu tragen wünsche.“

„Ei, ei!“ sprach Frau von Goldammer. „Drückt er sich so poetisch aus?“

„In der Regel nicht,“ antwortete der Marschall. „Ihro Gnaden machten ihn blos auf einen Augenblick zum Dichter.“ —

„Ich? — Wie soll ich das verstehen?“ —

„Die gnädige Frau waren eben in den Saal getreten, als er, die Augen auf Sie geheftet, jene poetische Floskel *aussprach*. Er fragte dann geschwind nach Dero Namen *und Verhältnissen*, und als er von Ihrer Wittwenschaft

hörte, ward er auf einmal so heiter und froh, wie ich ihn noch nie gesehen habe.“ —

„Sie schwärmen, Herr Hofmarschall!“

„Keinesweges, meine gnädige Frau! Ich könnte noch mehr sagen; doch das Vertrauen der Freundschaft ist mir heilig. Nur so viel glaub' ich verrathen zu dürfen, daß er mir einen Wink gab, das gegenwärtige Arrangement unserer Tafelsitze zu treffen.“ —

„Herr Hofmarschall, Herr Hofmarschall! Sie verlassen sich darauf, daß ich nicht so indiscret seyn werde, ihn über den Grund oder Ungrund Ihrer Mährchen zu befragen.“ —

„Meiner Mährchen? — O, ich unschuldiger Märtyrer der Wahrheit! Die Zeit wird mich rechtfertigen.“ —

5.

Frau von Goldammer schielte während dieses Gelispels oft nach dem Obersten hin. Er schloß daraus, die Rede sey von ihm, und war nicht böse darüber, weil er hoffte, daß ihn der Ehemäkler bestens empfehlen würde. Das war sein Wunsch; denn der Zauberstab des Goldes hatte die häßliche Kreuzspinne schon vor seinen Augen in ein recht leidliches Frauenzimmer verwandelt, und er brachte, als er sein und ihr Vermögen in Gedanken flüchtig zusammenrechnete, ein entzückendes Facit heraus.

Aber — wird mancher Leser fragen, dachte denn der heillose Mann nicht an seine Braut?

O ja, er dachte, wie er sie allenfalls wieder los werden könnte. — Eine Treulosigkeit mehr oder weniger galt ihm gleich, und hier schien vollends viel dabei zu gewinnen.

Das war für den Geizhals ein mächtiger Antrieb, sich über alle Bedenklichkeiten hinwegzusetzen.

Als sich das leise Gespräch zu sehr in die Länge zog, fand er für rathsam, es zu unterbrechen. Die Dame hätte sein beharrliches Stillschweigen ja sonst als einen Mangel an Achtung gegen sie auslegen können.

„Herr Hofmarschall," fing er an, „Sie werden mit mir in einen ernsthaften Handel gerathen!" —

„Warum denn, lieber Oberster?" fragte Jener.

„Darum, mein, Herr," entgegnete Wüsthof, „weil Sie die Unterhältung mit unserer liebenswürdigen Nachbarin für ein Monopolium ansehen und mich ganz davon ausschließen." —

„O Himmel!" kreischte Frau von Goldammer dazwischen: „Das gibt Stoff zu einer Komödie, wenn ich noch in meinen alten Tagen ein Duell veranlasse." —

Schmeichelnd beruhigte sie der Oberst. Sie zierte sich wie ein Aeffchen und schlug alle Saiten an, von welchen sie glaubte, daß sie ihm lieblich tönen würden. Zuerst erhob sie seine Güter bis in den Himmel, dann hielt sie den ihrigen eine bescheidene Lobrede; doch klagte sie, daß es ihr seit dem Tode ihres unvergeßlichen Gemahls sehr schwer werde, ihre störrischen Bauern und Dienstleute in Ordnung zu halten.

Bei dieser Stelle machte sie eine Pause und seufzte hinter dem Schnupftuche, womit sie bei der Erwähnung des seligen Herrn die Augen bedeckte.

Nach dieser Todtenfeier beschwerte sie sich über ihr allzu weiches Herz, dem es durchaus nicht möglich sey, sich zu einiger Strenge, auch nicht zu der gerechtesten, zu entschließen.

Hier lächelte der Hofmarschall mit abgewandtem Gesicht.

und erzählte seiner Nachbarin auf der andern Seite: Frau von Goldammer mache sich täglich das Vergnügen, ihren weiblichen Hofstaat mit einer selbst verfertigten Knute * zu kasteien.

Während der Zeit führte sie viele Beispiele von ihrer Sanftmuth an. Ihr seliger Mann, sagte sie, sey bisweilen ein kleiner Murrkopf gewesen; aber sie habe ihn auf den Händen getragen und mit keiner Miene beleidiget.

„Ach Gott!" raunte der Hofmarschall seiner Nachbarin ins Ohr: „wie oft war ich Zeuge, daß sie ihm Maulschellen gab, die er gehorsamst einsteckte!" —

Frau von Goldammer fuhr indessen in der Schilderung ihrer Tugenden fort. Mitunter berief sie sich auf das Zeugniß des Marschalls, daß sie die Farben nicht zu stark auftrage, und er war so gefällig, auf der rechten Seite das zu bejahen, was er in demselben Moment auf der linken verneint hatte.

Zuletzt, als das Dessert eben in Umlauf kam, stellte sich die gefühlvolle Seele auch als eine zarte Schutzpatronin der Thierwelt dar. „Mein Kutscher," sagte sie, „darf nur im Schritt fahren, und der Gebrauch der Peitsche ist ihm ganz untersagt. O, könnten sie reden, meine Kanarienvögel und Nachtigallen, meine Kätzchen und Hündchen! Sie würden rühmen, wie liebevoll ich mit ihnen umgehe, und wie ich des Morgens nichts eher genieße, als bis sie sammt und sonders gespeist und getränkt sind. Aber ich hab' auch die Närrchen durch meine Güte verzogen und sie, zum Beispiel, verwöhnt, daß sie immer Konfekt oder sonst eine Näscherei erhalten müssen, wenn ich außer dem Hause gegessen habe. Herr Oberst, Sie sollten den Tumult sehen,

* *Eine in Rußland übliche Peitsche, die aus einer Menge von Stricken besteht, in welche viele Knoten geknüpft sind.*

wenn ich zurückkomme! Da springt es, bellend und miauend, um mich herum, da schreit es mir mit weitgeöffnetem Schnabel und ausgespreitzten Flügeln entgegen. Ich dürfte mich wahrlich nicht unterstehen, mit leerer Hand zu erscheinen! Sie fingen, glaub' ich, eine gefährliche Rebellion gegen mich an." —

„Das wollen wir doch ja verhüten!" sagte der Oberst: „Mit Rebellionen ist nicht zu spaßen!" — Er griff jetzt mit seinen langen Armen rechts und links auf dem Tische herum, langte ihr die Konfektteller zu und ermahnte sie, dem besorglichen Aufruhr entgegenzuarbeiten.

Das war ihr recht. Sie hatte das Gespräch von ihrer Menagerie absichtlich begonnen, um souragiren zu können, und füllte nun die innerhalb ihres Reifrocks angebrachten großen Provianttaschen ohne Scheu. Einige Damen sahen ihr mit starren, neidischen Blicken auf die Hände; andere winkten sich lächelnd mit den Augen, und der Glossenmacher zischelte seiner Vertrauten zu: „Glauben Sie denn, daß die Hündchen und Kätzchen etwas davon bekommen? Point du tout! Sie plündert unter diesem Vorwand bei allen Gastmählern, stapelt aber die Beute sorgfältig auf, und wenn sie denn über kurz oder lang den Familien, bei denen sie herumgeschmaust hat, einen Gegenschmaus gibt, so bestellt sie aus jenem Magazine den Nachtisch, und beträufelt, wie man im gemeinen Leben sagt, die Gäste mit ihrem eigenen Fette." —

6.

Nach der Tafel baute der wetterwendische Eheprokurator *sein angefangenes* Werk auf dem gutgelegten Grunde fort, *und erwarb sich* in der Gesellschaft manchen Gehülfen, der

theils den Oberst, theils die empfindsame Wittwe bei Seite zog und nach erhaltener Vorschrift bearbeitete. Da sie schon eine zärtliche Neigung für einander gefaßt hatten, so war nach dem Sprichworte den Gelehrten gut predigen. Wüsthof gestand: Frau von Goldammer sey eine scharmante, geist- und gefühlvolle Dame, und sie erklärte ihn für einen wackern, verständigen Kavalier. Die Agenten des Hofmarschalls überschritten nun zum Theil ihren Auftrag, und erboten sich dem Oberst auf der Stelle zu Freiwerbern. Er lehnte das freilich ab; doch that er es in der freundlichsten Laune, die deutlich zu erkennen gab, daß er gegen die Sache selbst nichts einzuwenden habe, sondern nur den Anstand beobachten und nicht mit der Thüre ins Haus fallen wolle.

In der folgenden Nacht erschien ihm Frau von Goldammer im Traume. Sie saß an einer Tafel, die mit hohen Pyramiden von Gold und Silber belastet war. Er stand nicht weit davon und staunte. Da winkte sie ihm, mit der Hand auf ihre Reichthümer zeigend, als wollte sie sagen: „Das alles ist Dein, so Du niederfällst und mich anbetest!“ — Er wollte sich ihr zu Füßen werfen. Aber in diesem Augenblicke ward sie so häßlich wie der Geist, der einst mit jenen Worten die Schätze der Welt ausbot, und auf der andern Seite kam Antonie, schön wie ein Engel, mit thränenden Augen gegangen. Ihr Anblick erschütterte den Träumer. Er kehrte der Mißgestalt den Rücken und wandte sich zu dem Mädchen. Plötzlich hörte er ein betäubendes Gerassel von Goldmünzen. Er sah sich um. Frau von Goldammer schüttete einen ungeheuern *Getreidesack voll* Dukaten auf den Fußboden aus, und es *entstand ein goldner* Berg, der ihr über den Kopf wuchs

und sie ganz verbarg. Nur eine Hand bewegte sich hervor und lud, freundlich wedelnd, den Oberst ein, von dem Golde zu nehmen. Unwiderstehlich hingerissen, griff er zu und reichte eine Hand voll Antonien, die sich getröstet und dankfagend entfernte. Schnell trat nun Frau von Goldammer hinter dem Gebirge hervor und preßte ihn mit einer so gewaltsamen Inbrunst in ihre Arme, daß er, vor Schmerz laut aufschreiend, erwachte. —

Er dachte jetzt dem Traume nach und hielt ihn für eine gute Vorbedeutung, daß sich Antonie ohne Umstände mit einem Stück Geld werde abfinden lassen. Doch war er gesonnen, sich nicht damit zu übereilen, sondern diese fatale Ausgabe so lange als möglich zu verschieben; denn er schmeichelte sich, auf diese Art vielleicht ganz davon loszukommen, weil sich Antonie, wie er glaubte, zu einer dringenden Bettelei nicht erniedrigen würde. Das dünkte ihn, jemehr er darüber nachdachte, immer wahrscheinlicher, und er haderte am Ende sogar mit sich selbst, daß er im Traume so unbesonnen gewesen war, eine Hand voll Dukaten ohne dringende Noth wegzuschenken. Uebrigens sah er die bärenhafte Umarmung, die ihm einen Schrei auspreßte, für kein böses Vorzeichen an. Was sie betraf, dachte er: Träume sind Schäume.

Bei Anbruch des Tages übergab er seinem Leibjäger eine Liste von Personen, die er zu einem Mittagsmahle einladen sollte. Frau von Goldammer stand oben an. Die Gasterei war drei Tage darauf angesetzt. Er machte dazu verschwenderische Anstalten, ungeachtet sich sein Geiz heftig dawider auflehnte.

7.

Frau von Goldammer schlug die Einladung nicht aus. Sie kam in einem langsamen Bierwagenschritt angefahren, um die von sich gerühmte Mildherzigkeit gegen ihr Gespann durch die That zu beweisen; und als sie der Oberst aus dem Wagen hob, forderte sie ihn dringend auf, sich durch eigenhändige Berührung der Pferde zu überzeugen, daß sie kein nasses Haar hätten.

Mit einem geschmacklosen Uebermaß von Kleinodien beladen und über Wüsthofs unzweideutige Huldigungen höchlich erfreut, funkelte sie, wie eine Theaterkönigin sich brüstend, an der Oberstelle der Tafel. Doch es stand ihr eine Demüthigung bevor, die ihren Triumph leicht hätte vernichten können. Ein Bedienter des Obersten überreichte ihr ein an sie adressirtes versiegeltes Päckchen mit der Meldung: es sey von einem Unbekannten, der sich sogleich wieder entfernt habe, abgegeben worden. Was konnte das nach ihren Gedanken anders seyn, als eine köstliche, ihr zum Geschenk bestimmte Galanteriewaare? Aeußerst freundlich nahm sie es daher, mit einem forschenden Blick auf den Oberst, in Empfang, und öffnete es mit hoch erhobenen Händen, um die erwartete Kostbarkeit von allen neugierigen Mitgästen bewundern zu lassen. Aber sie war schier vor Schrecken des Todes, als aus der hastig aufgerissenen Papierhülle ihre russische Knute fiel. Schadenfroh stieß der Hofmarschall seine Nachbarn rechts und links mit den Ellbogen an, und einigen Frauenzimmern entwischte *wie ein kurzer* Trompetenstoß ein unaufhaltbares Gekicher. *Allein sie bezähmten* sich schnell, und in einer halben Minute *war die ganze* Gesellschaft wieder so ruhig, als hätte

sie das häßliche Ding gar nicht gesehen, das Frau von Goldammer geschwind vom Tische hinwegriß, und sammt einer dabeiliegenden Zuschrift, wovon sie nur ein paar Worte las, in die Tasche steckte. Sie war so bestürzt, daß sie kein Wort aufbringen konnte, um den seltsamen Vorfall zu bemänteln; und Niemand war so unbescheiden, ihr den Schlüssel dieses lustigen Räthsels abzufordern.

Aber der Leser will vermuthlich die Sache aus dem Grunde wissen, und er soll sie erfahren.

Frau von Goldammer wollte sich bei diesem Feste in der höchsten Glorie der Schönheit zeigen, und hudelte daher ihre Kammerjungfer weidlich am Putztische. Die Zose that ihr Möglichstes; aber mit aller Kunst und allem guten Willen war sie nicht im Stande, ein altes Weib in ein junges, reizendes Mädchen zu verwandeln. Dafür wurde sie ein Mal über das andere tüchtig geknutet. Ueber diese unverdiente Mißhandlung aufgebracht, faßte sie den Vorsatz, noch desselben Tages aus dem Dienste zu laufen, sich aber zuvor an ihrer Tyrannin zu rächen. Sie packte zu diesem Zweck die Knute sehr zierlich ein und schrieb dazu folgende Zeilen:

„Da Ew. Gnaden in der Gesellschaft, wo Sie sich „heute befinden, auf alle Art glänzen wollen, so sende „ich Ihnen anbei Ihre Knute nach, um sie als ein „merkwürdiges Kunstprodukt Ihrer geschickten Hand „vorzeigen zu können. Hiermit empfehle ich mich Ih„nen auf immer, und gebe Ihnen den guten Rath, „sich an meine Stelle eine Moskowiterin oder Kal„mückin zu verschreiben, die wahrscheinlich zu Ihren „zuchtmeisterlichen Ergötzlichkeiten geduldiger verhalten „wird, als ich.“

7.

Frau von Goldammer schlug die Einladung nicht aus. Sie kam in einem langsamen Vierwagenschritt angefahren, um die von sich gerühmte Mildherzigkeit gegen ihr Gespann durch die That zu beweisen; und als sie der Oberst aus dem Wagen hob, forderte sie ihn dringend auf, sich durch eigenhändige Berührung der Pferde zu überzeugen, daß sie kein nasses Haar hätten.

Mit einem geschmacklosen Uebermaß von Kleinodien beladen und über Wüsthofs unzweideutige Huldigungen höchlich erfreut, funkelte sie, wie eine Theaterkönigin sich brüstend, an der Oberstelle der Tafel. Doch es stand ihr eine Demüthigung bevor, die ihren Triumph leicht hätte vernichten können. Ein Bedienter des Obersten überreichte ihr ein an sie adressirtes versiegeltes Päckchen mit der Meldung: es sey von einem Unbekannten, der sich sogleich wieder entfernt habe, abgegeben worden. Was konnte das nach ihren Gedanken anders seyn, als eine köstliche, ihr zum Geschenk bestimmte Galanteriewaare? Aeußerst freundlich nahm sie es daher, mit einem forschenden Blick auf den Oberst, in Empfang, und öffnete es mit hoch erhobenen Händen, um die erwartete Kostbarkeit von allen neugierigen Mitgästen bewundern zu lassen. Aber sie war schier vor Schrecken des Todes, als aus der hastig aufgerissenen Papierhülle ihre russische Knute fiel. Schadenfroh stieß der Hofmarschall seine Nachbarn rechts und links mit den Ellbogen an, und einigen Frauenzimmern entwischte *wie ein kurzer* Trompetenstoß ein unaufhaltbares Gekicher. *Allein sie bezähmten* sich schnell, und in einer halben Minute *war die ganze* Gesellschaft wieder so ruhig, als hätte

sie das häßliche Ding gar nicht gesehen, das Frau von Goldammer geschwind vom Tische hinwegriß, und sammt einer dabeiliegenden Zuschrift, wovon sie nur ein paar Worte las, in die Tasche steckte. Sie war so bestürzt, daß sie kein Wort aufbringen konnte, um den seltsamen Vorfall zu bemänteln; und Niemand war so unbescheiden, ihr den Schlüssel dieses lustigen Räthsels abzufordern.

Aber der Leser will vermuthlich die Sache aus dem Grunde wissen, und er soll sie erfahren.

Frau von Goldammer wollte sich bei diesem Feste in der höchsten Glorie der Schönheit zeigen, und hudelte daher ihre Kammerjungfer weidlich am Putztische. Die Zofe that ihr Möglichstes; aber mit aller Kunst und allem guten Willen war sie nicht im Stande, ein altes Weib in ein junges, reizendes Mädchen zu verwandeln. Dafür wurde sie ein Mal über das andere tüchtig geknutet. Ueber diese unverdiente Mißhandlung aufgebracht, faßte sie den Vorsatz, noch desselben Tages aus dem Dienste zu laufen, sich aber zuvor an ihrer Tyrannin zu rächen. Sie packte zu diesem Zweck die Knute sehr zierlich ein und schrieb dazu folgende Zeilen:

„Da Ew. Gnaden in der Gesellschaft, wo Sie sich „heute befinden, auf alle Art glänzen wollen, so sende „ich Ihnen anbei Ihre Knute nach, um sie als ein „merkwürdiges Kunstprodukt Ihrer geschickten Hand „vorzeigen zu können. Hiermit empfehle ich mich Ih„nen auf immer, und gebe Ihnen den guten Rath, „sich an meine Stelle eine Moskowiterin oder Kal„mückin zu verschreiben, die wahrscheinlich zu Ihren „zuchtmeisterlichen Ergötzlichkeiten geduldiger verhalten „wird, als ich.“

8.

Frau von Goldammer saß ein Weilchen in Scham und Muthlosigkeit versunken; aber plötzlich raffte sie sich wieder auf und stürzte sich mit einer solchen Anstrengung, daß ihr der Schweiß von der Stirne rann, in die ausschweifendste Lustigkeit. Ein Strom gemeiner Späßchen, von grellem Gelächter begleitet, floß von ihren Lippen; und ob sie sich gleich dadurch eben nicht angenehm machte und auch die meisten Herren und Damen dabei kalt und ernst blieben, so war doch Wüsthof ein aufmerksamer Bewunderer ihrer albernen Einfälle, und rief und klatschte ihr Beifall zu. Es gefiel ihr außerordentlich, daß er ihr in dem gegenwärtigen betrübten Zeitpunkte, wo sie eine öffentliche Beschimpfung erlitten hatte, eine solche Auszeichnung bewies und dadurch einigermaßen ihre Ehre rettete. Sie dankte ihm dafür mit den holdesten Mienen, und es entstand zwischen ihm und ihr ein Tauschhandel mit zärtlichen Blicken, der ihm Bürgschaft leistete, daß sie seine Hand, die er in den nächsten Tagen nach ihren Gold- und Silberpyramiden auszustrecken gedachte, nicht zurückweisen würde.

Beim Nachtisch übergab er ihr eine Menge Zuckerwerk mit der unterthänigen Bitte, ihre Hündchen und Kätzchen damit zu beschenken. „Sehr verbunden!“ sagte sie. „Die kleinen Kanaillen sollen sich selbst bei Ihnen dafür bedanken; denn ich lade Sie, mein Herr Oberst, und die gesammte schätzbare Gesellschaft hiermit ein, übermorgen *auf meinem* Schlosse mit einem Mittagsmahle fürlieb zu *nehmen.*“

Das war ein Meisterstreich, um die verdammte Knute

in Vergessenheit zu bringen. Im Nu verschwanden Spott und Schadenfreude, die noch auf manchen Gesichtern gelauscht hatten; alle Köpfe verneigten sich zusagend, und jedes lahme Bonmot, das Frau von Goldammer von jetzt an ausgehen ließ, ward nicht nur allgemein schön gefunden und laut gepriesen, sondern oft sogar schon, indem sie nur den Mund öffnete, pränumerando belacht.

9.

„Lieber Hofmarschall," sagte der Oberst beim Abschiede, „thun Sie mir den Gefallen und finden Sie sich übermorgen einige Stunden vor der Tafelzeit auf dem Schlosse der Frau von Goldammer ein. Ich werde selbst wegen einer gewissen Angelegenheit, wobei Sie mir unentbehrlich sind, so zeitig dort eintreffen."

„Aha!" rief der Hofmarschall: „Wollen Sie vielleicht, ehe die übrigen Gäste ankommen, das Herz der schönen Wittwe berennen?

„Getroffen!" antwortete der Oberst: „Und ich ersuche Sie, mir dabei Adjutantendienste zu leisten." —

Wie beredet, so geschehn! Die Herren begaben sich früh genug auf den Weg, daß sie die Dame noch allein fanden. Der Oberst verlor keine Zeit. Er that unter Beistand seines Adjutanten einen beherzten Angriff, die Kapitulation wurde nach einer kurzen Unterhandlung geschlossen und bei der Tafel feierlich bekannt gemacht.

Von allen Seiten erschallten Glückwünsche; aber man bemerkte dabei Gesichter, die sich plötzlich entfärbten und mit Falten des Unmuths bedeckten. Das war besonders der Fall bei einigen verblühten Fräulein, die sich selbst auf den Oberst Rechnung gemacht hatten und nun auf einmal

8.

Frau von Goldammer saß ein Weilchen in Scham und Muthlosigkeit versunken; aber plötzlich raffte sie sich wieder auf und stürzte sich mit einer solchen Anstrengung, daß ihr der Schweiß von der Stirne rann, in die ausschweifendste Lustigkeit. Ein Strom gemeiner Späßchen, von grellem Gelächter begleitet, floß von ihren Lippen; und ob sie sich gleich dadurch eben nicht angenehm machte und auch die meisten Herren und Damen dabei kalt und ernst blieben, so war doch Wüsthof ein aufmerksamer Bewunderer ihrer albernen Einfälle, und rief und klatschte ihr Beifall zu. Es gefiel ihr außerordentlich, daß er ihr in dem gegenwärtigen betrübten Zeitpunkte, wo sie eine öffentliche Beschimpfung erlitten hatte, eine solche Auszeichnung bewies und dadurch einigermaßen ihre Ehre rettete. Sie dankte ihm dafür mit den holdesten Mienen, und es entstand zwischen ihm und ihr ein Tauschhandel mit zärtlichen Blicken, der ihm Bürgschaft leistete, daß sie seine Hand, die er in den nächsten Tagen nach ihren Gold- und Silberpyramiden auszustrecken gedachte, nicht zurückweisen würde.

Beim Nachtisch übergab er ihr eine Menge Zuckerwerk mit der unterthänigen Bitte, ihre Hündchen und Kätzchen damit zu beschenken. „Sehr verbunden!“ sagte sie. „Die kleinen Kanaillen sollen sich selbst bei Ihnen dafür bedanken; denn ich lade Sie, mein Herr Oberst, und die gesammte schätzbare Gesellschaft hiermit ein, übermorgen auf meinem Schlosse mit einem Mittagsmahle fürlieb zu nehmen.“

Das war ein Meisterstreich, um die verdammte Knute

in Vergessenheit zu bringen. Im Nu verschwanden Spott und Schadenfreude, die noch auf manchen Gesichtern gelauscht hatten; alle Köpfe verneigten sich zusagend, und jedes lahme Bonmot, das Frau von Goldammer von jetzt an ausgehen ließ, ward nicht nur allgemein schön gefunden und laut gepriesen, sondern oft sogar schon, indem sie nur den Mund öffnete, pränumerando belacht.

9.

„Lieber Hofmarschall," sagte der Oberst beim Abschiede, „thun Sie mir den Gefallen und finden Sie sich übermorgen einige Stunden vor der Tafelzeit auf dem Schlosse der Frau von Goldammer ein. Ich werde selbst wegen einer gewissen Angelegenheit, wobei Sie mir unentbehrlich sind, so zeitig dort eintreffen."

„Aha!" rief der Hofmarschall: „Wollen Sie vielleicht, ehe die übrigen Gäste ankommen, das Herz der schönen Wittwe berennen?

„Getroffen!" antwortete der Oberst: „Und ich ersuche Sie, mir dabei Adjutantendienste zu leisten." —

Wie beredet, so geschehn! Die Herren begaben sich früh genug auf den Weg, daß sie die Dame noch allein fanden. Der Oberst verlor keine Zeit. Er that unter Beistand seines Adjutanten einen beherzten Angriff, die Kapitulation wurde nach einer kurzen Unterhandlung geschlossen und bei der Tafel feierlich bekannt gemacht.

Von allen Seiten erschallten Glückwünsche; aber man bemerkte dabei Gesichter, die sich plötzlich entfärbten und mit Falten des Unmuths bedeckten. Das war besonders der Fall bei einigen verblühten Fräu'in, die sich selbst auf den Oberst Rechnung gemacht hatten und nun auf einmal

„schiedene sehr vernünftige Vorstellungen machten, die „Ihren Verstand und Ihre Bescheidenheit in das hellste „Licht stellten. Ich ließ zwar, von Leidenschaft be„rauscht, Ihre triftigen Gründe nicht gelten; ich wi„derlegte sie lebhaft; aber ich muß gestehen, daß ich „bald nachher das Gewicht derselben fühlte. Die „Gränzscheidung zwischen dem Adel und dem Bürger„stande ist und bleibt freilich in meinen Augen eine „Thorheit; wer aber nicht wie ein Waldbruder in „einer Einöde lebt, muß sich nach den Schwachheiten „und eingewurzelten Vorurtheilen der Menschen seiner „Klasse bequemen, wenn er nicht der Fledermaus un„ter den Vögeln gleichen und sich dem Spott und „der Verachtung ausstellen will. Das wäre, wie Sie, „Mademoiselle, weislich voraussagten, nicht nur mein „Schicksal gewesen, sondern auch Sie selbst würden, „als meine Gemahlin, die bittersten Kränkungen in „den Zirkeln der höhern Welt erfahren haben; denn „obgleich der männliche Adel den Mangel einer edlen „Geburt sehr gern der Schönheit verzeiht, so sind doch „die Damen gegen die Ahnenlose, die sie in den hei„ligen Kreis ihrer Assembleen eintreten sehen, desto „intoleranter, jemehr sie — wie das bei Ihnen, Ma„demoiselle, der Fall ist — von der Natur mit einer „Fülle von Reizen ausgestattet wurde. Und was kann „er thun, der Mann, der seine Gattin von verfeiner„ter Bosheit verfolgen und gleichsam mit leisen Na„delstichen zu Tode quälen sieht? — Unterständen sich's „Männer, so forderte er sie vor die Klinge und lehrte „*sie Mores*; aber Weiber! — Was soll er mit denen „*anfangen*? — Das Schwert ihrer Zunge ist mäch„*tiger als* Rolands Schwert, und Herkuls Löwen-

„kraft kann das Gewebe ihrer Intriguen nicht zer„reißen.“ —

„In dieser Rücksicht darf ich es mir als ein Ver„dienst anrechnen, daß ich Sie, Mademoiselle, der „Unannehmlichkeiten überhob, die Ihnen in der Sphäre „bevorstanden, in welche ich Sie wider Ihren eige„nen Wunsch und Willen versetzen wollte. Ich hätte „Sie in der That unglücklich gemacht. Daher hielt „ich es, sobald ich mich durch reifes Nachdenken da„von überzeugt hatte, für Pflicht eines redlichen Man„nes, Ihre Gemüthsruhe nicht meiner Leidenschaft „aufzuopfern. Der Verlust ist dabei einzig auf mei„ner Seite; denn die standesmäßige Heirath, die „ich vor einigen Wochen vollzog, entschädiget mich „auf keine Weise für den mir verschlossenen Himmel „auf Erden, den ich in Ihren Armen gefunden hätte. „Sie, Mademoiselle, hingegen genießen nicht nur in „Ihrer gegenwärtigen Lage der vollkommensten Zu„friedenheit, sondern werden auch ohne Zweifel bald „durch irgend einen braven Mann, der Ihnen an „Stand und Alter gleicher ist, als ich, eine glückliche „Hausfrau werden.“

„Dieß herzlich wünschend, bleibe ich mit Achtung „Ihr wohlmeinender Freund v. W.“

N. S.

„Verbrennen Sie sogleich dieses Blatt! Und so gern „ich auch einen angenehmen Briefwechsel mit Ihnen „unterhielte, so muß ich doch weitere Zuschriften drin„gend verbitten, weil die zufällige Entdeckung unserer „Correspondenz das reizbare Gemüth meiner Frau in „*Aufruhr* bringen möchte.“

„Alles, was der Pöbel thut und Standespersonen vermeiden.“ —

„Gut, ich will diese Definition — so wenig sie auch im Ganzen Stich halten möchte — gelten lassen. Sie streitet mehr für als wider mich; denn ich habe in meinem Leben fünf oder sechs Fürsten und circa dreihundert Grafen und Freiherren mit Pfeifen im Munde gesehen.“ —

Und indem er das sagte, dampfte schon sein meerschaumener Kopf wie ein Schornstein.

„Um's Himmels willen!“ schrie sie auf: „Wollen Sie dieses Zimmer in eine Wachstube verwandeln?“

„Daran fehlt noch viel!“ sprach er gelassen und nebelte fort.

„Halten Sie ein, ich bitte Sie! Ich bekomme Krämpfe, Schwindel, Migräne.“ —

„Ei bewahre!“ rief er, ohne die Pfeife aus der Hand zu legen: „Haben Sie denn ein so schwaches Nervengebäude?“ —

„Leider ist's nicht so stark, als das Ihrige! Drum bitt' ich nochmals, verschonen Sie mich mit Ihren höllischen Dämpfen und entwöhnen Sie sich Ihrer Unart!“

„Und ich bitte, gewöhnen Sie sich daran!“ —

Er hauchte immer größere Wolken von sich. Sie zogen zu ihr hin und wirbelten ihr um den Kopf.

„Nein, das halt' ich nicht aus! Mir wird übel — die Stube dreht sich mit mir — ich fall' in Ohnmacht!“ —

Sie kämpfte mit beiden Händen gegen die Wolken, sank auf den Sopha und schien zu erstarren.

„Potz Ziererei und der Teufel!“ schrie er laut und ging *mit starken* Schritten aus dem Zimmer.

Er enthielt sich seitdem, in ihrer Gegenwart zu rauchen. *Doch dieser* Triumph genügte ihr nicht. Sie drang in

den nächsten Tagen auf Abschaffung einer englischen Dogge und zweier Reitpferde, als unnützer Brod- und Haferconsumenten. Er wollte sich von den geliebten Thieren nicht trennen und wehrte sich lange, bevor er sich entschloß, auch dieses Opfer den Göttern des Hausfriedens zu bringen. Die Pferde wurden feil geboten; den Hund wollte er verschenken. Aber das Letztere ward nicht erlaubt. Sie bestand darauf, ihn zu versilbern und das Geld in die Wirthschaftskasse zu liefern. Es mußte geschehen.

Um Ruhe zu haben, ließ sich Wüsthof, ein durch Ausschweifungen entnervter Schwächling an Körper und Geist, immer mehr und mehr von ihr in die Enge treiben. Sie machte sich im Hause völlig souverän. Er war ihr erster Unterthan und fürchtete sich vor ihr, wie Kinder vor einem Popanz. Nur darin zeigte er noch einen Schatten von männlicher Festigkeit, daß er, ohne sich durch ihren heftigen Widerspruch im Geringsten erschüttern zu lassen, dem Hofmarschall das Haus verbot, weil er ihn, den Urheber seiner unseligen Heirath, nicht vor Augen sehen konnte.

12.

Aber er hatte die Hölle, worin er lebte, an Antonien verdient. Sie war durch ihn eine der Unglücklichsten ihres Geschlechts. Sie fühlte mit Entsetzen, daß sie Mutter werden würde.

Zermalmt vor Angst und Scham, entdeckte sie sich ihrer mütterlichen Freundin, bei der sie wohnte. Die arme Frau erschrack; doch faßte sie sich, um Rath und Trost zu geben. Sie sagte: es sey hier nichts zu thun, als

dem Oberſten Antoniens Zuſtand zu melden und ihn zu ihrer Unterſtützung aufzufordern. „Er iſt ja ein Menſch!“ fuhr ſie fort. „Sollt' er ein Herz von Eiſen haben und taub ſeyn gegen die Stimme der Natur? — Nein, ich glaube das nicht! Zudem iſt er ein reicher Mann; es fällt ihm nicht ſchwer, ſeine ſchlechte That wieder ſo gut zu machen, als es durch eine Summe Geldes geſchehen kann, und er wird nicht damit geizen. Freilich gibt's in der Welt keinen Markt, wo man verlorene Gemüthsruhe ſchnell wieder kaufen könnte; das muß man der Zeit überlaſſen. Sie iſt mächtig, beſonders wenn man ihr durch Veränderung des Ortes, wo man unglücklich wurde, zu Hülfe kommt. Uns bindet hier nichts. Wir ziehen in eine andere Gegend, wo du unter dem Namen einer Wittwe vor den Pfeilen der Schmähſucht geſichert biſt.“ —

Mit dem höchſten Widerwillen ergriff Antonie die Feder. Sie würdigte ihren Verderber keines Vorwurfs; ſie forderte nichts für ſich; ſie bat nur um Verſorgung ſeines Kindes.

Er empfing den Brief in Abweſenheit ſeiner Frau und dankte Gott inbrünſtig dafür; denn ſie war gewohnt, ſich nicht nur alle eingehende Briefe auf der Stelle zum Leſen auszubitten, ſondern auch die, welche ihr zuerſt in die Hände fielen, eigenmächtig zu erbrechen. Hätte ſie dieſen in ihre Gewalt bekommen, ſie wäre darüber zu einer raſenden Eumenide geworden.

Mit ſorgenſchwerem Haupte ging Wüſthof wie ein Nachtwandler herum. Er wußte nicht, was er bei der angekündigten Vaterſchaft thun ſollte. Kein guter Gedanke, ſich des Kindes redlich anzunehmen und die entehrte Mutter vor Mangel und Elend zu ſchützen, kam in ſeine Seele; er ſann nur auf Pfiffe und Kniffe, wie er ſich

ohne Geldverlust aus der Klemme ziehen und die böse Geschichte vor seiner Frau verheimlichen wollte. Unter ihrer Vormundschaft lebend, hatte er freilich kein Geld in den Händen; aber es fehlte ihm nicht an Kredit, sich hinter ihrem Rücken damit zu versehen, wenn ihm der Geiz, die Wurzel alles Uebels, erlaubt hätte, ein ehrlicher Mann zu seyn.

Diese Leidenschaft, die bei ihm mit jedem Tage weiter um sich griff, erstickte jede Regung menschlichen Gefühls so ganz in seinem Busen, daß er den barbarischen Entschluß faßte, der hülflosen Antonie, deren Armuth er kannte, allen Beistand zu versagen und sie mit harten Worten und Drohungen zur Ruhe zu weisen. „Sie solle sich nicht unterstehen," — schrieb er — „den Bastard, den sie wahrscheinlich dem Umgange mit irgend einem liederlichen Burschen verdanke, ihm anzudichten. Er sey aus physischen Gründen überzeugt, daß er keinen Theil daran habe. Wenn sie sich daher unterfinge, ihn noch mit einer einzigen Zeile deßhalb zu behelligen, so werde er sie als eine betrügliche Gelderpresserin gerichtlich aufheben und in ein Zuchthaus bringen lassen." —

Zitternd und erblassend las Antonie diese Schmähschrift; doch immer noch ziemlich gefaßt, weil sie kaum eine bessere Antwort erwartet hatte. Sie besaß Welterfahrung genug, um die Handlungsweise der Heuchler zu kennen. Wenn ihnen das Schafskleid keine Dienste mehr thut, werfen sie es ab und treten plötzlich als Wolf hervor.

13.

Antoniens Hausgenossin, Madam Sommer, die sich von *Wüsthofs* vermeintem Edelsinn goldene Berge versprochen

hatte, gerieth über seine boshaften Ausflüchte in einen edlen Zorn und brach gegen ihn in Verwünschungen aus. Ueberzeugt von Antoniens sittlichem Lebenswandel, wollte sie sich aufmachen und des Mädchens Unschuld vor ihm in Person vertheidigen. Hastig suchte sie ihre Reisekleider zusammen, ungeachtet ihr Antonie vorstellte, daß sie sich Mißhandlungen aussetzen und dennoch mit leerer Hand zurückkommen würde. Sie ließ sich durchaus nicht bedeuten. Doch als sie schon mit Mantel und Kappe gerüstet stand und nun die Beschwerlichkeit einer Reise von mehr als zwanzig Meilen überdachte, da sank ihr Muth eben so schnell, als er vorhin aufgelodert war. An seine Stelle trat eine fast kindische Furcht vor Wüsthofs gedrohter Verfolgung. Sie erschrack vor jedem Geräusch; jeder Fußtritt kündigte ihr eine Schaar von Gerichtsdienern an. „Laß uns fliehen," rief sie, „laß uns fliehen! Wir sind keinen Augenblick sicher!" —

Mit vieler Mühe bewegte sie Antonie, sich zu beruhigen und die Abreise noch einige Tage aufzuschieben. Länger aber wollte sie selbst in dieser Gegend nicht bleiben; denn hier, wo man sie allgemein als ein Muster von Tugend verehrt hatte, schauderte sie doppelt vor der Entdeckung ihrer Schande.

Die Anstalten zur Veränderung ihres Wohnortes waren bald getroffen. Ihr weniges Hausgeräth fand sogleich einen annehmlichen Käufer. Die kleine Summe, die sie dafür erhielt, ward zu den Reisekosten bestimmt; eine andere, die sie erspart hatte, sollte den Aufwand der neuen Einrichtung bestreiten. Alles Uebrige stellte sie der Vorsehung anheim und setzte sich mit Madam Sommer getrost auf den Postwagen. Diese wackre Frau, die schon seit geraumen Jahren im Wittwenstande lebte, war ihre

einzige Reisegefährtin; denn die Kinder derselben, zwei erwachsene Töchter, befanden sich seit einiger Zeit nicht mehr bei ihr. Die ältere war an einen nicht unbemittelten Krämer in einem Landstädtchen verheirathet; die jüngere diente als Kammerjungfer in der Residenz. Madam Sommer schlug das Haus ihrer ältern Tochter vor der Hand zum ersten Zufluchtsorte vor. Antonie, mit der Gutmüthigkeit des jungen Weibes bekannt, war es zufrieden und versprach sich eine freundliche Aufnahme.

Nach zwei Tagereisen kamen sie glücklich dort an. Die junge Frau empfing sie mit lebhafter Freude; aber Herr Heckthaler, ihr Mann, zeigte ein so mäßiges Vergnügen, daß Antonie sein Haus gern auf der Stelle wieder verlassen hätte. Es ward ihm offenbar schwer, seine Verlegenheit über den unerwarteten Besuch zu verbergen. Er entledigte sich zwar mit Anstrengung einiger kalten Höflichkeitsworte; doch sobald er diesen Tribut der Schicklichkeit halb und halb abgetragen hatte, rieb er ängstlich die Hände, schob die Comtoirmütze von einem Ohre zum andern, und begann eine klägliche Litanei von schlechten, nahrlosen Zeiten.

Madam Sommer nahm ihn bei Seite. „Ich und meine Begleiterin," sagte sie, „werden Ihnen auf keine Weise zur Last fallen. Wir erbitten uns zwar auf unbestimmte Zeit Dach und Fach in ihrem Hause, doch unter keiner andern Bedingung, als daß Sie uns in Rücksicht der Kost und Wohnung wie Fremde behandeln, und dafür eine billige Vergütung annehmen. —

„Ei, bewahre!" rief Heckthaler. „Das würde sich schicken! — Freilich stockt Handel und Wandel; man muß, *um zu leben*, jedes Profitchen ergreifen und die Großmuth an den Nagel hängen; aber von Ihnen, Mamachen,

einen Pfennig zu nehmen — nein, davor soll mich der Himmel bewahren.“

„Nicht anders, lieber Herr Sohn!“ sprach Madam Sommer. „Wir wollen uns darüber noch heute auf einen festen Fuß setzen, daß wir beide zufrieden seyn können.“ —

Herr Heckthaler verbeugte sich, und war nach abgeschlossenen Kontrakt und erhaltener Pränumeration auf den ersten Monat der heiterste und gefälligste Mann von der Welt.

14.

Aber Antonie ward mit jedem Tage schwermüthiger. Wie eine Gefangene lebte sie in einem engen Stübchen, dessen Fenster immer verhangen waren. Hier entzog sie sich, mit Ausnahme ihrer beiden Freundinnen, den Augen aller Menschen, und seufzte und weinte ihrer Entbindung entgegen. Sie gebar einen schönen, gesunden Knaben, der Anton Wüsthof getauft wurde.

Mutterfreude durchstrahlte jetzt wie flüchtige Sonnenblicke die düstern Wolken, die ihre verwundete Seele umhüllten. Mit mattem Lächeln ruhten ihre Augen oft auf dem Knaben; doch mit Geberden des Entsetzens wandte sie sich von ihm ab, wenn sie durch seine Gesichtszüge, in welchen sich nach und nach eine sprechende Aehnlichkeit mit der Bildung seines Vaters entwickelte, an diesen Menschen ohne Redlichkeit und Gefühl zu lebhaft erinnert ward. In diesem Wechsel streitender Empfindungen verschlich ihr ein halbes Jahr. Vergangenheit und Zukunft bestürmten ihr Gemüth; Gram und Sorgen verzehrten das Mark ihres Lebens; und dennoch strengte sie aus

Gefälligkeit gegen ihre um sie bekümmerten Freundinnen alle Kräfte ihres Geistes an, um heiter und ruhig zu scheinen.

Madam Sommer und deren Tochter sahen mit Betrübniß, daß ihre Wangen immer mehr erbleichten, ihre Gestalt immer mehr verfiel. Der Tod verfolgte sie mit zögernden Schritten. Es schien, als hätte er ihr nur noch eine Gnadenfrist zur Pflege ihres Säuglings gestatten wollen; denn kaum war der Knabe stark genug, der Nahrung an der Mutter Brust zu entbehren, so schloß sie nach einem kurzen Krankenlager die Augen sanft zum ewigen Schlummer.

Sie starb in den Armen ihrer beiden Freundinnen, die, vor ihrem Bette knieend, in Thränen zerflossen.

Aber Herr Heckthaler ging mit trockenen Augen und verdrießlichen Geberden in der Stube auf und nieder und warf finstere Blicke auf das in der Wiege schlafende Kind. Auf Ein Mal blieb er stehen, rieb unwillig die Stirn mit der Hand und schrieb eine Menge Zahlen mit Kreide auf den Tisch. „Was sich das auffummt!“ rief er hastig. „Unter zehn Thalern — wir mögen's so knapp einrichten, als wir wollen — können wir sie nicht in die Erde bringen! Wer soll dieß Geld geben? Und wer soll ihn ernähren, den schreienden Wurm, den sie uns hier auf dem Halse gelassen hat?“ —

„O, ich bitte Sie,“ sprach seine Schwiegermutter, „senden Sie der entflohenen Seele nicht solche harte Beleidigungen nach, und machen Sie sich wegen des Begräbnisses keinen Kummer! Ich werde es veranstalten, ohne von Ihnen einen Kostenbeitrag zu fordern, und für das *arme Kind* wird der Vater im Himmel sorgen.“ —

„*Das soll mir sehr lieb seyn!*“ versetzte Heckthaler.

„Denn wie käm' ich dazu, mein Brod mit einem fremden Kinde zu theilen?“ —

Madam Sommer kehrte ihm ohne Antwort den Rücken und er ging getröstet in seinen Kramladen.

15.

Die gutmüthige Alte besorgte ihrer Freundin ein anständiges Begräbniß, das wenigstens doppelt so viel kostete, als der ängstliche Krämer auf den Tisch gekreidet hatte. Er ermangelte nicht, über diese Verschwendung, wie er es nannte, den Kopf zu schütteln und Glossen zu machen. Seine Frau mußte wegen ihrer Mutter und des kleinen Antons viel von ihm leiden. Wenn er bei seinem Contobuche saß und sich etwa um einen halben Pfennig verrechnete, so fuhr er zornig auf und schob die Schuld auf des Kindes Geschrei, das er, durch drei oder vier Wände von ihm getrennt, kaum gehört haben konnte. Nur ein einziges Mal in jedem Monate kniff er den Knaben freundlich in die Backen; und das geschah, indem er von Madam Sommer die Vorausbezahlung der Stubenmiethe und des Kostgeldes erhielt, worüber er durch jene Liebkosung gleichsam quittirte. So ließ er sich von Zeit zu Zeit beschwichtigen.

Eines Abends saß er mit dem Rücken gegen die Thüre gemüthlich in seiner Schreibstube; da fuhren ihm plötzlich ein Paar Hände über die Augen, drückten sie fest zu, und eine sich verstellende Stimme fragte: „Wer bin ich?“ — Er drehte den Kopf rechts und links, und brach die Hände, *die ihn gefangen* hielten, mit Gewalt los. Sieh, da stand *Elisabeth Sommer*, die jüngere Schwester seiner Frau, *und machte ihm* eine tiefe Verbeugung.

Er entsetzte sich, daß er beinahe vom Stuhle fiel und sie zu bewillkommen vergaß.

Sie zog ihm muthwillig die Nachtmütze vom Kopfe und begrüßte sich selbst damit.

„Himmel! wo kommen denn Sie her?“ sprach er mit bebender Stimme.

„Gerades Weges aus der Residenz.“

„Wo Sie als Kammerjungfer conditionirten?“

„Richtig!“

„Kann man Sie denn dort missen?“

„Halb und halb. Es gefiel dem gnädigen Herrn, sich in mich zu vergaffen, und die gnädige Frau, der das nicht gefiel, gab mir den Abschied.“ —

„Welche Streiche! Haben Sie schon Ihre Mutter gesprochen?“

„Ja wohl.“

„Erschrack sie nicht über Ihre plötzliche Erscheinung?“

„Bei weitem nicht so sehr, als Sie, Herr Schwager!“

„Je nun, ich muß gestehen, ich hätte mir eher den Einsturz des Himmels versehen. Mein Häuschen ist klein — ist schon mit Menschen überladen —“

„Das arme Haus!“

„Und die Zeit — die harte, dürre, mißgünstige Zeit — sie zählt so armen Teufeln, als ich bin, jeden Bissen in den Mund.“ —

„Das ist sehr unartig von ihr!“

„Ja, Sie lachen, Sie witzeln, Jungfer Schwägerin! — Fühlten Sie nur, wie einem Hausvater zu Muthe ist — Sie haben immer die Füßchen unter fremde Tische gesteckt —“

„*Basta*, Herr Schwager! Wir gerathen zu tief in den

Text. Haben Sie die Güte, mir einige Dukaten zu wechseln.“

Sein Antlitz erheiterte sich. Sie öffnete einen Beutel und warf ein halbes Dutzend holländische Randdukaten nachläßig auf den Tisch.

Heckthaler zog mit der einen Hand unwillkürlich die Mütze ab; mit der andern griff er rasch nach dem Golde und verschlang es mit gierigen Augen. „Herrliche Münzen!“ rief er begeistert. „Ein seelenlabender Anblick! — Darf ich rathen,“ — setzte er mit einer pfiffigen Miene hinzu — „aus welcher hochverehrlichen Hand diese köstlichen Dukaten herstammen?“ —

„Macht das auf Ihrer Goldwage einen Unterschied?“ — sprach Elisabeth. „Doch, wenn Sie meinen, so geh ich lieber zu einem andern Wechsler, der mir ohne Inquisition zutraut, daß ich mein Geld auf eine redliche Weise besitze.“ —

„Ei, wer zweifelt daran!“ sagte Heckthaler. Sie streckte dennoch die Hand nach den Dukaten aus, um sie wieder an sich zu nehmen. Da er aber einige Groschen dabei zu gewinnen hoffte, so hielt er sie fest und bat, seinen Scherz nicht übel zu deuten. Er setzte sie ohne Prüfung auf der Goldwage in Silbergeld um, und versäumte nicht, auf diese, bei unbeschnittenen Randdukaten sehr gewöhnliche und gefahrlose Wechslergroßmuth aufmerksam zu machen.

16.

Der Friede zwischen ihm und der wilden Elisabeth dauerte nicht lange. Mit neckendem Spott verfolgte sie *seine Schwächen, besonders* seine kleinliche Sparsucht, und

machte sich ein eigenes Geschäft daraus, ihm lustige Possen zu spielen. So ward er des schadenfrohen Kobolds, der ihm nimmer Ruhe ließ, höchst überdrüßig, und drang in seine Frau, ihn von der Last ihrer Familie zu befreien. Besonders war ihm Anton ein Dorn im Auge. Denn da dieses verlassene Kind niemanden angehörte, so besorgte der vorsichtige Kaufmann, es möchte dem Hause, wo es geboren ward, zu einer verjährenden Beschwerung werden, und ihm, dem Grundbesitzer, am Ende die gesetzliche Obliegenheit zufallen, es zu ernähren.

Selbst Madam Sommer war wegen des Knaben bekümmert. Sie sah ihn als ein ihr zugestorbenes werthes Eigenthum an, und erfüllte mit Freuden die Pflicht, ihn zu verpflegen; allein ihre Vermögensumstände waren so beschränkt, daß sie sich außer Stand fühlte, die mit der Zeit immer höher steigenden Kosten seiner Erziehung fort und fort bestreiten zu können.

Einst sprach sie darüber mit ihren Töchtern. „Ich begreife nicht, Mutter," sagte die jüngere, „warum Sie sich das Leben so schwer machen. Anton ist ein lieber Junge; ich bin ihm selbst herzlich gut; aber wie kommen Sie dazu, Ihre schmalen Bissen für ihn dem eigenen Munde abzudarben? Warum übergeben Sie ihn nicht seinem reichen Vater? — Der sorge für ihn!" —

„Rechne doch nicht auf diesen steinernen Menschen!" versetzte die Mutter. „Er verläugnet ja das Kind, und würde mich hart zurückweisen, wenn ich's ihm brächte?" —

„Ueberlassen Sie das mir!" sprach Elisabeth. „Ich will ihn gewiß zur Annahme zwingen; und sträubt er sich dagegen, so setze ich ihm den Buben heimlich vor die Thür." —

Die Mutter verwarf diesen Vorschlag; aber Elisabeth

brachte ihn einige Tage nachher auf's Neue zur Sprache, weil Heckthaler, der bisher nur leise und meistens bloß gegen seine Gattin über den Knaben gemurrt hatte, nun laut und öffentlich gegen ihn tobte. Er zankte mit Madam Sommer, kündigte ihr Wohnung und Freundschaft auf, und drohte mit obrigkeitlichen Zwangsmitteln, wenn sie nicht innerhalb drei Tagen Anstalt machte, den Bankart — wie er sich ausdrückte — nicht allein aus dem Hause, sondern auch ganz aus Kosentheim — dieß war der Name des Städtchens — hinwegzuschaffen. „Ich habe darüber schon bei dem hochedlen Rath angefragt;“ setzte er hinzu. „Die Herren sind sämmtlich meine Gevattern und haben mir Hülfe versprochen.“ —

Die arme Frau war in der größten Verlegenheit. Krank und schwach, konnte sie keine Reise unternehmen, um sich und ihrem Pflegesohn einen andern Wohnort zu suchen; und hier durfte sie mit ihm nicht bleiben, wenn sie nicht jeden Augenblick in der Gefahr schweben wollte, von ihrem unmanierlichen Eidam mit Gewalt vertrieben zu werden. Ueberdieß sah sie immer heller die Unmöglichkeit ein, dem Knaben einst in der Welt fortzuhelfen, und sie hielt es daher für ihre Schuldigkeit, einen Versuch zu machen, ob Herr von Wüsthof zur Erfüllung seiner Vaterpflichten zu bewegen sey.

Elisabeth, die viel Schlauheit besaß und Muth genug hatte, sich von niemanden in Schrecken setzen zu lassen, war zu diesem Unternehmen so geschickt als willig, und die Mutter entschloß sich, ihr den Knaben, der nun ein Jahr alt war, anzuvertrauen. „Aber wie willst du dich *benehmen?*“ *fragte* sie. „Was hast du für einen Plan?“ — *Elisabeth lachte* laut auf. „Genie's wie ich, machen

keine Pläne;“ gab sie zur Antwort. „An Ort und Stelle findet sich alles.“ —

Sie versah sich zu ihrer Legitimirung mit einem kirchlichen Zeugniß über Antons Taufe, und reiste mit ihm von Kosentheim ab.

17.

Sie fuhr mit der Post bis in ein Städtchen, das Kaninchenberg hieß und ungefähr zwei Meilen von dem Residenzschlosse des Herrn von Wüsthof entfernt lag. Hier verließ sie den Postwagen und ging in einen Gasthof, um da zu übernachten und allerlei nöthige Nachrichten einzuziehen.

Es war in der Zeit der längsten Sommertage und die Sonne ging eben unter, als Elisabeth in das einzige Hotel zu Kaninchenberg trat. Der Wirth belästigte sie mit neugierigen Fragen. Sie heftete ihm, wie billig, Erdichtungen auf. „Ich reise meinem Manne nach;“ sagte sie. „Er erhielt vor kurzem im Auslande ein Amt, das er gerade zu einer Zeit antreten mußte, als mir die Jugend und Schwäche meines Kindes nicht erlaubte, ihn zu begleiten.“ —

Nun fragte sie, wie aus langer Weile, nach den Umgebungen des Orts. Der Wirth nannte mehrere Edelleute, die in der Nähe Landgüter besaßen, und unter andern auch den Herrn von Wüsthof.

„Wüsthof?“ — sprach Elisabeth. „Mich dünkt, ich habe diesen Namen schon sonst gehört.“ —

„Kann wohl seyn;“ versetzte der Wirth. „Von reichen Leuten wird viel gesprochen.“ —

„*Also ist* er reich?“ sagte sie kalt.

„Ungeheuer!“ rief der Wirth. „Aber was helfen alle Schätze der Welt, wenn man keine ruhige Stunde hat?“ —

Elisabeth antwortete nicht, und spielte wie gedankenlos mit dem Wirbel des Fensters, an welchem sie stand.

„Ja, der güte Herr von Wüsthof!“ — fuhr der Schwätzer fort — „bei allen seinen Reichthümern ist er ein unglücklicher Mann! Er hat ein schreckliches Hauskreuz — eine grundböse Frau, die ihn so beherrscht, daß er nicht mucksen darf. Man sollte nicht glauben, daß sich ein Mann, und noch dazu ein gewesener Offizier, von einem alten, häßlichen Weibe so könnte unterjochen lassen. Ich möcht' ihn ausschelten, wenn ich ihn sehe! Er fuhr vor einigen Tagen hier vorbei nach einem seiner Güter, und ich erwarte ihn noch heute zurück; denn er hat, wie sein Kutscher sagte, nicht länger Urlaub, und ist an Gehorsam gewöhnt.“ —

Sehr wichtig war diese Nachricht der Horcherin, ungeachtet sie gar nicht darauf zu achten schien. Sie wich nun nicht vom Fenster. Nach einigen Minuten kam ein Wagen gerollt. „Das ist er!“ rief der Wirth, und eilte hinaus vor die Thür.

Elisabeth öffnete das Fenster, um den edlen Herrn in Augenschein zu nehmen. Er wollte, ohne auszusteigen, die Pferde verschnaufen und tränken lassen; aber indem er dem Wirth, der ihm seine willigen Dienste erbot, diesen Bescheid ertheilte, fiel ihm Elisabeth ins Gesicht. Das frische, achtzehnjährige Mädchen war schön genug, dem alten Sünder zu behagen. „Wer ist das artige Frauenzimmer?“ fragte er schnell. Der Wirth referirte treulich, *was ihm* Elisabeth auf den Aermel gebunden hatte.

„*Ich bekomme doch* Lust, etwas Abendbrod zu genießen!“

sagte der Oberst, und erhob sich aus dem Wagen in die öffentliche Gaststube, wo sich Elisabeth befand.

Er grüßte sie, ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein, und sie gefiel ihm in der Nähe noch besser, als in der Ferne. Der alte Trieb, ein Liebesabenteuer zu bestehen, erwachte in ihm; nur der strenge Befehl seiner Gemahlin, diesen Abend wieder bei ihr einzutreffen, verfinsterte die angenehme Aussicht. „Es wird ein fürchterliches Donnerwetter geben, wenn ich über Nacht ausbleibe;“ sprach er zu sich selbst. „Doch den Hals kann's nicht kosten. Ich fahre morgen mit Anbruch des Tages hier weg, und schütze zu meiner Entschuldigung vor: ich sey durch Krankheit abgehalten worden, eher zu kommen.“ —

Mit diesem Vorsatz ging er, die Stirn in der hohlen Hand und ein Tuch vor den Mund haltend, zu seinen Leuten an den Wagen. „Hört, ihr Kinder,“ sprach er, „ich bekomme plötzlich Kopf- und Zahnschmerzen, und befürchte, durch die Erschütterung im Wagen noch kränker zu werden. Wir wollen daher lieber einige Stunden hier verweilen, und allenfalls erst morgen, wenn der Tag graut, nach Hause fahren.“ —

Der Kutscher und der Bediente, die es wußten, daß der Urlaub ihres Herrn in den nächsten Stunden zu Ende ging, sahen sich eine Weile bedenklich an. „Je nun, wie Ew. Gnaden befehlen!“ sagte dann Jener in einem schleppenden Tone, und spannte aus.

18.

Froh, daß der erste schwere Schritt überstanden war, befahl Herr von Wüsthof dem Wirth, ihm ein Zimmer zu geben und ein gutes Souper für zwei Personen zu be-

reiten. Staunend versprach der Gastthalter, mit seiner Bewirthung Ehre einzulegen.

Elisabeth hatte sich indessen, als sie ausspannen sah, in ihre Stube begeben und pflog mit sich selbst Rath, auf welche Weise sie dem Obersten, den ihr ein glückliches Ungefähr in die Hände geliefert hatte, sein Söhnlein überantworten wollte. In dieser Gedankenjagd störte sie der Wirth. Er kam und meldete — den Obersten, der ihr auf einige Augenblicke aufzuwarten wünschte.

Sie nahm den Besuch an. Herr von Wüsthof betrug sich sehr gesittet, sprach ein paar Minuten über gleichgültige Dinge, und lud sie dann zum Abendessen in sein Zimmer ein.

Sie sah ihm ohne Antwort starr in's Gesicht, trat einen Schritt zurück und schien beleidigt.

„Verzeihen Sie, Madam," sagte Wüsthof, „daß ich eine Bitte wagte, die in der That etwas kühn ist, und sogar unschicklich heißen könnte, wenn ich sie mir irgend wo anders, als in einem Gasthofe erlaubt hätte. Aber befreit von den drückenden Fesseln des Ceremoniells, leben Reisende in einem gewissen Stande der Natur, und nähern sich einander ohne Zwang, um die traurigen Steppen der Wirthshäuser mit den Blumen der Geselligkeit zu bestreuen." —

Elisabeth äußerte noch einige Bedenklichkeiten; doch endlich sagte sie zu. Nur schlug sie es ab, ihn sogleich in sein Zimmer zu begleiten. Sie habe, sagte sie, unverschiebliche Briefe zu schreiben. Indessen werde das Essen fertig, und sie erwarte Nachricht, wenn es aufgetragen sey.

Der Oberst empfahl sich, ohne sein Kind gesehen zu haben. Elisabeth trug es, als er sich hatte anmelden

lassen, in den Alkoven ihres Zimmers, wo es sich ruhig verhielt.

Es war jetzt schon zehn Uhr, und während der Zubereitung der Mahlzeit, wozu erst Hühner eingefangen und abgekehlt wurden, kam die Mitternacht heran. Wüsthof hatte indessen lange Weile, warf sich in einen Großvaterstuhl, und — nickte, was er dreißig Jahre früher in der Erwartung eines so angenehmen Besuchs gewiß nicht gethan hätte.

Die endliche Ankunft des Essens weckte ihn wieder. Er taumelte, noch halb schlaftrunken, in Elisabeths Zimmer und führte sie zur Tafel.

Hier verfuhr er nun ganz nach seiner gewöhnlichen Taktik; er behandelte, um Vertrauen zu gewinnen, seinen schönen Gast mit Achtung, und ließ sich kein unziemliches Wörtchen entschlüpfen. Er wollte, bevor er sich irgend eine Freiheit erlaubte, den Wein erst wirken lassen, und nöthigte wacker zum Trinken. Aber Elisabeth, die seinem bösen Anschlage sogleich auf die Spur kam, nippte nur, indem er selbst mit vollen Zügen trank und einige Flaschen leerte. So entging sie der Schlinge, und er selbst verwickelte sich darin; denn der Wein, der ihm in jüngern Jahren als sein treuer Bundesgenoß ersprießliche Dienste geleistet hatte, kehrte jetzt die Waffen gegen ihn, spannte seine Nerven ab und versenkte ihn in eine unwiderstehliche Schläfrigkeit, die zum Theil in den Strapatzen der Reise ihren Grund hatte. Elisabeth war mit Vorsatz eine trockne Gesellschafterin, um ihn nicht zu ermuntern. Er gähnte daher immer häufiger und konnte die Augen kaum mehr offen erhalten.

Um den kleinen Anton zu besuchen, doch unter einem *andern Vorwande*, that Elisabeth, ehe noch die Mahlzeit

völlig geschlossen war, einen Gang in ihr Zimmer, und versprach dem Obersten, in wenigen Minuten wieder bei ihm zu seyn. Allein sie blieb mit Bedacht eine halbe Stunde aus; und als sie zurück kam, fand sie ihn im weichen Armsessel fest eingeschlafen.

Sie hustete, schob mit Geräusch Stühle hin und her und rief seinen Namen, ohne daß er sich regte. Da kam sie schnell, wie der Blitz, auf den Einfall, ihm ein Geschenk im Schlafe zu machen, das er wachend vermuthlich ausgeschlagen haben würde. Sie holte den Knaben, der, in Betten gehüllt, ruhig schlief, legte ihn seinem Vater auf den Schooß, und band den jungen Schläfer so fest an den alten, daß er nicht herabfallen konnte. Als dieses Wagestück vollkommen glücklich gelungen war, nahm sie mit einem leisen Kuß von dem Kleinen Abschied, legte in ihrem Zimmer einen Thaler für den Wirth auf den Tisch, schlich die Treppe hinab, öffnete die unverschlossene, nur inwendig verriegelte Hausthür, und floh, sobald sie das Städtchen hinter sich hatte, auf Kreuz- und Querwegen wie ein flüchtiges Reh nach der Gegend von Kofentheim.

19.

Schon dämmerte der Morgen. Das ganze Haus lag in einem tiefen Schlafe; denn als die letzte Schüssel aufgetragen wurde, erklärte Herr von Wüsthof sehr huldreich: er bedürfe nun weiter keiner Bedienung; es solle sich seinetwegen niemand von der nächtlichen Ruhe abhalten lassen; er selbst wolle vor sechs Uhr nicht geweckt seyn, und sein Kutscher dürfe daher auch nicht eher anspannen.

Aber es gab andere Leute, die sich früher auf den Weg gemacht hatten. Zwischen drei und vier Uhr kam Frau von Wüsthof mit einem keuchenden Postzuge mehr geflogen als gefahren und hielt vor dem Gasthofe.

Mit dieser eilfertigen Reise hatte es folgende Bewandtniß:

Herr von Wüsthof sollte, nach dem uns bereits kundigen Befehle seiner Hausfürstin, des Abends vorher von seiner Fahrt zurückkommen. Sie erwartete ihn schon in der neunten Stunde, und ärgerte sich bis um zehn Uhr ganz mäßig über sein Ausbleiben. Nun aber stieg ihr Grimm mit jedem Viertelschlage der Thurmglocke, und gegen Mitternacht ward sie so wüthend, daß sie den ungehorsamen Uebertreter ihres Gebotes mit den Händen hätte zerreißen mögen. Ihre männlichen und weiblichen Bedienten durften nicht zu Bett gehen und wurden alle Augenblicke herbeigeklingelt. „Hört Ihr noch keinen Wagen kommen?“ schrie sie ihnen entgegen, und wenn sie der Wahrheit gemäß Nein sagten, brannten die unzarten Finger ihrer Gebieterin ihnen rechts und links ein Feuermahl auf die Backen.

„Gnädige Frau,“ sprach ein Bedienter, indem er seinen Kopf eiligst in Sicherheit brachte — „es fällt mir eben ein, daß der Bauer Jochim heute früh nach Kaninchenberg gegangen ist. Sollte der nicht vielleicht von dem gnädigen Herrn, der dort durchreiset, etwas gehört oder gesehen haben?“ —

„Geht, Esel, und fragt ihn!“ rief die zornige Strohwittwe.

Der Bediente rannte fort und erkundigte sich bei Jochim, der eben erst heim gekommen war, nach dem Obersten.

„Je, den hab' ich in Kaninchenberg gesehen!“ sagte der

Bauer. „Ich saß im Gasthofe bei einem Kruge Bier, da kam er gefahren, hielt an, stieg aus und scharrfüßelte freundlich um ein junges, schmuckes Weibsbild herum, das da logirte. Mehr weiß ich nicht. Ich ließ mein Bier im Stiche und machte mich hinter seinem Rücken sacht aus dem Staube; denn man darf die Herrschaften nicht sehen lassen, daß man sich etwas zu gute thut, sonst bürden sie einem gleich mehr Hofdienste auf.“ —

Der Bediente ging auf's Schloß zurück und berichtete, mit einziger Ausnahme der bäurischen Klugheitsregel, alles treu und pünktlich, was ihm Jochim gesagt hatte.

Frau von Wüsthof erzitterte bei seiner Relation am ganzen Leibe; ihre Augen sprühten Feuer; mit stammelnder Zunge befahl sie, so schnell als möglich anzuspannen und lief selbst in den Stall, um den Kutscher zur Eile zu treiben. Sie schob mit eigner Hand den Wagen aus dem Schuppen und warf sich hinein, ehe die Pferde vorgelegt waren.

20.

Im Gasthofe zu Kaninchenberg schlief noch Herr und Knecht und Frau und Magd, als sie dort anlangte. Sie verfehlte beim Aussteigen vor wilder Ungeduld den Wagentritt, fiel hin auf die Gasse, raffte sich fluchend wieder auf, schoß pfeilgeschwind ins Haus und donnerte mit beiden Händen an die verschlossene Wirthsstube. Da diese nicht augenblicklich geöffnet wurde, stürmte sie die Treppe hinan, riß die Thür des nächsten Gastzimmers auf und that zurückprallend einen Schrei des Entsetzens, als sie *darin ihren Gemahl* mit einem Kindlein auf dem Schooße *erblickte.* —

Einen Augenblick von Staunen gelähmt, betrachtete sie still und bewegungslos das schlafende Paar und die Ueberreste des Nachtschmauses; aber dann stürzte sie plötzlich wie ein grimmiges Pantherthier auf ihren Mann los und weckte ihn so unsanft mit Zunge und Hand, daß er vor Schrecken emporfuhr, als käme der jüngste Tag. Er riß die Augen weit auf, starrte mit einem schafsmäßigen Gesichte seine Frau, das Kind und sich selbst an, und hielt sich für bezaubert.

Frau von Wüsthof begann das peinliche Verhör mit einem rauschenden Strome von Schimpfworten, die sich, weil sie meistens der Zanksprache des gemeinen Volkes abgeborgt waren, vor gesitteten Leuten nicht sammt und sonders wiederholen lassen. „Sie alter, verbuhlter Graukopf!“ hieß es unter andern. „Mit welcher liederlichen Dirne haben Sie hier unter vier Augen geschwelgt? Und wie kommen Sie zu diesem Wechselbalg?“ —

„Das weiß der Himmel!“ stotterte der Oberst. „Ich glaube selbst, daß es ein Wechselbalg ist, den mir der Teufel, indem ich hier schlief, in die Arme gelegt hat.“ —

„Ja, schieben Sie nur die Schuld auf Den!“ fuhr sie ihn an. „Wer seine Missethat läugnet, sagt die Bibel, dem wird's nicht gelingen.“ —

Sie und er bemühten sich nun, die Schleifen und Knoten der Bänder zu lösen, mit welchen das erwachte und weinende Kind an seinen Vater gefesselt war. Während dieser Beschäftigung sah sie zwei Blätter Papier aus dem Bette des Knaben hervorblicken. Sie riß solche heraus, setzte ihre Brille auf und las mit lauter Stimme:

„Daß am zwanzigsten Juni des letztverwichenen
„Jahres in der hiesigen Kirche ein Knäblein, mit

„Beilegung des Namens Anton Wüsthof, die „heilige Taufe empfangen hat, wird auf Verlangen „aus dem Kirchenbuche hiermit atteſtiret. Koſentheim, „am Tage Johannis des Täufers, 17...

„Martin Herrmann, Pastor loci.“

Die Vorleſerin bekam gräßliche Zuckungen, die Lippen wurden ihr blau, und die in ihrem Innern kochende Wuth benahm ihr am Ende Stimme und Athem, daß ſie nur unvernehmliche Töne hervorſtöhnen konnte. Herr von Wüſthof warf ſich zitternd und zagend in den Lehnſtuhl und ſenkte ſchweigend den Kopf. Sie ging mit ausgeſpreizten Händen, die den Krallen eines Raubvogels glichen, auf ihn zu und bedrohte ſeine Augen. Als er aber eine abwehrende Bewegung machte, kehrte ſie um und griff nach dem zweiten Blatte, das von Eliſabeths Hand dieſe Worte enthielt:

„Herr Oberſt von Wüſthof, erinnern Sie ſich noch „der armen Antonie, die Sie vor beinahe zwei Jah„ren durch ein Eheverſprechen täuſchten? — Sie iſt „todt! — Aber ſie hinterließ Ihnen ein Vermächtniß „— dieſen Knaben — er iſt Ihr Sohn! — Han„deln Sie als Vater an ihm, und verſöhnen Sie „dadurch den Schatten ſeiner unglücklichen Mutter!“

Wüſthof riß ſeiner Frau, als ſie mit Schaum vor dem Munde Antoniens Namen ausſprach, das Blatt aus der Hand, durchflog es mit thränenden Augen, und ſein warm aufwallendes Herz ſprengte plötzlich die Eisrinde, unter der es ſo lange geſchlummert hatte. Er beugte ſich über das Kind, küßte es und rief laut: „Ja, du biſt mein Sohn und ich will dein Vater ſeyn!“ —

„Rasen Sie?“ — keuchte das wüthende Weib. „Wollen Sie sich von einer Betrügerin einen Bastard aufhängen lassen? — Fort ins Findelhaus mit ihm!“ —

„Nein, Madam!“ sagte der Oberst mit fester Stimme. „Ich war lange genug ein Ungeheuer; nun will ich ein Mensch seyn!“ —

„Ein Dummkopf!“ rief sie und griff nach dem Kinde.

„Was wollen Sie thun?“ sprach er, und drängte sie weg.

„Den Balg auf die Gasse werfen, damit ihn die Obrigkeit aufhebe!“ —

„Unmenschliches Weib,“ schrie Wüsthof, „rühre dieß Kind mit keinem Finger an, oder . . . .!“ —

Starr aller Antwort fuhr sie ihm nach den Augen. Er ergriff sie und drückte sie nieder auf einen Stuhl. Schnaubend rang sie mit ihm; er hielt sie immer fester. Sie arbeitete fürchterlich mit Händen und Füßen, ward schwarz im Gesicht, wie mit Tinte begossen, bekam Convulsionen, erstarrte dann plötzlich, und schloß wie ein Sterbender röchelnd die Augenlieder.

Wüsthof erschrack und stürzte fort, um den Stadtarzt rufen zu lassen.

Er kam, untersuchte den Puls und zuckte die Achseln. „Bei dieser Dame,“ sprach er, „wird meine Kunst nichts ausrichten. Es hat sie ein Schlagfluß getroffen.“ —

Alle möglichen Belebungsmittel wurden vergebens angewandt. Sie war und blieb todt.

21.

So hatte denn Wüsthof die mit ihr eingegangene Lebenswette *glücklich* gewonnen! Es sey ihm gegönnt, weil er

nun anfing, sein Inneres mit der Fackel der Selbsterkenntniß zu beleuchten und seine Seele von dem alten Rost der Verderbtheit zu reinigen. Er faßte den rechtlichen Vorsatz, an dem kleinen Anton die Pflichten eines Vaters in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, und zerbrach mit Entschlossenheit die Fesseln des Geizes, der ihn bisher von mancher guten That abgehalten, zu mancher bösen verleitet hatte. Den ersten Beweis seiner Befreiung von der Macht dieses Oberherrn gab er dadurch, daß er einen vertrauten Mann nach Kosentheim sandte, durch ihn Antons Pflegerin aufsuchen und ihr eine ansehnliche Summe auszahlen ließ. Auch Elisabeth, die dem Abgeordneten lachend gestand, daß sie die Person gewesen sey, die in Kaninchenberg Vater und Sohn mit einander vereinigt habe, erhielt ein Geschenk, und Antonie — einen Grabstein.

Wüsthof gab sich nicht die Ehre (wie man oft in öffentlichen Blättern liest) den Tod seiner Gemahlin in den Zeitungen bekannt zu machen. Er meldete ihn nicht einmal ihrer leiblichen Schwester, die vermählt mit einem Herrn von Katz in Wien lebte. Die beiden Geschwister liebten sich trotz der Gleichheit ihrer Gemüther von Hause aus nicht, wurden frühzeitig getrennt, und fragten in der Folge wenig nach einander. Als aber Herr von Goldammer gestorben war, schmeichelte Frau von Katz ihrer Schwester aus allen Kräften, um sie einst zu beerben. Diese Hoffnung vereitelte Herr von Wüsthof durch seine Vermählung mit der Wittwe. Nun trat zwischen den beiden Damen die alte Kälte wieder ein, und stieg bei der Wienerin zu einem so grimmigen Haß, daß sie ihrer Schwester einen Fehdebrief schrieb, worin sie unter anderm Beleidigungen erklärte: sie schäme sich, mit ihr unter

Einem Herzen gelegen zu haben. Bei diesen Umständen fand es der Oberst nicht für nöthig, den Trauerfall nach Wien zu berichten.

Allein das Gerücht übernahm seine Versäumniß, und Frau von Katz machte sich stracks auf den Weg, um ihren Erbschaftsantheil zu holen; denn sie stellte sich vor, ihre Schwester würde doch so vernünftig gewesen seyn, ihr wenigstens die Hälfte ihres Nachlasses zu vermachen.

Der Oberst ward bei der Ankunft seiner Schwägerin, die eines Abends ungemeldet in sein schwach beleuchtetes Zimmer trat, von einem fürchterlichen Schrecken befallen. Sie war ihrer verstorbenen Schwester so ähnlich, daß er im ersten Augenblick diese vor sich zu sehen glaubte. Kein Wunder, daß sich alle seine Haare empörten! Doch die Anrede der Frau von Katz zerstreute bald seine Furcht, und es fehlte nicht viel, so hätte er sie vor Freude umarmt und geküßt.

Sie setzten sich traulich zusammen und schalten tüchtig den Tod aus. Dann ließ Frau von Katz auf Umwegen die Frage heranschleichen: ob ihre wohlselige Schwester in ihrem letzten Stündlein noch Zeit gehabt habe, ihr Haus zu bestellen.

„Das war längst geschehen," antwortete der Oberst. „Ich habe die Ehre, Ihnen hier eine gerichtlich beglaubte Abschrift des Testaments vorzulegen." —

Frau von Katz fing die Lectüre mit einem Grazienlächeln an und endigte sie mit Furienblicken. Schon wollte sie gegen den Universalerben losbrechen, doch schnell besann sie sich eines bessern. „Wer Vögel fangen will," sprach sie zu sich selbst, „muß nicht mit Prügeln drein schlagen. Diesen Fehler beging ich bei meiner Schwester, und war eben im Begriff, ihn zu wiederholen. Nein, nein, wir

wollen klüger werden! Hier ist nun einmal nichts zu erstürmen; aber durch zarte Behandlung läßt sich er Oberst vielleicht gewinnen, mich zur Erbin einzusetzen.“ —

So entschlossen, strich sie die Falten des Zorns aus ihrem Gesichte und zwang ihm Anmuth und Heiterkeit auf. „Ich gratulire von Herzen,“ sagte sie, das Testament zurückgebend: „Das Vermögen meiner Schwester ist in die besten Hände gekommen.“ —

„Tausend Dank für Ihre gute Meinung, gnädige Frau!“ erwiederte der Oberst: „Aber ich versichere auf Ehre, daß mir alle Genüsse des Lebens gleichgültig geworden sind, seit ich sie mit der Seligen nicht mehr theilen kann.“ —

„Edler Mann!“ rief Frau von Katz: „Das läßt sich von Ihrem gefühlvollen Herzen nicht anders erwarten. Aber hin ist hin! Sie sollten Ihren Gram zerstreuen.“ —

„Wenn ich das könnte!“ seufzte der Oberst.

„Warum nicht?“ sagte sie: „Begleiten Sie mich nach Wien, zum Mittelpunkt der angenehmsten Vergnügungen! Unser Haus, unser Tisch — alles steht zu Ihren Diensten, und ich und mein Gemahl werden uns im Umgange mit Ihnen sehr glücklich fühlen.“ —

Er verbat diesen Vorschlag, weil er auf die Verwaltung seiner Güter ein wachsames Auge haben müsse. „Ein zweites Hinderniß,“ fuhr er fort, „ist die Kindheit meines Sohnes —“

„Sie haben einen Sohn?“ fragte sie hastig und bestürzt.

„Ein Kind der Liebe,“ war seine Antwort.

„So, so!“ sprach sie etwas beruhigt. „Nun, dieser Umstand würde Sie doch wohl nicht abhalten? Mit solchen Kreaturen pflegt man wenig Federlesen zu machen.“ —

„Jeder handelt nach seiner Weise,“ erwiederte der Oberst, und ließ sich über diesen Punkt nicht weiter heraus. Frau

von Katz reiste des folgenden Tages nach Wien zurück, ohne jedoch dem Vorsatz der Erbschleicherei zu entsagen.

22.

Unter der Aufsicht eines verständigen Lehrers wuchs Anton zu einem trefflichen Jüngling auf. Hell war sein Kopf, voll Gefühl sein Herz, schlank und edel seine Gestalt. Wer ihn kannte, mußte ihn lieben. Sein Vater war stolz auf ihn, und dennoch verschob er die Legitimation desselben von einem Jahre zum andern. Er hatte hierzu keinen Grund, als daß er, immer noch bisweilen in die Gewalt des Geizes zurückfallend, die Kosten scheute; denn die hochpreißliche Landesregierung ließ sich dergleichen Gnadenbriefe theuer bezahlen. Frau von Katz war mit diesem Aufschub sehr zufrieden, und suchte sich von Zeit zu Zeit durch schmeichelhafte Zuschriften, kleine Geschenke und andere Erbschleichereikünste in gutem Andenken zu erhalten. Wüsthof erwies ihr Gegenhöflichkeiten, schlug aber alle Einladungen nach Wien aus, so oft und so dringend sie auch von Jahr zu Jahr wiederholt wurden. Herr von Katz, ein geadelter Kaufmann, besuchte deßhalb sogar seinen Schwager mehrmals persönlich, ohne dessen hartnäckigen Widerstand besiegen zu können.

Einst kam er mit einem hellen Gelächter an und wich vor dem Oberst, der ihm entgegenging, mit burlesken Geberden des Erstaunens zurück. „Nein, so was lebt nicht!“ rief er aus: „Eine solche Aehnlichkeit ist mir in der Welt noch nicht vorgekommen! Ich glaube wahrhaftig, Sie können Ihre Gestalt verdoppeln!“ —

Wüsthof fragte natürlich, was er denn wolle?

„*Denken* Sie, wie mir's geht! Ich fahre ruhig meine

Straße, da kommt mir ein Mann entgegengeritten, der Ihnen auf's Haar ähnlich sieht. Indem ich ihn bemerke, ruft auch mein neben mir sitzender Bedienter: Gnädiger Herr, da kommen der Herr von Wüsthof! Ich lasse schnell halten und springe aus dem Wagen, um meinen geliebten Freund zu umarmen. Aber der Reiter trabt rasch vorbei und wirft nur einen flüchtigen Blick auf mich. Ich laufe wie ein gehetzter Hase hinter ihm her und rufe Ihren Namen so laut, daß die Felsen umher wiederhallen. Umsonst! er sieht und hört nicht, und trottirt immer schärfer. Endlich, indem ich schon athemlos niederstürzen will, sieht er sich um, wendet das Pferd und galoppirt auf mich zu. O, Sie böser Herr von Wüsthof! sag' ich keuchend: Kennen Sie mich denn nicht mehr? — Er starrt mich mit großen Augen an und antwortet ganz mit dem Ton und Accent ihrer Sprache: Sie verkennen mich, mein Herr, — ich bin nicht der Herr von Wüsthof. — Drauf zieht er den Hut und reitet seines Weges." —

„Ich will Ihnen dieß Räthsel erklären," fiel der Oberst ein. „Der Mann, dessen Gestalt Sie so täuschte, war ohne Zweifel ein gewisser Erich, der vormals mit mir bei Einem Regimente diente und jetzt mein Gut Ulmenthal in Pacht hat. Wir wurden schon damals, als wir noch Kriegskameraden waren, oft miteinander verwechselt, und die Aehnlichkeit unserer Gestalten ist in der That, wie ich selbst gestehen muß, ein seltenes Naturspiel. Sogar mein eigener Sohn sah ihn einst für mich an! — Ich darf mich zum Glück meines Ebenbildes nicht schämen. Mein Freund Erich ist einer der bravsten und edelsten Menschen, die ich *kenne*." —

Der Leser wird in der Folge sehen, warum dieses geringfügig scheinenden Vorfalls hier Erwähnung geschah.

Am folgenden Tage ließ der Oberſt den Pachter Erich zum Eſſen einladen. Herr von Katz erkannte ihn ſogleich wieder und es ward über jenes Straßenabenteuer viel gelacht.

23.

Anton war damals ſchon zwanzig Jahre alt. Die Erzählung eilte alſo über einen großen Zeitraum, in welchem ſich bei der Wüſthof'ſchen Familie nichts von Bedeutung ereignete, flüchtig hinweg, um nicht durch Schleichen langweilig zu werden. Nun aber erfordern die Begebenheiten wieder einen etwas langſamern Gang und einen kleinen Rückſchritt.

Erich hatte zu der Zeit, als er dem Herrn von Katz auf der Straße begegnete, den Pacht in Ulmenthal erſt ſeit einigen Monaten angetreten. Er lebte vorher außer Landes; die Pachtsbedingungen wurden durch Briefe abgemacht, und er traf nicht eher, als am Vorabend des Tages, an welchem er in Ulmenthal eingewieſen werden ſollte, dort ein. Herr von Wüſthof verrichtete die Uebergabe des Gutes in Perſon. Anton, der ihm ſonſt bei dergleichen Gelegenheiten an die Hand ging, blieb dießmal wegen anderer Geſchäfte zu Hauſe.

Als der Oberſt von Ulmenthal zurückkam, war er ſehr heitern Gemüths. „Alles kurz und glücklich vollbracht!“ ſprach er: „Es iſt eine Luſt, mit einem Biedermann zu verkehren! — Ich ward mit der Uebergabe des Gutes in einigen Stunden fertig, weil ſich Erich in allen Stücken auf Freundſchaft, Treue und Glauben verließ. Was hab' *ich nicht manchmal* mit andern anziehenden Pächtern für

Tänze gehabt! Sie hatten bisweilen Advokaten zu Beiständen, und da gab's über ein fehlendes Hufeisen oder ein abgestoßenes Kuhhorn weitläuftige Debatten. Nein, da lob' ich mir meinen braven Erich, an dem wir auch nebenbei einen guten Gesellschafter gewinnen. Kurz, mein Sohn, der Mann wird Dir gefallen, und es steht Dir in Ulmenthal noch eine andere angenehme Ueberraschung bevor." —

Er betonte die letztern Worte so stark und sah den Jüngling so scharf dabei an, daß dieser erröthete, ohne selbst zu wissen, warum. Der Vater lächelte geheimnißvoll und erklärte sich nicht weiter.

„Eine Ueberraschung — eine angenehme Ueberraschung!" sprach Anton für sich. „Was muß das seyn?" — Diese Frage lag ihm beständig im Sinn; sie ging mit ihm zu Bette, sie stand mit ihm auf, und trieb ihn endlich zu Pferde. Er ritt nach Ulmenthal.

Mit gespannter Erwartung trat er in die Pachterwohnung. Er fand Niemand auf der Hausflur; nur eine Harfe tönte ihm entgegen und leitete ihn an die Thür eines Zimmers. Er blieb stehen und horchte dem Klange des Saitenspiels, das er bisher nur von musikalischen Landstreichern kratzen, aber nie so zart und geistvoll wie hier behandeln hörte. Es dünkte ihn ein fremdes Instrument, und er ward vom Wohllaut desselben so entzückt, daß er sich nicht entschließen konnte, an die Thür zu klopfen. Er legte das Ohr daran und sog die süßen Töne begierig ein. Bald verband sich auch eine liebliche Stimme mit ihnen und sang ein rührendes Lied. Er war nun vollends bezaubert. Nur Schade, daß die Freude nicht lang dauerte. Gesang und Harfe schwiegen; doch da er hoffte, sie wür-

den bald wieder laut werden, so zog er sein Ohr nicht eher zurück, bis ihm die plötzlich aufgehende Thür einen schallenden Kopfstoß versetzte.

24.

„Ach Gott!“ rief ein junges, reizendes Mädchen in einem schneeweißen Hauskleide: „Ach Gott!“ was hab' ich gethan!“ —

Antons Ueberraschung war jetzt größer, als sie sich der Vater gedacht haben mochte. Er stand im Anschauen der schönen Hafnerin verloren, und fühlte nicht, daß sich auf seiner Stirn ein kleiner Hügel erhob. Sie aber sah es und klagte sich einer unverzeihlichen Uebereilung an. „Kommen Sie näher, mein Herr!“ sagte sie: „Ich habe Sie verwundet und will versuchen, Sie wieder zu heilen.“ —

Anton trat ins Zimmer. „Wir wollen ein altes, erprobtes Hausmittelchen anwenden,“ sprach sie; „aber ich bitte, lachen Sie mich nicht darüber aus!“ — Sie nöthigte ihn auf einen Stuhl, holte geschwind ein Messer, drückte sanft damit seine Beule und bestrich sie mit Seifenbalsam. „Nun, wie ist Ihnen?“ fragte sie. „Fühlen Sie einige Linderung Ihres Schmerzes?“ —

Anton versicherte: er fühle nichts, was Schmerz heiße; es sey ihm im Gegentheil in seinem ganzen Leben noch nie so wohl gewesen, als jetzt.

„Sie scherzen,“ erwiederte sie: „Ich weiß aus Erfahrung, daß solche Kopfstöße nicht wohl thun.“ —

„Es kommt viel auf die Hand an, die sie ertheilt,“ antwortete Anton: „Und wer wollte nicht gern eine Minute *krank seyn, um die Bekanntschaft eines liebenswürdigen Arztes zu machen?*“ —

Das Mädchen erröthete und schlug die Augen nieder.

„Ueberdieß war ich selbst Schuld," fuhr er fort: „Wer hieß mich an der Thüre horchen! Aber man muß die Gelegenheit eines angenehmen Genusses im Fluge haschen. Hätte ich nicht unbemerkt Ihre Harfe belauscht, wer weiß, ob mir jemals das Glück geworden wäre, sie zu hören." —

„Warum nicht?" entgegnete sie: „Wenn Ihnen meine Stümperei Vergnügen macht und Sie vielleicht den letzten Rest Ihrer Schmerzen darüber vergessen, so will ich Ihnen etwas vorklimpern." —

Sie nahm die Harfe; aber kaum hatte sie die Saiten angeschlagen, als die Thür aufging. „Ha, mein Vater!" rief Anton.

„Nein, es ist der meinige!" sagte das Mädchen, und legte die Harfe bei Seite.

Anton, der sich indessen schon von seinem Irrthum überzeugt hatte, stand schamroth vom Stuhl auf.

„Du hast Gesellschaft, meine Tochter?" sprach Erich, den Jüngling begrüßend. „Mit wem habe ich die Ehre, zu sprechen?"

Anton nannte seinen Namen.

„Ah! der Sohn meines werthen Freundes!" rief der Pachter und reichte ihm die Hand. „Seyn Sie mir herzlich willkommen! — Aber was seh' ich? — Sie haben ja einen ganz frischen Schaden an der Stirn!"

„Ja, denken Sie, Vater!" sprach Johanna mit einem ängstlichen Tone, „ich war durch hastiges Oeffnen der Thüre so unglücklich, den Herrn, der eben anklopfen wollte, zu verletzen." —

„*Wildfang!*" sagte der Vater und wollte ihr einen Verweis geben; doch Anton fiel ihm schnell ins Wort, vertheidigte sie tapfer und maß sich selbst alle Schuld bei.

„Wer wie ich," sprach er, „leise an eine Thüre schleicht und sich nicht meldet, der wird billig für's Horchen bestraft." —

„Nicht doch, mein junger Freund!" unterbrach ihn Erich mit ernstem Eifer: „Thun Sie sich nicht selbst Unrecht, um meine Tochter zu entschuldigen. Sie haben gewiß nicht gehorcht!" —

„Ja, ich horchte wirklich!" versetzte Anton. „Aber freilich nur auf die harmonischen Töne dieser Harfe, die ich schon von weitem vernahm." —

„Nun, das lasse ich gelten, das ist erlaubt!" rief der Pachter, und aus seinen Augen leuchtete Freude, daß der Jüngling keine so schändliche Handlung, wie das Horchen an Thüren unstreitig ist, begangen hatte.

Anton ritt bald darauf nach Hause; aber sein Herz blieb in Ulmenthal.

25.

Er lebte und webte nun in der goldnen Zeit der ersten Liebe. Die schöne Johanna, die ihn bei der zweiten oder dritten Zusammenkunft durch das leise Geständniß ihrer Gegenliebe beseligte, war sein einziger, langer Gedanke. Doch verträumte er deßhalb nicht unthätig die Tage; er griff im Gegentheil jedes Geschäft, das ihm sein Vater auftrug, rascher und williger als jemals an, und erwarb sich dadurch seine höchste Zufriedenheit. Der alte, schlaue Herr wußte sehr wohl, aus welcher Quelle das wohlthätige Feuer floß, das seinen Sohn durchströmte; er ließ sich aber nie mit ihm darüber in Erörterungen ein, sondern *hatte nur* im Stillen seine Freude daran.

Erich hingegen, der in allen seinen Handlungen gerade

zuging, bemerkte kaum das geheime Verständniß der jungen Leute, als er auch schon mit seiner Tochter darüber sprach. Sie bekannte freimüthig: Anton habe ihr Liebe und Treue geschworen. „Das hör' ich nicht gern!“ war seine Antwort: „Der junge Mann ist brav und gut; er verdient Achtung und Liebe; aber sein Vater wird es nicht billigen, daß er mit seinem Herzen so frei schaltet und waltet. Der Alte hat gewiß höhere Plane. Er ist reich; wir sind arm: das paßt, so viel ich ihn kenne, in seinem Kopfe nicht zusammen, und Feindschaft zwischen ihm und mir wird das Ende vom Liede seyn.“ —

Dem erschrockenen Mädchen schossen Thränen in die Augen. „Sieh, sieh!“ sagte der Vater, „das sind Vorboten! Es werden mehrere nachfolgen! Ich bin nicht ruhig, bis ich mit Antons Vater über die Sache gesprochen habe.“ —

Johanna bat dringend um Aufschub; allein er ritt fort und entdeckte den ganzen Handel.

„Du sagst mir nichts Neues, Herr Bruder!“ sprach Wüsthof lächelnd. „Ich bin längst hinter Antons Schliche gekommen.“ —

„Schliche?“ — versetzte Erich. „Dieß Wort will mir nicht gefallen. Alle Schliche taugen nichts! — Wenn du den Umgang deines Sohnes mit meiner Tochter dafür ansiehst, so brauche deine väterliche Gewalt und untersag' ihm mein Haus!“ —

„Warum denn?“ sagte der Oberst. „Laß doch die Kinder miteinander spielen und sich ihrer flüchtigen Jugend freuen!“ —

„Mit nichten!“ sprach Erich. „Ein solches Spiel muß *eine Grundlage* von Ernst und Redlichkeit haben, sonst *entsteht nichts* Gutes daraus. Ich weiß, mein Freund, du

warst in deiner Jugend in diesem Punkte ein Freidenker und scheinst es auch jetzt noch zu seyn; mir aber liegt das Wohl und Wehe meiner Tochter zu sehr am Herzen, als daß ich dem Wachsthum einer Leidenschaft gelassen zusehen könnte, die das Glück und die Ruhe ihres ganzen Lebens zerstören kann." —

Wüsthof ward ernst. Er dachte an Antonien und seufzte.

„Nun, was beschließest du?" fragte Erich. „Wollen wir jetzt, da es vielleicht noch Zeit ist, zwischen unsere Kinder treten und sie trennen?" —

„Nein, guter Erich!" antwortete Wüsthof. „Sie scheinen für einander geschaffen, und so mögen sie denn nach ein paar Jahren in Gottes Namen Mann und Frau werden." —

„Wüsthof! ist das dein Ernst?" —

„Mein treuer, redlicher Ernst." —

„Hab' Dank! Ich erwartete kaum diesen Trost von dir, du alter Ehefeind!" —

„O, wär' ich's nie gewesen!" — rief der Oberst: „Ich hätte jetzt weniger Ausgelassenheiten und Fehltritte zu bereuen. Glücklich ist der, den frühzeitig ein geliebtes Weib an Ordnung und Häuslichkeit fesselt!" —

Die Freunde umarmten sich und nahmen noch Abrede, den Ausschlag dieser Verhandlung den Liebenden nicht zu eröffnen, damit sie sich im Umgange miteinander nicht allzu früh als Ehegatten betrachten möchten.

26.

Einige Tage nachher überbrachte die Post dem Herrn von Wüsthof einen neuen Einladungsbrief aus Wien. Dringender als alle seine Vorgänger, enthielt er ein weitschwei-

figes Verzeichniß von angeblichen Merkwürdigkeiten, die in den nächsten Tagen und Wochen dort zu sehen seyn sollten. Das Hauptstück darunter war der Einzug eines türkischen Gesandten mit einem großen Gefolge. Nach diesem Maßstabe läßt sich die Wichtigkeit der übrigen Raritäten beurtheilen. Doch waren sie alle mit einem verschwenderischen Aufwand von Beredtsamkeit geschildert, um den Oberst nach ihnen recht lüstern zu machen.

Er gab diesen Brief seinem Freunde Erich zu lesen. „Ich könnte," sprach er, „den unermüdeten Erbschleichern keinen empfindlichern Streich spielen, als wenn ich mich wirklich nach Wien auf die Reise machte, dort ein halbes Jahr auf ihre Kosten lebte und sie dennoch leeres Stroh dreschen ließe." —

„Das wär' eine gerechte Züchtigung!" sprach Erich.

„Und ich bin halb und halb dazu entschlossen," fuhr der Oberst fort. „Der Muselmann und sein Gefolge locken mich freilich nicht, und noch weniger die Feuerwerke im Prater und die beliebte Bärenhetze; aber ich wünschte schon seit vielen Jahren, die große Kaiserstadt zu sehen, und zwei werthe Jugendfreunde, die dort leben, vor meinem Ende noch einmal zu umarmen. Ich ward nur immer durch ökonomische Geschäfte daran verhindert. Doch nun ist Anton mein Stellvertreter; — im Nothfall würdest auch du ihm mit Rath und That an die Hand gehen — und so könnte ich mir wohl eine Ausflucht erlauben." —

Mit bescheidenen Worten erinnerte ihn Erich an seine hohen Jahre, in deren Rücksicht eine so weite Reise manche Bedenklichkeit habe. Allein der Oberst versicherte: er fühle sich gesund und rüstig wie ein Jüngling, und mit zwei *Tag- und Nachtreisen* sey der Weg nach Wien spielend

zurückgelegt. Kurz, er hatte eine unwiderstehliche Reiselust und ließ sich nicht davon abrathen.

Erich ward von dunkeln Ahnungen beunruhiget und that seinem Freunde die Vorstellung: er solle doch wenigstens die schon so lange verschobene Legitimation seines Sohnes zuvor bewerkstelligen und seinen letzten Willen gerichtlich niederlegen. Aber der Oberst wollte von dem allen nichts hören. „Mit diesem langweiligen Kram," sprach er, „kann ich mich jetzt nicht aufhalten, sonst verstreicht der Sommer, und ich müßte dann in einer unbequemen Jahrszeit reisen." — Erich wiederholte seine wohlgemeinten Ermahnungen: als aber Jener darüber beleidigt schien, so hielt er es nicht für rathsam, sich weiter den Mund zu verbrennen.

Der Oberst ließ nun ohne Verzug sein Reisegeräth in gehörigen Stand setzen, und begab sich drei Tage nachher, von einem einzigen Bedienten begleitet, auf den Weg nach Wien, wo er drei Monate zu bleiben gesonnen war.

27.

In achtundvierzig Stunden kam er wohlbehalten dort an. Herr von Katz und seine Gemahlin brachen in ein Freudengeschrei aus, als er sie so unvermuthet überraschte. Er stieg in ihrem Hause ab und ward wie ein König empfangen; denn nun glaubten sie, die köstliche Erbschaft, der sie so lange nachgetrachtet hatten, bei allen vier Zipfeln zu haben. Sie gaben ihm zu Ehren glänzende Feste, und drangen ihm auf mancherlei Art die Verbindlichkeit auf, sich ihnen wieder gefällig zu erweisen. Er ließ sich jeden angenehmen Genuß, den sie ihm — und oft mit nicht geringen Kosten — bereiteten, sehr gern gefallen, war aber so undankbar, ihre häufigen Anspielungen auf Erbschaft

und Testament nicht zu verstehen. Sie schickten endlich einen dreijährigen Knaben (den sie an Kindes Statt angenommen hatten, nachdem sein Vater, ein Bruder des Herrn von Katz, in der schmählichsten Armuth gestorben war) an ihn ab. Der kleine Gesandte schmeichelte der erhaltenen Instruction nach um ihn herum, nahm eine traurige Miene an und preßte sogar ein Thränchen aus den Augen. Wüsthof fragte, was ihm fehle. „Vater todt" — wimmerte der Knabe — „die schwarzen Männer trugen ihn fort — bin ein armes, armes Kind — ach! bitte, bitte, mach' mich reich! — will für dich beten." — Dieses eingelernte Sprüchlein sing er, wenn er damit fertig war, immer wieder von vorn an, ohne darauf eine Resolution abzuwarten. „Ei, so schweig' doch endlich, du drolliger Papagei!" fiel Wüsthof lachend ein: „Dein Onkel wird dich schon reich machen!" —

Scherzend erzählte er nachher der Frau von Katz die Naivheit des Kindes. „Ueber den kleinen Bettler!" rief sie, und schlug, wie höchlich erstaunend, die Hände zusammen. „Wer sollte sich so was denken! Es ist, als spräche Gott durch den Mund dieses Kindes; denn wahrlich, lieber Wüsthof, Sie fänden bei dieser unglücklichen Waise Gelegenheit, sich eine Stufe — doch was sag' ich eine Stufe? — eine ganze Leiter in den Himmel zu bauen." —

Wüsthof gab sich das Ansehen, als ob er den Bau dieser Himmelsleiter in Ueberlegung ziehen wollte. Da er aber fest entschlossen war, das Erbtheil seines Sohnes um keinen Pfennig zu schmälern, so ward ihm diese Bettelei, die täglich unter neuen Gestalten auftrat, so beschwerlich und der Aufenthalt in Wien dadurch so verhaßt, daß er *früher, als er sich* Anfangs vorgesetzt hatte, an die Rückreise dachte. Allein im Buche des Schicksals war ihm eine

andere Straße vorgezeichnet: er sollte seine Heimath nicht wiedersehen. Eine plötzliche Krankheit überfiel ihn, als er einst bei einem Abendschmause seinem Magen zu viel geboten hatte. Er legte sich noch frisch und gesund ins Bett; als ihm aber sechs Stunden darauf Herr von Katz einen frühen Morgenbesuch abstatten wollte, fand er ihn — todt.

28.

Der Schrecken des Erbschleichers war unbeschreiblich. Er fiel mit beiden Händen in die Haare und raufte und zauste sich grausam. „Todt — mausetodt — ohne Testament zum Teufel gefahren!“ — So schrie er und heulte laut. Der unbändige Schmerz wollte die Brust ihm zersprengen.

Aber plötzlich ward er still und stand fünf Minuten in tiefen Gedanken. Er sann nach, ob er nicht vielleicht dieses Unglück noch zu seinem Nutzen anwenden könnte; und sieh, da bekam er einen herrlichen Einfall. Er machte vor Freude einige Bocksprünge, hüpfte dann auf den Fußspitzen aus dem Sterbezimmer, schloß es leise hinter sich zu, weckte seine Gemahlin und hielt mit ihr unter vier Augen eine halbstündige Conferenz, von deren Resultat wir jetzt nur so viel entdecken dürfen, daß sie beschlossen: der Todesfall solle vor allen Menschen ohne Ausnahme ein Geheimniß bleiben, bis Herr von Katz von einer schnellen Reise, die er noch in derselben Stunde antreten wollte, zurückgekommen seyn würde. — Diese Verheimlichung schien um so leichter möglich, da Herr von Wüsthof schon vier Wochen zuvor seinen von Hause mitgenommenen Lakei wegen einer groben Vergehung verabschiedet hatte, und

sich seitdem bloß von der Livree des Herrn von Katz bedienen ließ.

Alle übrigen Vorsichtsmaßregeln stellte dieser Herr der Klugheit seiner Gemahlin anheim. Er schlich aus seinem eigenen Hause wie ein Dieb, warf sich in einen leichten Kourierwagen, beschenkte auf jeder Station die Postillone mit Dukaten, und kam auf diese Art mit geflügelten Rossen am Abend des folgenden Tages nach — Ulmenthal.

Er stürzte wie wahnsinnig in Erichs Haus und riß ihn aus dem Kreise seiner Familie in eine Nebenstube. „Ich bin ein Unglücksbote“ — sprach er ächzend — „Unser Wüsthof liegt in meinem Hause tödtlich krank. Er will Sie sprechen; er hat Ihnen wichtige Geheimnisse zu entdecken; er beschwört Sie, zu ihm zu fliegen. Machen Sie sich in der größten Geschwindigkeit reisefertig und lassen Sie uns mit Ihren schnellsten Pferden bis zur nächsten Station fahren! Dann stehen schon in allen Posthäusern angeschirrte Pferde für uns bereit. Ich machte den Herweg in sechsunddreißig Stunden; der Hinweg soll uns noch weniger Zeit kosten. Um Gottes Willen, eilen Sie nur!“ —

Erich war äußerst bestürzt und es schien ihm höchst wahrscheinlich, daß Wüsthof, wenn er sich wirklich am Rande des Grabes befände, noch mancherlei mit ihm zu besprechen hätte. Er bedachte sich daher keinen Augenblick, die verlangte Eilreise zu thun, und betrieb die Anstalten dazu mit einem solchen Eifer, daß er nach einer Viertelstunde schon neben seinem Gefährten im Wagen saß.

Sie erreichten Wien in der möglichsten Zeitkürze. Herr *von Katz schonte nicht* seine Dukaten, um noch vor *Anbruch des zweiten* Tages dort anzukommen, und die

Peitschen der bestochenen Postknechte setzten es durch. Schon früh um zwei Uhr waren die Reisenden am Ziel.

Ungefähr hundert Schritte von seinem Hause ließ Herr von Katz halten. „Hier wollen wir aussteigen," sprach er, „um nicht den Kranken, wenn er etwa schlafen sollte, durch das Geraſſel des Wagens aufzuwecken." — Sie schlichen auf den Zehen die Treppe hinauf. Frau von Katz kam ihnen mit einem wiederholten „St! St!" entgegen. „Wie steht's mit dem Kranken?" fragten sie leise. „Er schläft;" gab sie zur Antwort und bewillkommte den Pachter sehr freundlich.

Man führte ihn in ein Zimmer. Hier ließ ihn das Ehepaar allein, um sich an einem andern Orte zu unterreden. „Nun, wie ist's gegangen?" fragte er. „Vollkommen glücklich!" antwortete sie. „Seine Freunde kamen mehrmals, um ihn zu besuchen; ich war aber unerschöpflich in Ausflüchten. Den ersten Tag sagt' ich: er sey mit dir ausgegangen; den zweiten: er sey krank, wolle niemand sprechen; den dritten: er schlafe. — Kurz, es weiß oder ahnt kein Mensch seinen Tod; dafür steh' ich mit meinem Leben." —

29.

Zufrieden ging Herr von Katz zu seinem Reisegefährten zurück. „Herr Erich," sprach er mit einem betrübten Gesichte, nun ist's nicht länger möglich, Ihnen eine erschütternde Wahrheit zu verhehlen. Unser Freund Wüsthof ist bereits seit drei Tagen todt." —

Erich erstarrte und gab vor Schrecken keinen Laut von sich, indem Herr von Katz die nähern Umstände des Todes — *wiewohl nicht ganz aufrichtig* — erzählte.

„Gott! ist's möglich?“ — rief jetzt der Pachter. „Aber was soll ich nun hier? — Wozu das grundlose Vorgeben, daß er mich sprechen wolle?“ —

„Sehn Sie,“ sprach Herr von Katz, „als ich an jenem unglücklichen Morgen in sein Zimmer trat, rang er schon, wie gesagt, mit dem Tode; allein er war seines Verstandes und der Sprache noch mächtig und dictirte mir seinen letzten Willen, wie ich ihn hier nachgeschrieben habe. Belieben Sie dieß Blättchen zu lesen!“

Erich las:

„Alle meine Güter — mit einziger Ausnahme des „Gutes Ulmenthal — und mein gesammtes beweg„liches Vermögen an Baarschaften und Hausgeräth, „vermache ich der leiblichen Schwester meiner seligen „Gemahlin, der Frau von Katz, die ich demnach „zur Universalerbin einsetze.“

Schweigend, aber mit durchbohrenden Blicken, sah Erich den Herrn von Katz an und las weiter:

„Zum Besitzer des Gutes Ulmenthal, mit allem „Zugehör ernenne ich den gegenwärtigen Pachter des„selben, meinen Freund Erich; doch mit der Bedin„gung, daß er dem jungen Anton Wüsthof, der „bisher fälschlich für meinen Sohn ausgegeben und „gehalten wurde, zu seinem Unterhalt jährlich zwei„hundert Thaler auszahle, die gedachter Anton von „den Einkünften besagten Gutes lebenslang erhalten „soll.“ —

Erich starrte den Herrn von Katz mit glühenden Augen *an.* „*Wie?*“ — sprach er. „Sie wollen mich überreden,

Wüſthof hätte dieſe Anordnung gemacht, und noch bei Sinnen gemacht?“ —

„Bei ſo geſundem Verſtande, wie wir;“ antwortete Katz.

„Unmöglich, durchaus unmöglich!“ rief Jener. „Hier herrſcht Irrthum oder — — Kurz, die Sache iſt nicht richtig!“ —

Mit eiſerner Stirne und ſchweren Betheurungen verſicherte Herr von Katz: er habe Wort für Wort niedergeſchrieben, was ihm der Sterbende in die Feder geſagt habe.

„Nun, ſo war er wahnſinnig geworden!“ fuhr Erich auf. „Doch ich begreife nicht, warum ich mich ereifere. Dieſer Zettel iſt in jedem Falle ein ungültiges Stück Papier. Wüſthof iſt ohne Teſtament geſtorben.“

„Gewiſſer Maßen haben Sie Recht!“ erwiederte Katz. „Allein es gibt ein Mittel, ſeiner letzten Willensmeinung die ermangelnde geſetzliche Kraft zu geben.“

„Und das wäre?“ — fragte Erich geſpannt.

Katz ſah eilend hinaus vor die Thür, ob jemand horche, ſchloß und riegelte ſie ängſtlich zu, zog den Pachter vertraulich auf einen Sopha und begann leiſe: „Das Mittel, von dem ich ſagte, mein theuerſter Freund, iſt etwas ungewöhnlich — ſogar ein wenig ſcrupulös — aber der Zweck — wir müſſen hier hauptſächlich auf den Zweck ſehen — der Zweck, wenn er gut iſt, heiligt die Mittel —“

„Zur Sache, mein Herr!“ ſprach Erich finſter.

„Das Mittel, das ich meine,“ — fuhr Katz fort — „haben Sie, mein Wertheſter, einzig und allein in der Gewalt. Es liegt in Ihrer wunderbaren Aehnlichkeit mit dem Verſtorbenen.“ —

„Hm! hm! — Doch weiter! Ich verſtehe Sie noch nicht ganz.“ —

„Kurz und rund, mein Plan iſt der: wir ſpielen eine Art von Komödie. Sie legen ſich zu Bett, ſtellen ſich ganz erbärmlich matt und krank, und machen vor dem Notar und den Zeugen, die ich ſogleich will rufen laſſen, in Wüſthofs Namen ein Teſtament, wie er mir's dictirte.“ —

Empört ſprang Erich auf. „Herr! wie können Sie ſich erfrechen, mich zu einem ſolchen Schurkenſtreich aufzufordern? — Haben Sie mich nur deßhalb durch Lug und Trug dreißig Meilen weit gelockt, damit ich Sie durch ein Bubenſtück, das den Galgen verdiente, bereichern ſoll? — Bei Gott! Sie wären es werth, daß ich Ihren ſchändlichen Entwurf ſofort dem Kriminalgericht anzeigte!“

„Beſter Mann, faſſen Sie ſich!“ bat Herr von Katz. „Sehen Sie die Sache aus dem rechten Geſichtspunkte an! Wüſthof — das betheur' ich Ihnen bei Gott und allen Heiligen! — Wüſthof ſtarb mit dem Willen, den er von mir niederſchreiben ließ, und alſo iſt ja mein Vorſchlag nichts als ein unſchuldiges Nothmittel, uns in den Beſitz deſſen zu ſetzen, was er uns zutheilte.“ —

„Aber zum Teufel! warum wollten Sie denn gerade *mich* zu Ihrem Mitſchuldigen machen? Warum erkauften Sie nicht hier den erſten beſten Spitzbuben zu dieſer Rolle?“ —

„O, liebes Männchen, begreifen Sie doch, daß kein anderer Menſch als Sie — wegen Ihrer frappanten Aehnlichkeit“ —

„Was Aehnlichkeit! Wozu war dieſe ſo dringend nöthig? *Kennen* denn alle Notare in Wien alle Spitzbuben *von Angeſicht* zu Angeſicht?“ —

„Lassen Sie sich dienen! — Um unser Testament gegen allen möglichen Verdacht sicher zu stellen und ihm den Stempel der höchsten Glaubwürdigkeit aufzudrücken, wollt' ich Wüsthofs zwei Freunde, mit welchen er hier täglich umging, und überhaupt Personen, die ihn gekannt haben, zu den erforderlichen Zeugen wählen." —

„Aha! Ich bewundere Ihre Verschlagenheit." —

„Nun, sehen Sie, so ginge die Sache vortrefflich! Keine Menschenseele, außer meiner Frau, weiß seinen Tod — die Nacht, die noch ein paar Stunden dauert, kommt uns zu Hülfe — wir zünden in einem großen Zimmer nur eine einzige Kerze an, denn der Kranke, heißt es, kann kein stärkeres Licht vertragen — kurz, mein Bester, ich habe alles reif überdacht. Es fehlt nur noch Ihr gütiger Entschluß, und dieser ist Ihnen selbst weit nützlicher und ersprießlicher, als uns; denn meine Frau würde in jedem Falle ihr gegründetes Erbschaftsrecht gegen den Burschen, den Anton, der wie aus den Wolken gefallen ist, glücklich ausfechten; aber Sie, mein Theuerster, Sie hätten nicht den geringsten Anspruch an das herrliche Ulmenthal, das Sie sich mit so leichter Mühe erwerben können." —

„Ja, ja," sprach Erich bitter, „es wär' ein ganz feines Handgeld der Hölle! — Lassen Sie mich fünf Minuten allein! Dann sollen Sie meinen Entschluß erfahren." —

Herr von Katz ging und schilderte, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, vor der Thür. Aber bald rief ihn Erich, der indessen mit sich selbst Rath gepflogen hatte, wieder in's Zimmer und erklärte sich: er sey zu der Testamentshandlung entschlossen.

Katz fiel vor Freude auf die Knie und küßte ihm die Hände.

30.

Nun ward Lärm im Hause. Herr und Frau von Katz riefen, pochten und klingelten alles, was Leben und Athem hatte, aus dem Schlafe. „Der Oberst liegt im Sterben — er will sein Testament machen!“ — schrien sie händeringend und sprengten die Bedienten fort, um einen Notar und Zeugen zu holen. Diese Personen waren nach Verfluß einer Stunde beisammen. Unter den letztern befanden sich Wüsthofs Freunde. Sie eilten mit fliegenden Schritten an's Bett, worin Erich lag. Er hatte eine Nachtmütze über die Augen gezogen und das Gesicht gegen die Wand gekehrt. Sie fragten bekümmert nach seinem Zustande. Er antwortete mit schwacher Stimme: er fühle sein Ende — das Sprechen werde ihm schwer — er müsse seine letzten Athemzüge schonen, um noch testiren zu können. — Die Universalerbin drängte die Herren sanft vom Bette hinweg und bat weinend, die Kräfte des Kranken nicht zu erschöpfen. Er werde, setzte sie hinzu, nach dem Ausspruch ihres eben dagewesenen Hausarztes, den Aufgang der Sonne nicht erleben. — Ihr Gemahl rückte indessen Tische und Stühle für den Notar und die Zeugen zusammen. Sie setzten sich. Herr und Frau von Katz traten ab und horchten im Nebenzimmer an einer dünnen Tapetenwand, durch welche sie nur eine Hand breit von dem Testirer, dessen Bett an derselben stand, getrennt waren. Daher entging ihnen kein Wort, das er sprach.

„Ich empfinde die Nähe meines Todes;“ fing er an, „*doch habe ich* noch mein volles Bewußtseyn, und bin *also im Stande*, ein rechtsgültiges Testament zu ma-

chen. Herr Notarius, haben Sie die Güte, es niederzuschreiben.“

Der Notar verbeugte sich devot, tunkte die Feder ein, und Erich fuhr fort:

„Alle meine Güter, Häuser, Aecker, Gärten — mit „Einem Worte: alle liegenden Gründe, deßgleichen meine „Baarschaft und sämmtliches Mobiliarvermögen, es habe „Namen, wie es wolle, eigne und hinterlasse ich meinem „leiblichen Sohne —“

Ein gewaltiges Husten im Nebenzimmer zwang ihn, ein Weilchen inne zu halten. Es legte sich wieder und er sprach fort:

„— — eigne und hinterlasse ich meinem leiblichen „Sohne, Anton Wüsthof —“

Neuer Tumult! Die Tapetenwand rauschte und wankte, umgeworfene Stühle polterten, Flüche schallten und Ohrfeigen klatschten, die Herr von Katz, als Besteller des so übel ausschlagenden Testamentes, empfing. Dem Notar entsank die Feder. Die Zeugen blickten nach der Gegend des Tummelplatzes und schüttelten die Köpfe.

Nach einer halben Minute hörte der Lärm auf und der Testator begann wieder:

„— — Anton Wüsthof, den ich hiermit zum einzi„gen Erben aller meiner Habe und Güter ernenne und „einsetze.“ —

Die Thür des Nebenzimmers ward jetzt von den fortstürmenden Horchern mit solcher Gewalt zugeschlagen, daß alle Wände und Fenster des Hauses bebten.

„Wuth und Rache getäuschter Hoffnung!“ flüsterte der Notar mit satirischem Lächeln den Zeugen zu, und sie nickten bejahend. „Ich habe nun nichts weiter zu ver-

ordnen;“ sprach Erich. Der Notar las das Testament im Zusammenhange vor. Es ward von dem Testator für richtig erklärt und von den Zeugen unterschrieben.

Wüsthofs Freunde traten jetzt wieder ans Bett. Erich bat sie, ihn ein wenig schlummern zu lassen. Sie entfernten sich sammt dem Notar und den übrigen Zeugen, und verließen das Haus, ohne von den erbosten Herrschaften, die sich unsichtbar gemacht hatten, Abschied zu nehmen.

Erich stieg aus dem Bette und war eben im Begriff, seinen Krankenhabit abzulegen, als sie beide gleich wilden Hetzhunden zur Thür herein und ihm auf den Hals fuhren. Es erhob sich ein Zwist, der äußerst heftig war, ob er gleich nur mit gedämpften Stimmen geführt wurde. Sie drohten mit augenblicklicher Verhaftung; Erich aber donnerte sie muthig zu Boden. „Ich,“ sprach er unter andern, beging einen frommen Betrug, um einen armen Jüngling zu schützen, den Sie berauben wollten. — Straft man mich dafür, so kann man doch wenigstens keine Schande auf mich wälzen; Sie aber wird wegen der Schlechtheit Ihrer Absicht Schimpf und Schade zugleich treffen.“ — Diese kräftige Vorhaltung wirkte so stark, daß sie ihn am Ende um Schonung und Verschwiegenheit baten.

Er fragte nun nach Wüsthofs Leiche. Sie lag im Nebengemach. Er eilte dahin, betrachtete sie weinend, und trug sie mit Hülfe des Herrn von Katz durch eine Tapetenthür in's Testamentszimmer, um dadurch einer möglichen Entdeckung der wahren Geschichte vorzubeugen.

Sie blieb verborgen. Der Oberst ward prachtvoll

begraben. Mit dem Teſtament in der Taſche reiste Erich dann heim. Anton betrauerte innig ſeinen Vater. Ein Jahr nachher ward Johanne ſeine Gattin. Aber noch früher nahm er ſeine gute, alte Pflegemutter in ſein Haus und vergalt ihr dankbar Liebe mit Liebe bis an ihren Tod.

Das Hageſtolzengericht.

Es war Cabinetsvortrag bei Sr. Erlaucht dem regierenden Reichsgrafen von Dohlenburg. Mit leiſen, vorſichtigen Schritten ging er an den Wänden des Zimmers herum und — haſchte Fliegen, indem ſein Miniſter des Innern, der Landrath Schlangenkron, mit einer fatalen, eintönigen, ſchnarrenden Stimme die eingelaufenen Berichte, Klagen und Bittſchriften referirte. Der Graf war mit ſeiner Jagd (worin er, ohne es ſelbſt zu wiſſen, dem Kaiſer Domitian nachahmte) zu eifrig beſchäftiget, als daß er ſich davon hätte abmüßigen können, um auf das langweilige, ſeit vielen Jahren gewohnte Geplärr ſeines Miniſters zu hören. Er ward immer erſt aufmerkſam darauf, wenn ſich der Schall deſſelben verlor; — ſo wie ſchlafende Müller erwachen, wenn die Mühle plötzlich in ihrem toſenden Gange gehemmt wird. — Jene Windſtille, die von Zeit zu Zeit eintrat, erinnerte den Grafen, daß ein Vortrag mit unterthänigem Gutachten geſchloſſen ſey und ſeine hohe Reſolution darüber erwartet werde. „Recht gut *ſo!*“ ſprach er dann. „Alles nach Ihrer Einſicht, lieber *Schlangenkron!*“ —

Auf ſo bequeme Art hatte er ſchon zehn Sachen ent-

schieden, und bei der Indolenz wenig gewagt, weil es lauter Lappalien waren. „Genug für heute!“ rief er jetzt in einem etwas mißlaunigen Tone und warf sich in seinen Audienzstuhl. „Klagen,“ — fuhr er seufzend fort — „nichts als Klagen! — Bittschriften, nichts als Bittschriften! — so muß ich leider mit Lessings Prinzen * ausrufen! Und was nutzt sie am Ende, die eherne Geduld, mit welcher ich einen Tag wie den andern mir vortragen lasse? — Ich finde nicht, daß mein Land dadurch blühender wird, oder daß meine Einkünfte steigen. Im Gegentheil sind beide im Sinken. Sagen Sie, Herr Schlangenkron, was ist davon die Ursache?“ —

„Ew. Erlaucht halten mir zu Gnaden,“ entgegnete der Landrath; „diese Frage ist unbeantwortlich; denn es läßt sich von einer Sache, die nicht existirt, kein Grund angeben. — Ich betheure bei Pflicht und Gewissen, daß ich nirgends einen sinkenden Zustand bemerke. Die ganze Grafschaft steht im höchsten Flor!“ —

„Schmeicheln Sie nicht!“ erwiederte der Graf. „Es ist durchaus nicht alles so, wie es meine landesväterlichen Wünsche und Sorgen erheischen. Mich beunruhiget besonders ein auffallender Mangel an Bevölkerung. Wie todt ist meine Residenz! Ich stehe halbe Stunden lang am Fenster, ohne einen Menschen zu sehen. Nur dann und wann schleicht ein unsauberer Pfahlbürger, der finster aus seinem zerlöcherten Mantel blickt, oder ein altes Weib in Lumpen vorüber. Lese und höre ich dagegen von der munter sich drängenden Volksmenge in London und Paris, so glaub' ich in einer Wüste zu leben.“ —

„Lassen Sie sich das nicht befremden, gnädiger Herr!“

* In der Emilia Galotti.

fiel der Landrath ein. „In jenen Städten wimmelt es von müßigen Pflastertretern, die nichts als Unfug treiben und dem Staate zur Last fallen. Hier aber wohnt ein stilles, arbeitsames Völkchen, das ruhig in seinen Häusern bleibt und mit seinen Händen etwas Nützliches schafft.“ —

„Wohl wahr,“ sprach der Graf; „doch befriedigt mich das nicht ganz. Die Abnahme der Volksmenge in meinem Lande, besonders in der hiesigen Stadt, springt in die Augen. Ich erwarte daher von Ihnen, Herr Schlangenkron, in den nächsten Tagen einen gutachtlichen Vorschlag, wie diesem Uebel abzuhelfen seyn möchte.“ —

Ein Wink mit der Hand entließ den Landrath. Er empfahl sich.

„Wieder ein neues Hirngespinnst!“ murrte er die Treppe hinab; und er hatte wohl Ursache dazu. Er ward für seine fünfhundert Thälerchen Jahrgehalt mit solchen unnützen Aufträgen unaufhörlich überladen, und dieß verdroß ihn um so mehr, da ein gewisser Herr von Dampf, der am gräflichen Hofe alles in allem galt, für tausend Thaler Besoldung nichts zu thun hatte, als mit dem Grafen spazieren zu fahren, mit ihm Tarock zu spielen und bei feierlichen Ceremonientafeln den Dienst eines Kammerherrn zu verrichten. Dieser Herr von Dampf war es denn auch, der dem Grafen — wenn er ihn gerade mit nichts anderm zu unterhalten wußte — dergleichen abenteuerliche Grillen und Einfälle in den Kopf setzte, die dem Landrathe nachher so viel zu schaffen machten, weil er die darüber erforderten Gutachten nicht mündlich erstatten durfte, sondern mit der größten Ausführlichkeit in *Schriften einreichen* mußte. Er war aus diesen und mehrern *Ursachen dem* Kammerherrn spinnefeind.

Der Graf hatte bei etwas beschränktem Verstande viel gute Seiten, und nur den einzigen possierlichen Fehler, daß er sich durchaus zu einem Fürsten hinaufschrauben wollte, ungeachtet er ein so kleiner Regent war, daß einst ein Witzbold von ihm sagte: „Wenn er nies't, so hört es sein ganzes Land und ruft: Prosit!“ —

Sein eitles Monarchenspiel veranlaßte ihn zu mancher Lächerlichkeit. Einst wollte er sein Städtlein und die dazu gehörigen paar Dörfer zu einem geschlossenen Handelsstaate (nach der Lehre eines berühmten Gelehrten) bilden, und untersagte seinen Unterthanen jeden Kauf- und Tauschverkehr mit den benachbarten Dörfern und allen Ländern der ganzen Welt. Ein anderes Mal brachte er eine Armee von fünfzehn Mann auf die Beine, und hätte gern einen Krieg angefangen, wäre ihm nur irgend ein Fürst bekannt gewesen, von dem er hätte hoffen können, daß er sich mit zwölf Mann Infanterie und drei Mann Kavallerie würde bezwingen lassen. Andere Riesengedanken von ähnlichem Schlage, die ein eigenes Büchlein verdienten, hier zu geschweigen.

Niemand lachte im Stillen mehr darüber, als der Landrath, ein schlaues und hämisches Männchen. Wollte er aber sein Amt nicht verlieren, so mußte er sich gegen den Grafen alles Widerspruchs enthalten und das Feld der ernsthaften Posse mit bearbeiten helfen.

Grämlich warf er sich jetzt an sein Pult und sann über das ihm aufgegebene Thema nach; aber schon nach fünf Minuten rief er: „Gefunden, gefunden!“ und klopfte freudig in die Hände. Er hatte einen goldnen Einfall, mit Einer Klatsche zwei Fliegen zu schlagen, das heißt, den Grafen zu befriedigen und zugleich dem Kammerherrn einen Rank zu spielen. Die Feder flog nun rasch auf dem

Papier, und nach einer Stunde überreichte er dem Grafen einen Aufsatz, wovon wir hier nur einen kurzen Auszug geben wollen.

„Eine Hauptquelle der abnehmenden Bevölkerung“ „— schrieb er — „ist die immer mehr um sich grei„fende Ehelosigkeit. Das sahen schon vor alten „Zeiten die Lacedämonier ein, und die Hagestolzen „hatten daher bei ihnen einen harten Stand. Jähr„lich, an einem bestimmten Tage, wurden sie öffent„lich wie Opferthiere um einen Altar geführt und „von Weibern und Jungfrauen mit Ohrfeigen ge„züchtiget. Diese Sitte sollte man jetzt in der Welt „wieder einführen, um die Bevölkerung zu vermeh„ren; denn jede Mannsperson würde heirathen, um „nicht die Strafe der Hagestolzen zu dulden.“ —

„Ein guter Gedanke!“ sprach der Graf. „Wir wollen so ein Hagestolzengericht öffentlich hegen.“ —

„Wann befehlen Ew. Erlaucht?“ fragte der Landrath.

„Sobald als möglich, lieber Schlangenkron!“ —

„Sehr wohl, gnädiger Herr! Die Anstalten erfordern jedoch einige Zeit; denn Ew. Erlaucht geruhen doch wohl, diese Feierlichkeit durch eine Proclamation in den Zeitungen vorher bekannt machen zu lassen?“ —

„Ei, das versteht sich, mein guter Landrath! Ich will vor ganz Deutschland den Ruhm haben, daß ich das erste regierende Haupt bin, das auf eine so genialische Art die Bevölkerung seiner Staaten befördert.“ —

Schlangenkron hatte gewonnenes Spiel. Das Hagestolzengericht war auf den ehelosen Kammerherrn gemünzt, der sich außer den schon angeführten Ursachen diese Rache dadurch zuzog, daß er einst dem Grafen einige scandalöse

Geſchichten aus der Hauschronik des Landraths erzählte, der unter dem Pantoffel einer böſen Frau ſtand, und bisweilen von ihr behandelt wurde, wie die Hageſtolzen zu Lacedämon von ihren Mitbürgerinnen. Der Graf zog ihn ſcherzend damit auf, und er knirſchte vor Wuth gegen den Klätſcher, den er bald errieth, und nun auf gleiche Art beſtraft zu ſehen wünſchte. Sein Rachplan ging noch weiter. Er wollte ſogar den Kammerherrn, den er um ſeine Unabhängigkeit von weiblicher Herrſchaft und Tyrannei beneidete, unter dieß eiſerne Joch bringen; und hierzu war wirklich Hoffnung vorhanden.

Herr von Dampf befand ſich erſt ein Jahr und wenige Monate am gräflichen Hofe. Als er ſchon über den Johannistag ſeines Lebens hinaus dahin kam, lebte er Anfangs mit dem Landrath in gutem Vernehmen, und hatte einſt bei einer Flaſche Wein die unglückliche Offenherzigkeit, ihm mancherlei Fata ſeiner zuvor in verſchiedenen Ländern geführten irrenden Ritterſchaft zu entdecken. Unter andern beichtete er lachend: er habe in einer gewiſſen Stadt, die er nannte, eine ziemlich befahrte, aber ſehr reiche Braut im Stiche gelaſſen, und ſey bei Nacht und Nebel geflüchtet, um von ihr loszukommen, weil ihn ihre unverträgliche Gemüthsart mit einer Hölle auf Erden bedroht habe. Er trieb ſeine unkluge Aufrichtigkeit ſo weit, den Namen dieſer Perſon — es war ein Fräulein Veronika von Drachenfels — zu nennen, und ſchloß ſein Geſchichtchen mit dem Ausruf: „Wehe mir, wenn ſie meinen Aufenthalt wüßte! Ich hätte ſie wie ein Donnerwetter auf dem Halſe!“ —

Der Landrath hatte die ſchöne Gewohnheit, alle erlauſchte geheime Anekdoten, die jeder ihm bekannten Perſon *nicht zur Ehre* gereichten, ſorgfältig aufzuzeichnen, um

sich derselben gelegentlich zu seinem Vortheile zu bedienen. Dieses giftige Buch, das man nach seinem Tode in einem verborgenen Fache seines Schreibtisches fand, führte den Titel: Mein Zeughaus, weil er sich daraus nach Gelegenheit der Umstände mit Angriffs- oder Vertheidigungswaffen rüstete. Er ließ denn auch damals, als ihm Herr von Dampf seine Brautflucht gestand, dieses Histörchen nicht auf die Erde fallen, sondern trug es wie ein brauchbares Stück Eisen, das einst zu einem Schwerte geschliffen werden konnte, in sein Arsenal, und holte es jetzt wieder hervor, um damit gegen den Kammerherrn feindlich zu Felde zu ziehen. Er schrieb an Fräulein Drachenfels, verrieth ihr den Aufenthalt des Flüchtlings, und forderte sie auf, sich vor dem Hagestolzengericht persönlich zu stellen und dem Treulosen sein Recht anzuthun. Damit er aber nicht vorher, wenn er Wind davon bekäme, wieder entwischen möchte, so gab Schlangenkron dem Fräulein den Rath, keinen voreiligen Lärm zu machen, sondern geheim und im strengsten Incognito anzukommen und das Absteigequartier in seinem Hause zu nehmen.

Auf diesen Judasbrief erhielt er mit umgehender Post eine sehr verbindliche Antwort. Das Fräulein schrieb: sie werde unfehlbar zu rechter Zeit und Stunde erscheinen.

Indessen erfuhr der Kammerherr aus dem Munde des Grafen, daß nächstens ein hochnothpeinliches Halsgericht über die Hagestolzen des Landes gehalten werden sollte. Da er, wie bekannt, zu dieser Klasse gehörte, so erschrack er nicht wenig, und bot alle seine Beredtsamkeit auf, um die Sache zu hintertreiben. Allein der Graf antwortete: sie müsse schlechterdings ihren Fortgang haben, weil der *Ausruf des Gerichts* schon unter der Presse sey, und nächstens *in der Zeitung des* Hamburgischen unpartheiischen

Correspondenten und in mehrern solchen Blättern zu lesen seyn werde. Herr von Dampf bat nun, ihm wenigstens in Gnaden zu erlauben, daß er an dem Gerichtstage verreisen dürfe; doch auch dieses Gesuch ward abgeschlagen. „Das hieße das Recht beugen!“ sagte der Graf: „In meinem Lande müssen sich Hohe und Niedere den Gesetzen unterwerfen, und ich befehle Ihnen, bei Vermeidung meiner höchsten Ungnade und Verlust Ihres Postens, sich vor dem Gerichte zu stellen.“ —

Der Kammerherr schwieg. Er wußte vor Angst nicht, was er beginnen sollte. Schon war er im Begriff, in einen sauren Apfel zu beißen, und seinen Widersacher, den Landrath, als den Oberrichter der Grafschaft, um Rath und Hülfe zu bitten. Da wäre er denn gerade vor die rechte Schmiede gekommen! Er ging bereits auf Schlangenkrons Haus zu; doch plötzlich überfiel ihn ein Schauder vor dem Manne, dessen Arglist er schon bei vielen Gelegenheiten kennen gelernt hatte. Eilig kehrte er nun wieder um und schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß kein Frauenzimmer so kühn seyn werde, ihm, den ersten Mann im Lande und Favoriten des regierenden Herrn, unter freiem Himmel das Kapitel zu lesen oder gar einen Backenstreich zu versetzen.

Der ungetreue Theseus dachte freilich auch jetzt an seine verlassene Ariadne, und stellte sich mit Grausen vor, wie traurig es ihm ergehen würde, wenn sie ihn unter dem Schutz der Gesetze koranzen dürfte und er wie ein Opferlamm stillhalten müßte; dieses furchtbare Bild, das sich seine Phantasie mit allen Farben des Schreckens ausmalte, verlor jedoch dadurch viel von seiner Gräßlichkeit, daß er in dem dunkeln Erdenwinkel, wo er sich jetzt befand, völlig sicher zu seyn glaubte. Armer Mann! indem dich dieser

leidige Troſt in den Schlummer der Sorgloſigkeit wiegte, war deine Veronika ſchon unter Weges, um dich mit Blitz und Donner zu wecken! —

Sie kam in der Nacht vor dem Gerichtstage im Städtlein an und ſtieg bei dem Landrath ab.

Der Himmel — wo der Sage nach die Ehen geſchloſſen werden und alſo die Hageſtolzen wahrſcheinlich nicht wohl angeſchrieben ſtehen — begünſtigte den Tag, an welchem einige von ihnen exemplariſch geſtraft werden ſollten, mit dem heiterſten Wetter. Die Hegung des Gerichts konnte daher im Freien Statt finden. Der Graf ließ ſeinen Thron — denn er hatte wirklich einen ſo ſtattlichen Audienzſeſſel, daß man ihn mit dieſem Namen beehren konnte — aus dem Schloſſe heraustragen und vor der Pforte deſſelben aufſtellen. Die ganze Volksmenge der Reſidenz war auf den Beinen, bewunderte dieſe Anſtalten und wartete neugierig der Dinge, die da kommen ſollten.

Gegen Mittag geruhte der Graf, ſich aus ſeiner Burg zu erheben und auf den Thron niederzulaſſen. Der Landrath und der Kammerherr waren in ſeinem Gefolge. Mit einer lauernden Miene ſetzte ſich Schlangenkron an der linken Seite des Grafen auf einen für ihn beſtimmten Seſſel. Herr von Dampf aber mußte vor den Stufen des Thrones ſtehen bleiben, weil der boshafte Landrath dem Grafen in den Kopf geſetzt hatte, es gebühre dem Kammerherrn, als einem in der Unterſuchung befangenen Hageſtolzen, auf dem Gerichtsplatze kein Stuhl. — Die Hinterſeite des Thrones umgab ein Halbmond der angeſehenſten Perſonen des Städtchens, die ſämmtlich verheirathet waren und alſo das Licht nicht ſcheuen durften. Es waren überhaupt in der gräflichen Reſidenz nur zwei

oder drei Hageſtolzen ſeßhaft, und dieſe hatten ſich in der Nacht vorher aus dem Staube gemacht. Der unglückliche Kammerherr war alſo in der ganzen hier zuſammengeſtrömten Volksmaſſe der Einzige, dem das Herz wie ein Hammer ſchlug.

Der Graf winkte, daß die Feierlichkeit anfangen ſollte. Es erſchallten Trompeten, und ein Herold rief aus:

„Demnach Ihro Erlaucht, der regierende Reichs„graf von Dohlenburg, in der landesväterlichen Ab„ſicht, die Bevölkerung des Reichs zu vermehren, in „Gnaden beſchloſſen haben, die in hieſiger Haupt„und Reſidenzſtadt wohnenden Verächter des Eheſtan„des, Hageſtolzen genannt, nach dem alten, rühm„lichen Beiſpiele der Lacedämonier, vor Gericht zu „fordern und das Strafamt gegen ſie den ehrſamen „Frauen und Jungfrauen zu übertragen; als werden „hiermit ſämmtliche Hageſtolzen dieſes Orts, ſo lange „gegenwärtige Gerichtsſitzung dauert, für vogelfrei „erklärt.“

Dem Kammerherrn ſchlotterten bei dieſer Proklamation die Kniee, und er ſchielte furchtſam über die Achſel, ob ſich etwa die Frau Bürgermeiſterin (die auf dem rechten Flügel des Halbmondes an der äußerſten Spitze ſtand) zu einem Signalſtreiche gegen ihn rüſte. Aber indem er dahin blickte und die fromme Miene des runden Weibleins ihn ziemlich beruhigte, ſtürzte von der andern Seite Veronika mit zornigen Feueraugen und ſchlagfertig erhobener Hand auf den Gerichtsplatz. „Sieh da, Herr von Dampf!“ ſchrie ſie, und ihm war in dieſem Augenblicke nicht anders, als bräche das Gewölbe des Himmels über ihm ein. *Er warf ſich* vor Angſt auf beide Kniee und flehte mit *einem* Jammergeſichte, das Zärtlichkeit ausdrücken ſollte.

um Schonung. „Gnade, Gnade, holde Veronika!“ rief er: „Ich bin auf der Stelle bereit, mit Ihnen zum Altar zu gehen!“ —

Sie goß ihm eine Fluth von Vorwürfen über den Kopf; ihre rechte Hand schwebte drohend über ihm; und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht der Graf, der eine Weile mit ruhigem Lächeln auf den Büßenden im Staube herabsah, noch endlich geruht hätte, ein versöhnendes Wort fallen zu lassen und sich für die unverzügliche Haltung des erneuten Ehegelübdes selbst zu verbürgen. Veronika nahm diese hohe Vermittelung ohne langes Bedenken an. Der Landrath war unzufrieden, daß es keine Ohrfeigen setzte. Er zupfte das Fräulein von hinten am Kleide, um sie von der Begnadigung des Sünders abzumahnen; sie hob ihn aber dennoch von der Erde auf und ließ ihn zum Handkuß.

Der gutmüthige Graf freute sich über den friedlichen Ausgang dieser Geschichte, ungeachtet die künftigen Ehegatten in Ansehung ihrer Jahre wenig Hoffnung gaben, *Mehrer des Reichs* zu werden. Da übrigens weiter keine Hagestolzen zu verurtheilen waren, so ging das Gericht auseinander.

Schlangenkrons Absicht, dem Kammerherrn wehe zu thun, mißglückte ganz und schlug im Gegentheil zum Vortheil desselben aus. Er ward drei Monate nach seiner Vermählung — Wittwer, und that dadurch eine beträchtliche Erbschaft. Als nun im folgenden Jahre das Hagestolzengericht wieder gehalten wurde, *saß* er ruhig dabei und war sicher vor Schlägen, die sein Feind nach wie vor zu Hause bekam.

Die Zeche.

„Schweigen Sie, Graf!“ rief die schöne Klara. „Ich verzeih' es Ihnen nun einmal nicht, daß Sie dem Prinzen bei seinen nächtlichen Orgien an die Hand gehen! — O, wie beklag' ich die arme, unglückliche Prinzessin! — Ihre zahllosen Thränen klagen auch Sie an, Herr Graf! Sie vermögen über den wilden Prinzen so viel; Sie könnten ihn von Ausschweifungen ablenken, könnten ihn seiner Gemahlin zurückgeben; aber nein, das Gegentheil geschieht! — Gehen Sie, ich zürne ernstlich auf Sie, und unser Bündniß ist aufgelöset, wenn Sie nicht von jetzt an Ihr Möglichstes thun, die Prinzessin zu beruhigen.“ —

Rochester versprach es der geliebten Klara. Sie war Hofdame und vertraute Freundin der Gemahlin Heinrichs des Vierten, der als Kronprinz von England mit den ausgelassensten Wüstlingen der Hauptstadt ganze Tage und Nächte durchschwärmte. Rochester fühlte wohl, daß der Auftrag, ihn im Zügel zu halten, kein leichtes Geschäft sey; doch die Liebe gab ihm Muth und guten Willen. Er wollte wenigstens einen Versuch machen, den königlichen Wildfang bei einer nächtlichen Streiferei in eine unange-

nehme Lage zu verwickeln und ihm dadurch dergleichen Beluſtigungen zu verleiden.

Es lebte damals in London ein Gaſtwirth, Namens Staff, der die Gabe hatte, allen Menſchen derb und trocken die Wahrheit zu ſagen. Dieſer Mann ſchien völlig dazu geſchickt, dem Prinzen eine Lection zu geben. Rocheſter war mit ihm in einem weitläuftigen Grade verwandt; doch kannten ſie einander nicht von Perſon. Staff hatte ſich viel in der Welt umhergetrieben, zuletzt ein Kaperſchiff geführt, aber bei allen ſeinen Unternehmungen ſo wenig gewonnen, daß er nun nichts als eine Gaſtwirthſchaft beſaß, die nur von Schiffern und andern ſolchen Kunden in Nahrung geſetzt wurde. Rocheſter fand keinen Beruf, ſeinen Herrn Vetter in dieſer Kneipe aufzuſuchen, und Staff ließ ſich nicht gern von vornehmen Leuten über die Achſel anſehen. So blieben ſie immer weit von einander. Doch hatte der Graf, dem kein hübſches Mädchengeſicht in London entging, durch ſeine Spione in Erfahrung gebracht, daß Staff eine junge Nichte bei ſich habe, die gerade nicht ausgezeichnet ſchön, aber ſehr niedlich und artig ſey. Rocheſter rühmte ſie dem Prinzen und lockte ihn eines Abends damit in Staffs Herberge.

Sie waren beide als Matroſen verkleidet, und ſchienen alſo ganz gewöhnliche Gäſte. Aber ſie fanden einen Bekannten. Es war ein Page des Prinzen, der, in Betty verliebt, ſich für einen italieniſchen Sprachmeiſter ausgegeben hatte, um ſie in den Lehrſtunden unter vier Augen ſprechen zu können; denn zu anderer Zeit waren ihm der Herr Onkel und andere Menſchen im Wege. Da William — dieß war der Name des Pagen — täglich Bootsleute in Staffs Hauſe aus- und eingehen ſah, ſo fiel ihm die verkleideten Herren nicht auf und er würdigte

ſie kaum eines Blicks. Allein der Graf zog ihn bei Seite, entdeckte ſich und befahl ihm im Namen des Prinzen, ſie nicht zu verrathen, ſich aber übrigens keinen Zwang anzuthun. Der Page erſchrack und geſtand nun ſelbſt: er gelte hier für einen welſchen Sprachmeiſter, und wünſche ebenfalls ſehr, nicht entlarvt zu werden. Rocheſter verſprach ihm Verſchwiegenheit, und fand es luſtig, daß auf dieſe Art ein Schwert das andere in der Scheide halte.

Indeſſen beorderte Heinrich den Wirth, ſeinen beſten Wein aufzutiſchen.

„Haſt du auch Geld, Burſche?“ fragte dieſer.

„Ho, ho! es hätte nicht Platz in deinem Bauche, ſo dick er auch iſt!“ ſagte der Prinz.

„Windmichel!“ brummte Staff und ging in den Keller.

Es ward tüchtig gebechert. Heinrich lud den Wirth zum Mitzechen ein. „Auf Eure Koſten!“ ſprach Staff. „Es gilt!“ verſetzte der Prinz. Die drei Herren brachen nun einer Flaſche nach der andern den Hals. Der Sprachmeiſter hielt ſich ſo weit als möglich vom Tiſch entfernt. Er flüſterte im dunkeln Hintergrunde der Stube mit ſeiner Schülerin. Aber der Prinz ſtörte ihn oft. Er verließ den Zechtiſch und liebkoste das Mädchen. William wollte vor Eiferſucht berſten.

„Gefällt dir das Mädchen?“ — rief Staff. „Je nun, wenn du ſo viel Geld haſt, als du vorhin prahlteſt, ſo magſt du ſie freien!“ —

„Hörſt du, ſchöne Betty, was der Alte ſpricht?“ fragte der Prinz. „Könnteſt du mich wohl leiden?“ —

Das Mädchen zupfte an der Schürze und ſchlug erröthend die Augen nieder.

„Nu, nu, mach' nicht etwa Ernſt, junger Fant!“

sagte Staff. „Meine Betty ist in keinem Fall ein Bissen für deinen Schnabel! Sie würde bei Hofe glänzen, wenn sich ihr Onkel Rochester ein Bischen um sie bekümmerte.“ —

„Rochester?“ — fragte der Prinz, indem der Graf bestürzt das Gesicht wegwandte.

„Ja, ja, Rochester!“ sprach Staff. „Ihre Mutter stammte aus dieser Familie und war mit meinem leiblichen Bruder verheirathet. Wir waren von Haus aus keine Lumpen, ich und mein Bruder, das kannst du glauben!“ —

„Was ist denn der Rochester für ein Mann?“ fragte Heinrich.

„Kennt ihn Gott nicht besser, als ich — und das möcht' ich beinahe glauben — so steht's übel mit ihm!“ erwiederte Staff. „Ich bücke mich nicht gern vor großen Hansen; drum hab' ich seine Bekanntschaft nie gesucht.“ —

„Aber man hört doch von solchen Herren sprechen;“ sagte der Prinz, den Grafen neckend.

„Freilich hört man nur selten was Gutes!“ antwortete der vormalige Korsar. „Wär' alles gegründet, was die Leute sagen, so hätte der Rochester kein gutes Haar. Nun, das ist wenigstens gewiß, wer eine hübsche Frau oder Tochter im Hause hat, der sieht ihn nicht gern über die Schwelle kommen.“ —

„Man thut ihm wahrscheinlich zu viel!“ fiel der Graf entschlossen ein. „Er muß doch ausgezeichnete Tugenden besitzen, da ihm, wie ich höre, der Prinz von Wallis seines *Umgangs* würdigt.“ —

„*Da trefft Ihr recht in's Schwarze!*“ rief Staff, und

lachte, daß ihm der Bauch schütterte. „Gleich und gleich gesellt sich gern!“ —

„Das ist's ja eben, was ich sage!“ fuhr der Graf rachlustig fort. „Der Prinz ist doch ohne Zweifel ein Spiegel der Jugend von ganz England.“ —

„Ha, ha, ha! Ihr sprecht, als wär't Ihr erst heute geboren! Der Prinz ein Spiegel? Ja, — für Fastnachtsnarren, Trunkenbolde, Wollüstlinge und ander solches unnützes Volk! Wär' ich nur der König, ich wollte diesen angelaufenen Spiegel aller Taugenichtse bald wieder blank putzen!“ — Er machte bei den letztern Worten mit geballter Hand die Geberde des Schlagens.

Heinrich schlich vom Tisch hinweg und entschädigte sich für den Schmerz seiner Ohren auf Betty's Lippen.

Rochester lenkte jetzt das Gespräch, das ihm nun doch zu ernsthaft ward, auf einen andern Gegenstand. Das Bacchanal dauerte indessen lebhaft fort. Der Graf zog es mit Willen in die Länge und forderte Wein über Wein, wovon der alte Seeräuber den größten Theil zu sich nahm. Heinrich trieb nicht zum Aufbruch. Die Tändeleien mit Betty unterhielten ihn so angenehm, daß er keinen Augenblick lange Weile hatte. Der Wirth sah dabei durch die Finger, weil die Gäste so viel aufgehen ließen. William konnte vor Eifersucht den Weg aus dem Hause nicht finden. Doch wich er, wenn der Prinz vom Tische aufstand, um die in der Ferne strickende Betty zu besuchen, sogleich von ihrer Seite und ging verdrießlich in ein Kabinet, wo er an einem Fensterchen lauschte und sich vor Aerger die Nägel zerbiß.

So brach der Tag an. Der Wirth machte jetzt die Weinrechnung. Indessen ging Rochester einen Gang hinaus vor die Thür und — kam nicht wieder.

Er ward bald vermißt. „Ein feiner Gast!“ sagte Staff. „Er nimmt Abschied hinter der Thüre! — — Hat er dir denn aufgetragen, seine Zeche für ihn zu bezahlen?“ —

„Nein,“ sagte Heinrich. „Ich hab' im Gegentheil auf ihn gerechnet.“ —

„Nun, das klingt tröstlich!“ rief der Wirth. „Doch du hast ja so viel Geld, wie du vorhin sagtest. Thu' also den Beutel auf und bezahle! Der ganze Bettel macht drei und eine halbe Guinee.“ —

Der Prinz griff maschinenmäßig in seinen Taschen herum, ob er gleich voraus wußte, daß kein Pfennig darin zu finden war. Er trug bei solchen Nachtwanderungen niemals Geld bei sich. Rochester führte die Kasse und war jetzt damit entwichen.

„Wie lange wird's?“ brummte Staff. „Hier ist die Rechnung. Drei und eine halbe Guinee!“ —

Heinrich bat, ihm einige Stunden Kredit zu geben. „Nicht eine Minute, du kahle Schiffsratze!“ fuhr Staff ihn an und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Zahlung oder Arrest! Du kommst nicht anders von der Stelle!“ —

Der Prinz besann sich jetzt, daß er eine goldene, mit Edelsteinen besetzte Uhr bei sich hatte. Er bot sie zum Pfande.

„Alle Wetter!“ schrie Staff. „Wie kommst du zu einem solchen Kleinod?“

Heinrich stockte bei seiner Verantwortung. Der Wirth hielt ihn für einen Dieb, packte ihn beim Kragen, schleppte ihn in eine Kammer, legte ein Vorlegeschloß vor und lief *fort, um die Uhr von einem Juwelier schätzen und den verdächtigen Matrosen arretiren zu lassen.*

Als er fort war, bat der Gefangene die kleine Betty um Mitleiden und Freiheit. Ihr Herz brach; aber sie war kraftlos, seinen Kerker zu sprengen. Zum Glück war der Sprachmeister noch da. Er setzte seine Eifersucht bei Seite, schlug das Vorlegeschloß mit einer Axt herunter und der Prinz entsprang.

Während der Zeit ging Staff zu einem Juwelier und zeigte ihm die Uhr. Er schätzte sie auf hundert Guineen, und nannte ihm den Meister, der sie, nach dem darauf eingegrabenen Zeichen, verfertigt hatte. Der Gastwirth eilte zu demselben, ungeachtet er fast eine deutsche Meile entfernt wohnte. „Kennen Sie diese Uhr?“ fragte Staff. „Sehr gut!“ antwortete der Künstler: „Sie gehört dem Prinzen von Wallis.“ — Der Gastwirth gerieth in ein freudiges Schrecken, und rannte in der Erwartung eines guten Trinkgeldes nach dem prinzlichen Palast.

Heinrich, der nur ein paar Stunden geschlafen hatte, stritt eben mit Rochester über den ihm gespielten Streich, als im Vorzimmer ein gewaltiger Lärm entstand. Staff zankte mit den Bedienten, die ihm, weil er sein Anbringen nicht entdecken wollte, die geforderte Meldung verweigerten. Er stieß sie rechts und links zurück und drang vor bis an des Prinzen Gemach. Der Graf öffnete die Thür, um nach der Ursache dieses Getümmels zu fragen. Der wilde Korsar warf nun vollends seine Gegner über den Haufen, und drängte sich, neben Rochester vorbei, ins Zimmer, wo eben William den Prinzen beim Frühstück bediente.

Staffs Erstaunen, als er hier auf einmal die beiden Matrosen und Betty's Sprachmeister beisammen fand, bewirkte bei ihm eine minutenlange Versteinerung. Dann warf er sich, immer noch stumm, zu den Füßen des lachen-

den Königssohns und überreichte ihm die Uhr. Heinrich kündigte ihm, ehe er noch darum bitten konnte, völlige Verzeihung an, und befahl ihm, das in den Händen habende Pfand zum Andenken zu behalten. Man erklärte ihm mit kurzen Worten alle Räthsel. Der Graf nannte ihn scherzend Herr Vetter. Er taumelte wie trunken nach Hause.

Der Prinz belohnte bald nachher seinen Befreier, den Pagen, durch einen höhern Posten, der ihn in den Stand setzte, sich mit Betty zu verbinden. Rochester erkannte sie als seine Nichte an. Heinrich vergab ihm die Flucht mit der Kasse und enthielt sich von nun an solcher gefährlichen Maskeraden und Schwärmereien. Der Graf rechnete sich das Verdienst dieser Sinnesänderung bei seiner Geliebten hoch an, und sie vergalt es ihm dankbar durch ihre Hand.

7.

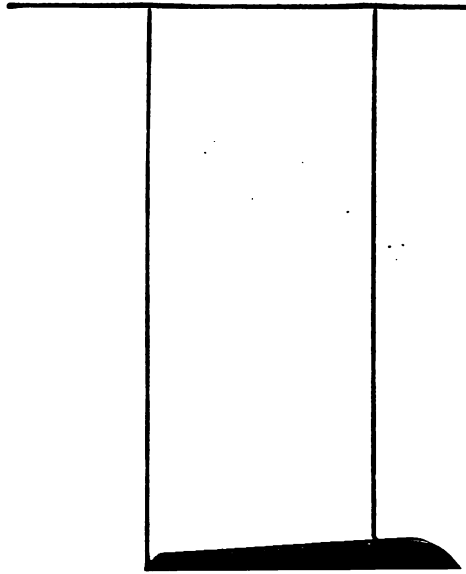
8.

12.

PT
2390
L4
1841
v. 12

Stanford University Libraries

3 6105 015 207 637

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.